LINWOOD BARCLAY

KEIN ENTKOMMEN

THRILLER

ullstein

Das Buch

David Harwood, Lokalreporter in der Kleinstadt Promise Falls, führt mit seiner Frau Jan und dem vierjährigen Ethan ein glückliches Leben. Doch seit einiger Zeit macht sich David Sorgen um Jan. Sie ist launisch, deprimiert, redet sogar von Selbstmord. Ein Familienausflug in den Vergnügungspark Five Mountains scheint eine gute Idee, um Jan auf andere Gedanken zu bringen. Als sie auf dem Gelände des

Vergnügungsparks plötzlich verschwindet, sieht er seine schlimmsten Ängste wahr werden. Wird seine geliebte Frau sich etwas antun?

Den Polizisten von der örtlichen Wache stellt sich der Fall ganz anders dar. Aufzeichnungen und Überwachungskameras am Eingang zeigen nur David und Ethan – ohne Jan. Plötzlich steht David selbst im Zentrum der Ermittlungen: Er wird des Mordes an seiner Frau verdächtigt. Um seine Unschuld

zu beweisen und das Sorgerecht für Ethan zu behalten, macht David sich auf die Suche nach der Wahrheit. Er kommt einer Jahre zurückliegenden Tragödie auf die Spur, die sein Leben zu zerstören droht …

Der Autor

Linwood Barclay stammt aus den USA, lebt aber seit seiner Kindheit in Kanada. Er arbeitete lange als Journalist und hatte

eine beliebte Kolumne im *Toronto Star*. Seit dem Erscheinen seines ersten Thrillers *Ohne ein Wort* ist Barclay ein internationaler Bestsellerautor. Seine beiden erwachsenen Kinder sind vor kurzem zu Hause ausgezogen, und er lebt mit seiner Frau in der Nähe von Toronto.

Von Linwood Barclay sind in unserem Hause bereits erschienen:

Ohne ein Wort

Dem Tode nah
In Todesangst

Linwood Barclay

KEIN ENTKOMMEN

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Nina Pallandt

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Mai 2011
© für die deutsche Ausgabe
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011
© 2010 by Linwood Barclay
Titel der amerikanischen Originalausgabe: *Never Look Away*
(Bantam / Random House, New York)
Konzeption: HildenDesign, München
Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur, München
Titelabbildung: Getty Images / Jacob Sjoman Svenson

Satz und eBook: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
ISBN 978-3-8437-0024-5

Für Neetha

»Jetzt ist er komplett weggetreten.«

»Such nach dem Schlüssel für die Handschellen.«

»Hab ich doch schon. Aber er hat keinen dabei, verdammt.«

»Und die Zahlenkombination? Vielleicht hat er sie irgendwo aufgeschrieben. Auf einem Zettel in seiner Brieftasche oder so.«

»Was? Hältst du ihn für so blöd, dass er sich die Nummern aufschreibt?«

»Dann knack die Kette. Den Koffer nehmen wir erst mal mit.«

»Die Kette ist aus Stahl.

Das dauert bestimmt eine Stunde, bis ich sie durchgesägt habe.«

»Kannst du ihm das Ding nicht übers Handgelenk ziehen?«

»Wie oft soll ich es dir noch sagen? Ich muss es durchsägen.«

»Hast du nicht eben gesagt, das dauert ewig?«

»Ich hab nicht von der Kette geredet.«

PROLOG

»Ich habe Angst«, sagte Ethan.

»Ach was«, sagte ich. »Dafür gibt's nicht den geringsten Grund.« Ich wandte mich vom Steuer ab und streckte den Arm nach hinten, um ihn aus

dem Kindersitz zu befreien. Ich griff unter der Halterung durch, auf der seine Arme lagen, und löste den Verschluss der Gurte.

»Ich will nicht damit fahren«, sagte er mit Blick auf das Riesenrad und die fünf Achterbahnen, die wie Berge aus Röhren hinter dem Eingang des Vergnügungsparks

aufragten.

»Tun wir auch nicht«, erinnerte ich ihn zum x-ten Mal. Allmählich begann ich mich zu fragen, ob der kleine Ausflug tatsächlich eine so gute Idee gewesen war. Am Abend zuvor waren Jan und ich vom Lake George zurückgekommen und hatten Ethan bei meinen Eltern abgeholt. Er war

schon ganz aufgeregt gewesen; einerseits hatte er sich riesig gefreut, sich andererseits aber Sorgen gemacht, dass die Achterbahn am höchsten Punkt entgleisen könnte. Nachdem ich ihn ins Bett gebracht hatte, war ich neben Jan unter die Decke geschlüpft.

Eigentlich hatte ich sie noch fragen wollen, ob ich

wirklich mit Ethan in den Five-Mountains-Park fahren sollte, doch sie schlief bereits oder tat zumindest so.

Und am nächsten Morgen war Ethan Feuer und Flamme für unseren Ausflug. Alle Achterbahn-Ängste waren verflogen. Beim Frühstück löcherte er mich, wie Achterbahnen funktionieren würden,

warum sie keine Lokomotive hätten, irgendeinen motorisierten Wagen, der vorneweg fuhr. Wie kamen sie die Steigungen überhaupt hinauf?

Erst als wir kurz nach elf auf den fast vollen Parkplatz fuhren, gewannen seine Ängste wieder die Oberhand.

»Keine Sorge, wir fahren

nur mit den kleineren Karussells«, sagte ich. »In die großen lassen sie dich sowieso nicht. Immerhin bist du gerade mal vier Jahre alt. Um mit der Achterbahn fahren zu dürfen, musst du acht oder neun sein. Ungefähr so groß.« Ich hielt die Hand knapp anderthalb Meter über den Asphalt.

Misstrauisch beäugte er

meine Hand. Wahrscheinlich war es nicht allein die Vorstellung, mit einer der monströsen Achterbahnen zu fahren, die ihn beunruhigte. Das laute Rattern, das zu uns herüberdrang, klang sogar in meinen Ohren beängstigend.

»Mach dir keine Gedanken«, beschwichtigte ich. »Ich

passe schon auf, dass dir nichts passiert.«

Ethan sah mir in die Augen, gelangte offensichtlich zu dem Schluss, dass ich vertrauenswürdig war, und erlaubte mir, den Sicherheitsbügel über seinen Kopf zu heben. Als er sich aus dem Kindersitz kämpfte, streiften die Gurte sein feines blondes

Haar. Ich fasste ihn unter den Armen, doch er wand sich aus meinem Griff. »Kann ich allein«, sagte er, hievte sich aus dem Sitz und sprang aus der offenen Wagentür.

Jan nahm den Kinderbuggy aus dem Kofferraum und klappte ihn auseinander. Ethan versuchte sich hineinzusetzen, noch

bevor sie ganz damit fertig war.

»Moment mal«, sagte Jan.

Ethan hielt inne und wartete, bis er das Klicken der Raste hörte, dann ließ er sich in den Buggy fallen. Jan beugte sich erneut über den Kofferraum.

»Warte«, sagte ich und nahm den Rucksack.

Jan öffnete eine kleine

Leinentasche, bei der es sich in Wahrheit jedoch um eine Kühlbox mit Stoffverkleidung handelte und die ein Eispäckchen und ein halbes Dutzend Packungen Fruchtdrinks nebst in Plastik eingeschweißten Strohhalmen enthielt. Sie reichte mir eine der Safttüten. »Ethan hat bestimmt Durst.«

Ich nahm den Fruchtsaft entgegen. Jan schloss den Kofferraum, zog den Reißverschluss der Kühltasche wieder zu und verstaute sie im Buggy, während ich den Strohhalm von der klebrigen Tüte fummelte. Offenbar war eine der anderen Safttüten in der Kühltasche ausgelaufen. Ich zog den Strohhalm aus

der Verpackung und steckte ihn in die Öffnung.

»Nicht drücken«, sagte ich zu Ethan. »Sonst spritzt du dich mit Saft voll.«

»Weiß ich«, sagte er.

Jan berührte mich am Arm. Es war ein warmer Samstag im August. Wir trugen beide Shorts, kurzärmlige T-Shirts und bequeme Sportschuhe;

schließlich würden wir bestimmt einige Meilen durch den Park laufen. Jan trug eine Schirmmütze über den dunklen Haaren, die sie zum Pferdeschwanz gebunden und durch die Mütze gezogen hatte, und eine überdimensionale Sonnenbrille.

»Hey«, sagte sie.

»Hey«, erwiderte ich.

Sie zog mich zu sich hinter den Buggy, so dass Ethan uns nicht sehen konnte. »Alles okay?«, fragte sie.

Irritiert sah ich sie an. Dieselbe Frage hatte mir auf den Lippen gelegen. »Ja, alles klar.«

»Obwohl es gestern nicht so gelaufen ist, wie du dir erhofft hattest?«

»Ach was«, erwiderte

ich. »Man landet eben nicht nur Treffer. So was kann passieren. Und du? Geht's dir wieder besser?«

Sie antwortete mit einem kaum wahrnehmbaren Nicken. Nur der Schirm ihrer Mütze bewegte sich eine Winzigkeit.

»Wirklich?«, hakte ich nach. »Und das, was du gestern erzählt hast? Die Sache mit der Brücke …«

»Lass uns nicht wieder …«

»Ich hatte gedacht, du wärst wieder auf dem Damm, aber als du …«

Sie legte ihren Zeigefinger an meine Lippen. »Ich weiß, es ist nicht leicht mit mir in letzter Zeit. Es tut mir leid.«

Ich zwang mich zu einem Lächeln. »Wir

haben alle mal schlechte Phasen. Manchmal gibt's einen klaren Grund, manchmal nicht. Mach dir keine Sorgen. Das geht schon wieder vorbei.«

Für den Bruchteil einer Sekunde verdüsterte sich ihr Blick, als sei sie sich da keineswegs so sicher. »Du weißt gar nicht, wie dankbar ich dir für deine Geduld bin«, sagte sie.

Eine Familie auf Parkplatzsuche rauschte in ihrem Monster-Geländewagen vorbei, und Jan legte kurz die Hände an die Ohren.

»Ist doch selbstverständlich«, sagte ich.

Sie atmete tief ein. »Es wird bestimmt ein toller Tag. Lass uns einfach die Zeit genießen.«

»So hatte ich’s mir vorgestellt«, sagte ich und gestattete ihr, mich enger an sich zu ziehen. »Trotzdem glaube ich nach wie vor, dass es besser wäre, wenn du professionelle Hilfe in Anspruch nehmen …«

Ethan drehte sich in seinem Buggy um und warf uns einen Blick zu. Er nahm den Strohhalm aus

dem Mund. »Wann gehen wir denn?«

»Mal langsam mit den jungen Pferden«, sagte ich.

Er drehte sich wieder um, wippte mit den Beinen auf und ab.

Jan hauchte mir einen Kuss über die Wange. »Komm, lass uns einfach zusammen Spaß haben.«

»Ja«, sagte ich.

Sie drückte meinen Arm und wandte sich zum Buggy. »Okay, Kleiner«, sagte sie zu Ethan. »Schon geht's los.«

Ethan streckte die Arme aus, als würde er fliegen. Seinen Saft hatte er bereits ausgetrunken und reichte mir die Tüte. Ich warf sie in den nächsten Abfalleimer, während Jan unserem Sohn ein

feuchtes Tuch gab, damit er sich die klebrigen Finger abwischen konnte.

Es waren noch ein paar hundert Meter bis zum Haupteingang, vor dem sich bereits eine Besucherschlange gebildet hatte. Jan hatte unsere Tickets klugerweise online bestellt und sie schon vor ein paar Tagen ausgedruckt. Ich

übernahm den Buggy, während Jan in ihrer Handtasche nach den Karten kramte.

Kurz vor dem Eingang blieb sie abrupt stehen. »Mist.«

»Was?«

»Der Rucksack«, gab sie zurück. »Ich habe ihn im Kofferraum liegen lassen.«

»Brauchen wir ihn überhaupt?«, fragte ich. Es

war ziemlich weit bis zum Auto.

»Ja, wegen den Sandwiches und der Sonnencreme.« Jan achtete stets genau darauf, dass Ethan sich keinen Sonnenbrand holte. »Ich hole ihn. Geht ihr schon mal vor, ich bin gleich wieder da.«

Sie reichte mir zwei Karten – ein Erwachsener,

ein Kind – und steckte ihre eigene wieder ein.

»Drinnen gibt's einen Eisstand«, sagte sie. »Ungefähr nach hundert Metern auf der linken Seite. Wollen wir uns da treffen?«

Jan pflegte grundsätzlich vorher zu recherchieren; offenbar hatte sie sich den Online-Plan des Five-Mountains-Parks

genauestens angesehen.

»Gut«, sagte ich. Jan wandte sich um und schlug den Weg zum Wagen ein.

»Wo geht Mom hin?«, fragte Ethan.

»Sie hat den Rucksack vergessen«, antwortete ich.

»Die Sandwiches?«, sagte er.

»Genau.«

Er nickte erleichtert.

Unvorstellbar, wenn wir ohne Sandwiches mit Erdnussbutter in den Vergnügungspark gegangen wären.

Ich schob ihn an der Schlange vor dem Tickethäuschen vorbei, zeigte unsere Karten vor und betrat den Park. Vor uns befanden sich diverse Fastfood-Buden und ungefähr ein Dutzend

Stände, an denen man Five-Mountains-Souvenirs, Hüte, T-Shirts, Aufkleber fürs Auto und Broschüren kaufen konnte. Ethan wollte einen Hut. Ich sagte nein.

Die ersten beiden Achterbahnen, die schon vom Parkplatz aus riesig gewirkt hatten, türmten sich nun wie der Himalaya vor uns auf. Ich blieb

stehen, kniete mich neben Ethan und streckte den Zeigefinger aus. Er blickte auf und sah zu, wie eine Kette von Wagen langsam den ersten Hügel erklomm und dann mit Hochgeschwindigkeit zu Tal rauschte, während die Fahrgäste sich die Seele aus dem Leib kreischten.

In einer Mischung aus Staunen und Furcht blickte

er mit großen Augen auf das Ungetüm von Achterbahn. »Nein«, sagte er. »Ich will nach Hause.«

»He, keine Sorge«, erwiderte ich und deutete zur anderen Seite des Parks. »Weißt du doch. Wir fahren nur mit den Karussells da drüben.«

Im Park wimmelte es von Menschen. Hunderte, wenn nicht gar Tausende

von Besuchern waren unterwegs. Eltern mit kleinen und größeren Kindern. Großeltern mit ihren Enkeln im Schlepptau oder umgekehrt.

»Ich glaube, da drüben ist der Eisstand«, sagte ich und schob den Buggy an. »Na, wie wär's mit ein oder zwei Kugeln?«

Ethan schwieg.

»He, was ist los? Sag

bloß, du willst kein Eis?«

Als er immer noch keine Antwort gab, blieb ich stehen, um einen Blick auf ihn zu werfen. Seine Augen waren geschlossen.

Unser kleiner Mann war eingeschlafen.

»Ich fasse es nicht«, murmelte ich. Wir waren noch mit keinem einzigen Karussell gefahren, und er befand sich bereits im

Reich der Träume.

»Alles okay?«

Ich wandte mich um. Jan war wieder da. Der Schweiß lief ihr von der Stirn. Über ihrer Schulter hing der Rucksack.

»Er ist eingenickt«, sagte ich.

»Ist nicht wahr«, sagte sie.

»Wahrscheinlich ist er ohnmächtig geworden, als

er das Ding da drüben gesehen hat.« Ich deutete auf die Achterbahn.

»Ich habe einen Stein im Schuh«, sagte Jan und navigierte den Buggy zu einer kleinen Betonmauer vor einer Wiese. Sie hockte sich darauf und zog den Buggy zu sich heran.

»Wollen wir uns ein Eis teilen?«, fragte sie. »Ich bin völlig ausgedörrt.«

Ich wusste, was sie dachte. Jetzt hatten wir die Gelegenheit, etwas exklusiv für uns zu genießen. Ethan würde noch jede Menge Junkfood bekommen, bevor der Tag zu Ende war, aber dieses Eis wäre nur für uns allein.

»Mit Schokoglasur?«, fragte ich.

»Überrasch mich«, sagte sie und hob den

linken Fuß auf ihr rechtes Knie. »Brauchst du Geld?«

»Hab ich dabei«, sagte ich und klopfte mir auf die Gesäßtasche. Ich wandte mich ab und ging zum Eisstand, wo es dieses weiche weiße Zeug aus der Maschine gab. Ganz bestimmt nicht mein Lieblingseis – mir ist richtiges Eis lieber als dieses künstliche –, doch

immerhin gelang es dem jungen Mädchen, das meine Bestellung entgegennahm, die Tüte perfekt zu drehen und sie anschließend auf meinen Wunsch mit Schokolade zu überziehen, die das Eis wie eine zweite Haut umschloss.

Ganz vorsichtig knabberte ich an der Schokolade, bereute es

aber sofort. Ich hätte Jan den ersten Bissen überlassen sollen. Egal, ich würde es während der nächsten Tage wiedergutmachen, am Montag Blumen mit nach Hause bringen, einen Babysitter organisieren und sie während der Woche zum Essen ausführen. Was Jan gerade durchmachte –

vielleicht war es meine Schuld. Ich war nicht aufmerksam genug gewesen. Hatte mich nicht genug angestrengt. Ich wollte, dass Jan endlich wieder auf die Beine kam. Wir würden ihre Probleme überwinden und unsere Ehe gemeinsam wieder ins Gleis bringen.

Als ich mich umdrehte, sah ich Jan plötzlich auf

mich zukommen. Obwohl sie nach wie vor ihre Sonnenbrille trug, sah ich, dass sie völlig aufgelöst war. Eine Träne lief ihr über die Wange, und das Entsetzen stand ihr deutlich ins Gesicht geschrieben.

Wo war der Buggy? Ich warf einen Blick zu der Stelle, wo sie eben noch gesessen hatte.

Sie lief auf mich zu und ergriff mich an den Armen.

»Ich habe nur eine Sekunde nicht hingesehen«, stieß sie hervor.

»Was?«

»Mein Schuh.« Ihre Stimme zitterte. »Ich … ich wollte doch nur den Stein rausholen, und dann … Als ich mich umgesehen habe, war Ethan plötzlich nicht

mehr …«

»Jan, was ist denn los?«

»Irgendjemand hat ihn mitgenommen«, erklärte sie mit brüchiger Stimme. »Als ich nach ihm gesehen habe, war er auf einmal …«

Ich schob mich bereits an ihr vorbei und ging im Eiltempo zu der Stelle, wo ich sie und Ethan zuletzt gesehen hatte.

Der Buggy war verschwunden.

Ich stieg auf die kleine Mauer und ließ den Blick über die Leute schweifen.

Bloß eine Verwechslung, dachte ich. *Nur keine Panik. Ethan ist jede Sekunde wieder da. Irgendeine Mutter hat aus Versehen den falschen Buggy mitgenommen.*

»Ethan!«, rief ich.

Menschen strömten an mir vorbei, ohne mir Beachtung zu schenken. »Ethan!«, rief ich abermals.

Jan sah zu mir auf. »Siehst du ihn irgendwo?«

»Wie ist das möglich?«, platzte ich heraus. »Wie konnte das passieren?«

»Habe ich doch gerade gesagt. Ich habe einen Moment nicht aufgepasst,

und …«

»Wie konntest du das tun? Wie konntest du ihn aus den Augen lassen?«

Jan öffnete den Mund, brachte aber keinen Ton heraus. Ich wollte ein weiteres Mal nachhaken, was in aller Welt passiert war, gelangte jedoch zu dem Schluss, dass ich nur unsere Zeit verschwendete.

In diesem Augenblick kam mir etwas ganz anderes in den Sinn – jene Schauermärchen, wie man sie immer wieder im Fernsehen sieht.

»Ich habe das vom Freund eines Freundes gehört«, fingen diese Berichte immer an. »Ein Ehepaar aus Promise Falls ist nach Florida in Urlaub geflogen. Und in einem der

großen Vergnügungsparks in Orlando ist auf einmal ihr kleiner Sohn verschwunden – vielleicht war es auch ein kleines Mädchen, ich erinnere mich nicht genau. Die Entführer haben den Kleinen in den nächsten Waschraum mitgenommen, ihm die Haare geschnitten, etwas anderes angezogen und

ihn anschließend aus dem Park geschmuggelt. Aber in den Medien ist nie darüber berichtet worden, weil die Betreiber des Parks um jeden Preis schlechte Publicity verhindern wollen.«

Unsinn. An solchen Ammenmärchen war nichts dran.

Aber jetzt …

»Geh zurück zum

Eingang«, befahl ich Jan so ruhig wie möglich. »Falls tatsächlich jemand versucht, Ethan zu entführen, muss er da durch. Außerdem stehen dort garantiert Wachleute. Sag ihnen, was passiert ist.« Ich warf einen Blick auf das Eis in meiner Hand und warf es weg.

»Und was machst du?«, fragte sie.

»Ich gehe in diese Richtung«, sagte ich und deutete auf den Weg jenseits des Eisstands. Weiter hinten befanden sich Toiletten. Vielleicht hatte jemand unseren Sohn in einen der Waschräume verschleppt.

Jan lief los, warf einen Blick über die Schulter und bedeutete mir mit einer Geste, sie sofort auf dem

Handy anzurufen, wenn ich etwas herausgefunden hatte. Ich nickte und lief in die entgegengesetzte Richtung.

Ich ließ den Blick über die Parkbesucher schweifen, während ich zur Herrentoilette rannte. Die Stimmen von Kindern und Erwachsenen hallten von den gefliesten Wänden wider, vermischten sich mit

dem surrenden Gebläse eines Händetrockners. Ein Mann hielt einen etwa dreijährigen Jungen über eines der Pissoirs. Ein älterer Herr wusch sich die Hände an einem der Waschbecken. Ein Teenager hielt seine Hände in den warmen Luftstrahl des Trockners.

Ich stürmte an ihnen vorbei zu den Toiletten. Es

waren sechs Kabinen, die bis auf die vierte allesamt offen standen. Ich klopfte an die Tür.

»Mal langsam!«, rief eine Männerstimme. »Ich brauche noch ’ne Minute!«

»Was treiben Sie da drin?«

»Was geht Sie das an?«

Ich spähte durch den Spalt zwischen Tür und Boden und erblickte einen

beleibten Mann, der auf dem Klo saß. Allein, daran bestand nicht der geringste Zweifel.

»Verpiss dich!«, bellte der Mann.

Um ein Haar glitt ich auf den nassen Fliesen aus, als ich wieder nach draußen lief. Die gleißende Sonne blendete mich. Ein Gefühl der Mutlosigkeit erfasste mich beim Anblick

all der Menschen, die an mir vorbeiströmten.

Ethan konnte überall sein.

Ich hatte keine Ahnung, in welcher Richtung ich suchen sollte, aber egal – alles war besser, als nichts zu tun. Ich lief zur nächstgelegenen Achterbahn, dem Humdinger, vor dem sich etwa hundert Leute für die

nächste Fahrt angestellt hatten. Ich ließ den Blick über die Wartenden schweifen, hielt Ausschau nach unserem Buggy, nach Ethan.

Nichts. Weiter vorn befand sich Kidland Adventure, der Teil des Parks mit den Karussells für die kleinen Kinder. Aber die Vorstellung war völlig idiotisch – warum sollte

jemand Ethan entführen, um anschließend mit ihm Karussell fahren zu gehen? Es sei denn, jemand hatte sich den Buggy geschnappt und war schnurstracks weitermarschiert, ohne einen Blick in den Kinderwagen zu werfen. Einmal, im Einkaufszentrum, war es mir beinahe selbst

passiert. Diese dämlichen Buggys glichen einander wie ein Ei dem anderen.

Einige Meter vor mir erspähte ich eine pummelige Frau mit einem Buggy, der unserem zum Verwechseln ähnlich sah. Ich hetzte los, holte sie ein und warf einen Blick in den Kinderwagen.

Es war ein etwa dreijähriges Mädchen in

einem rosaroten Kleid, deren Gesicht mit roten und grünen Punkten bemalt war.

»Haben Sie irgendwelche Probleme, Mister?«, fragte die Frau.

»Entschuldigung«, sagte ich und lief weiter, während ich unablässig Ausschau nach Ethan und unserem Buggy hielt.

Dann fiel mir der

nächste ins Auge. Ein blauer Kinderwagen, in dessen Korb eine kleine Leinentasche lag.

Der Buggy stand herrenlos auf dem Weg. Ob sich ein Kind darin befand, konnte ich allerdings nicht erkennen.

Aus dem Augenwinkel registrierte ich einen bärtigen Mann, der es offenbar ziemlich eilig

hatte.

Ohne ihn weiter zu beachten, lief ich auf den Buggy zu.

Bitte, bitte, bitte …

Ich erreichte den Buggy und warf einen Blick hinein.

Und da lag er in süßem Schlummer. Er war nicht einmal aufgewacht. Sein Kopf war leicht zur Seite geneigt, und seine Augen waren geschlossen.

»Ethan!«, stieß ich hervor, hob ihn aus dem Buggy und drückte ihn fest an mich. »Ethan! O mein Gott, Ethan!«

Ich hielt ihn ein Stück von mir und sah ihn an. Er zog die Stirn in Falten, als würde er gleich in Tränen ausbrechen. »Alles okay«, sagte ich. »Alles okay, Ethan. Daddy ist ja bei dir.«

Im selben Moment ging mir auf, dass er keineswegs Angst hatte, schon gar nicht vor irgendwelchen Entführern. Er war schlecht gelaunt, weil ich ihn aus seinem Nickerchen geweckt hatte.

Was mich nicht davon abhielt, ihm wieder und wieder zu versichern, dass alles in Ordnung war. Ich drückte ihn fest an mich

und streichelte seinen Kopf.

Als ich ihm wieder ins Gesicht sah, zitterte seine Unterlippe nicht mehr. Er deutete auf meinen Mundwinkel. »Hast du Schokolade gegessen?«

Ich lachte, während mir Tränen in die Augen schossen.

Ich riss mich mit aller Macht zusammen. »Jetzt

lass uns erst mal Mom finden, damit sie weiß, dass dir nichts passiert ist.«

»Was ist denn?«, fragte Ethan.

Ich kramte mein Handy hervor und rief Jan an. Es klingelte fünf Mal, ehe die Voicemail ansprang. »Ich habe ihn gefunden«, sagte ich. »Ich komme zum Eingang.«

So schnell war Ethan noch nie im Leben geschoben worden. Er streckte die Arme aus und lachte laut, während ich ihn durch die Besuchermenge navigierte. Als der Buggy ins Schlingern geriet, kippte ich ihn nach hinten und steuerte ihn auf den Hinterrädern weiter, was ihn noch mehr zum Quietschen brachte.

Am Eingang blieb ich stehen und sah mich um.

»Können wir nicht doch mit der Achterbahn fahren?«, fragte er. »Ich glaube, ich bin doch groß genug.«

»Das besprechen wir gleich«, sagte ich, während ich mich weiter nach Jan umsah, ehe ich erneut mein Handy aus der Tasche zog. Ich hinterließ

ihr eine zweite Nachricht: »Hey, wir sind direkt am Eingang. Wo steckst du?«

Ich schob den Buggy vor das Tor, wo sich die Besucherschlangen vor den Kassen drängten.

Hier konnte Jan uns unmöglich übersehen.

Ich blieb vor dem Buggy stehen, so dass Ethan mich nicht aus dem Blick verlieren konnte.

»Hunger«, sagte er. »Wo ist Mom? Ist sie nach Hause gefahren? Wo sind die Sandwiches?«

»Hab ein bisschen Geduld«, sagte ich.

»Kann ich eins mit Erdnussbutter haben? Aber ohne Marmelade!«

»Nur die Ruhe, Partner«, sagte ich, noch immer mit dem Handy in der Hand, um sofort

drangehen zu können, wenn es klingelte.

Vielleicht hatte Jan ein paar Wachleute aufgestöbert und war mit ihnen unterwegs. Was gut so wäre. Weil hier im Park jemand herumlief, der es auf kleine Kinder abgesehen hatte.

Ich wartete weitere zehn Minuten, ehe ich erneut auf Jans Handy anrief. Sie

ging immer noch nicht dran. Diesmal hinterließ ich keine Nachricht.

»Will nicht mehr warten«, sagte Ethan. »Mag Karussell fahren.«

»Nur die Ruhe, Sir«, gab ich zurück. »Wir können nicht ohne Mom losziehen. Sonst findet sie uns ja nicht.«

»Sie kann uns doch anrufen.« Er begann zu

strampeln.

In diesem Moment erspähte ich einen Mitarbeiter des Parks. Er trug eine khakifarbene Hose und ein Hemd mit dem Five-Mountains-Logo.

»Gehören Sie zur Parkaufsicht?«, fragte ich, als er an uns vorbeiging.

Er hielt ein Walkie-Talkie hoch. »Ich kann sie rufen«, sagte er.

Ich bat ihn, bei den Sicherheitsleuten nachzufragen, ob Jan bei ihnen war. »Nur damit sie weiß, dass ich unseren Sohn schon gefunden habe«, fügte ich hinzu.

Kurz darauf drang eine verzerrte Stimme aus dem Walkie-Talkie. *»Wer? Keine Ahnung. Nein, bei uns war keine Frau.«*

»Tut mir leid«, sagte der

Mann in der Khakimontur und ging weiter.

Allmählich war ich ernstlich beunruhigt und kämpfte gegen die aufsteigende Panik an. Irgendetwas stimmte hier nicht. Ganz und gar nicht.

Jemand hatte versucht, unseren Sohn zu entführen. Ich hatte einen bärtigen Mann gesehen, der an mir vorbeigehastet

war.

Und meine Frau war nicht am verabredeten Treffpunkt erschienen.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte ich zu Ethan, während ich weiter Ausschau nach Jan hielt. »Mom ist bestimmt gleich wieder da. Und dann machen wir etwas Schönes.«

Doch Ethan antwortete

nicht. Er war schon wieder eingeschlafen.

TEIL 1

ZWÖLF TAGE ZUVOR

1

»Ja?«

»Mr Reeves?«, sagte ich.

»Ja?«

»Hier spricht David Harwood vom *Standard*«, sagte ich.

»Hallo, David.« So war

das mit Politikern. Man nannte sie Mister, und sie redeten einen mit Vornamen an. Wobei keine Rolle spielte, ob man es mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten oder irgendeiner Knallcharge vom Bauamt zu tun hatte. Für diese Typen ist man immer Bob oder Tom oder David. Von wegen Mr Harwood.

»Wie geht’s Ihnen heute?«, fragte ich.

»Was kann ich für Sie tun?«, wollte er wissen.

Ich beschloss, meinen Charme spielen zu lassen. »Ich hoffe, mein Anruf kommt nicht ungelegen. Soweit ich weiß, sind Sie soeben erst von einer Reise zurückgekommen. Gestern, stimmt’s?«

»Ja«, erwiderte Stan

Reeves.

»Einer Informationsreise, richtig?«

»Richtig«, erwiderte er.

»Drüben in England.«

»Ja«, sagte er. Es war wie Zähneziehen. Reeves schien mit nichts herausrücken zu wollen, was womöglich damit zu tun hatte, dass er mich nicht sonderlich leiden konnte. Ihm missfielen die

Artikel, die ich über das geschrieben hatte, was Promise Falls' neuester Industriezweig werden könnte.

»Und zu welchen Erkenntnissen sind Sie gekommen?«, fragte ich.

Er seufzte, als hätte er resigniert und beschlossen, zumindest einige meiner Fragen zu beantworten. »Dass

profitorientierte Gefängnisse sich drüben in England tatsächlich amortisieren. Das Wolds Prison wird auf diese Weise schon seit den frühen Neunzigern betrieben.«

»Und Mr Sebastian hat Sie auf dieser Besichtigungstour begleitet?«, fragte ich. Elmont Sebastian war

Präsident der Star Spangled Corrections, der Multimillionen-Dollar-Firma, die ein privat betriebenes Gefängnis vor den Toren von Promise Falls bauen wollte.

»Er hat uns zeitweilig begleitet«, bestätigte Stan Reeves. »Und unsere Delegation nach Kräften unterstützt.«

»Gehörten noch andere

Mitglieder des Stadtrats zur Delegation?«, fragte ich.

»Sie wissen doch, dass ich als Vertreter des Stadtrats drüben war, David. Außer mir gehörten noch ein paar Kollegen aus Albany sowie ein Vertreter unseres staatlichen Justizvollzugs zur Delegation.«

»Okay«, sagte ich. »Und

hat Sie die Reise weitergebracht?«

»Tja, sie hat vieles bestätigt, was uns bereits bekannt war. Nämlich, dass privat betriebene Gefängnisse weitaus effizienter als staatliche Justizvollzugsanstalten sind.«

»Aber doch größtenteils, weil die Betreiber ihren Angestellten erheblich

weniger zahlen und keine Gewerkschaftsangehörigen einstellen.«

Ein genervter Seufzer drang durch die Leitung. »Immer dieselbe Leier, die man von Ihnen hört.«

»So würde ich es nicht nennen, Mr Reeves«, gab ich zurück. »Das sind hinreichend belegte Fakten.«

»Soll ich Ihnen mal ein

Faktum nennen? Wo auch immer die Gewerkschaften ihre Finger drin haben, wird der Staat über den Löffel balbiert.«

»Ebenso steht fest«, erwiderte ich, »dass es in privat betriebenen Gefängnissen häufiger zu Übergriffen auf Wärter kommt, ebenso wie zu Gewalttätigkeiten unter den Insassen, was

wiederum auf reduziertes Personal zurückzuführen ist. Und davon haben Sie in England nichts erfahren?«

»Sie sind genauso wie diese Gutmenschen am Thackeray, die gleich schlaflose Nächte haben, nur weil sich ein Häftling einen anderen vorgeknöpft hat.« Am Thackeray College hatten sich diverse

Professoren zusammengeschlossen, um ein Privat-Gefängnis in Promise Falls zu verhindern. »Erklären Sie mir doch mal, inwiefern es der Gesellschaft schaden sollte, wenn irgendein Häftling einem anderen ein Messer zwischen die Rippen jagt?«

Das notierte ich mir. Falls Reeves das Zitat

später abstreiten wollte, hatte er sich geschnitten, weil ich das Gespräch nämlich mitschnitt. Andererseits brachte es nicht viel; wenn ich seinen Kommentar veröffentlichte, würde ich damit seine Popularität nur steigern.

»Tja, aber die Betreiber des Knasts erleiden Schaden«, konterte ich. »Schließlich werden sie

vom Staat pro Häftling bezahlt. Und wenn diese sich gegenseitig niedermetzeln, gehen Finanzierungsgelder flöten. Wie stehen Sie eigentlich zu den Lobbyisten von Star Spangled Corrections, die sich im Abgeordnetenhaus für härtere Urteile starkmachen, sprich, längere Haftstrafen für alle

möglichen Delikte? Wirkt irgendwie ein bisschen eigennützig, finden Sie nicht?«

»Ich muss zu einer Konferenz«, sagte er.

»Hat sich die Firma schon entschieden, wo sie ihren Knast hinstellen will? Anscheinend hat Mr Sebastian doch schon einige potenzielle Bauplätze unter die Lupe

genommen.«

»Bis jetzt ist nichts in trockenen Tüchern. Es gibt ein paar Grundstücke im Umkreis von Promise Falls, die für den Bau einer Strafanstalt in Frage kämen. Und wenn es dazu kommt, entstehen hier reichlich neue Arbeitsplätze. Davon profitieren die Bürger unserer Stadt ebenso wie

Zulieferbetriebe aus dem Umland. Außerdem können wir davon ausgehen, dass in besagtem Gefängnis auch Häftlinge von außerhalb untergebracht werden – was wiederum bedeutet, dass deren Familienangehörige zu Besuch kommen, in hiesigen Hotels absteigen, in unseren Geschäften

einkaufen und in unseren Restaurants essen gehen. Und das leuchtet doch wohl auch Ihnen ein, oder?«

»Sie tun gerade so, als hätten wir es hier mit einer Touristenattraktion zu tun«, sagte ich. »Warum bauen Sie den Knast nicht gleich neben dem neuen Vergnügungspark?«

»Waren Sie schon

immer ein Klugscheißer, oder hat man Ihnen das auf der Journalistenschule beigebracht?«

Ich beschloss, wieder auf die sachliche Ebene zu wechseln. »Aber erst einmal muss der Stadtrat dem Vorhaben überhaupt zustimmen, egal welches Bauland sich die Firma nun aussuchen mag. Wie werden Sie stimmen?«

»Nach genauer Durchsicht der Unterlagen. Und nach bestem Wissen und Gewissen natürlich«, sagte Reeves.

»Sind Sie sicher, dass Sie Ihre Entscheidung nicht längst getroffen haben?«

»Wie kommen Sie denn darauf?«, gab Reeves zurück.

»Na, wegen Florenz.«

»Florenz?«

»Tun Sie doch nicht so. Statt direkt von England zurückzufliegen, haben Sie noch ein paar Tage Italien drangehängt.«

»Das … das war Teil der Informationsreise.«

»Oh, das war mir nicht bekannt«, bohrte ich weiter. »Und welche Justizvollzugsanstalten haben Sie dort besucht?«

»Ich lasse Ihnen bei Gelegenheit eine Liste der betreffenden Gefängnisse zukommen.«

»Wieso sagen Sie mir nicht einfach, wo Sie waren? Oder zumindest, wie viele Anstalten Sie in Italien aufgesucht haben?«

»Das kann ich nicht genau sagen.«

»Waren es mehr als fünf?«

»Nein, glaube ich nicht.«

»Also weniger«, sagte ich. »Mehr als zwei?«

»Ich …«

»Haben Sie überhaupt eine Justizvollzugsanstalt in Italien besichtigt, Mr Reeves?«

»Man muss nicht unbedingt ein Gefängnis aufsuchen, um sich ausreichend darüber zu informieren. Sie wissen

doch selbst, wie das läuft. Man trifft sich mit den Zuständigen, geht mit ihnen essen …«

»Können Sie mir diese Zuständigen nennen?«

»Tut mir leid, ich muss dringend los.«

»In welchem Hotel haben Sie gewohnt?«

»Im Maggio«, antwortete er zögernd.

»Interessant. Dann sind

Sie doch garantiert Elmont Sebastian über den Weg gelaufen.«

»Möglich«, erwiderte er. »Ich glaube, ich habe ihn ein-, zweimal in der Lobby getroffen.«

»Sie waren nicht zufällig Mr Sebastians Gast?«

»Gast? Ich war Gast des Hotels, David. Haben Sie schon mal daran gedacht, besser zu

recherchieren?«

»Entschuldigen Sie, aber meinen Recherchen zufolge hat Mr Sebastian – genauer gesagt, Star Spangled, Inc. – Ihren Flug nach Florenz sowie Ihren dortigen Aufenthalt bezahlt. Oder bin ich da falsch informiert? Sie sind um 13:40 Uhr von Gatwick abgeflogen und …«

»Was zum Teufel soll

das?«, knurrte Reeves.

»Können Sie eine Hotelrechnung vorweisen?«, fragte ich. »Oder sonstige Belege für Ihren Aufenthalt in Florenz?«

»Mit Sicherheit, aber da müsste ich erst mal suchen. Und natürlich bewahre ich auch nicht jede einzelne Quittung auf. Wer macht das schon?«

»Sie sind doch erst gestern zurückgekommen. Also werden Sie ja wohl noch Ihre Quittungen finden, oder?«

»Was ich finde oder nicht, geht Sie einen Scheißdreck an.«

»In diesem Fall können Sie ja sicher die nötigen Belege herbeizaubern, wenn ich in meinem nächsten Artikel schreibe,

dass Star Spangled Corrections Ihre Reise nach Florenz bezahlt hat.«

»Wie kommen Sie dazu, derartige Anschuldigungen in den Raum zu stellen?«

»Meinen Informationen zufolge belaufen sich die Kosten für Ihren Florenz-Aufenthalt auf 3526 Euro, inklusive Steuern, Karten für die Galleria dell'Accademia und

Verzehr aus der Minibar. Kommt das ungefähr hin?«

Der Stadtrat schwieg.

»Mr Reeves?«

»Ich weiß nicht genau«, sagte er leise. »Das müsste ich erst mal nachprüfen. Aber Sie irren sich, wenn Sie glauben, dass Mr Sebastian für meine Auslagen aufgekommen ist.«

»Und wie erklären Sie

dann, dass mir genau das vom Hotel bestätigt worden ist?«

»Da muss ein Fehler vorliegen.«

»Ich habe eine Kopie der Rechnung. Außerdem wurde Mr Sebastians Kreditkarte mit dem erwähnten Betrag belastet.«

»Woher wissen Sie das, verdammt noch mal?«

Das würde ich ihm ganz bestimmt nicht erzählen. Eine Frau, die ganz offensichtlich nicht gut auf Reeves zu sprechen war, hatte mit unterdrückter Telefonnummer bei mir angerufen und mir das mit der Hotelrechnung gesteckt. Ich nahm an, dass sie entweder im Rathaus oder für Elmont Sebastian arbeitete. Ihren

Namen hatte ich ihr nicht entlocken können.

»Wollen Sie wirklich behaupten, Mr Sebastian hätte Ihre Rechnung nicht bezahlt?«, fragte ich. »Ich habe hier nämlich die Nummer seiner Visa-Karte. Sollen wir dem mal nachgehen?«

»Sie verdammter Mistkerl.«

»Mr Reeves, werden Sie

einräumen, dass Sie sich in einem Interessenkonflikt befinden, wenn der Bau des Gefängnisses vom Stadtrat verhandelt wird?«

»Ein Stück Scheiße sind Sie, wissen Sie das?«, schnauzte Reeves. »Ein mieses Stück Scheiße, verstanden?«

»Darf ich das als ein Nein verstehen?«

»Ein verdammtes Stück

Scheiße.«

»Also nein.«

»Wollen Sie wissen, was mich wirklich ankotzt?«

»Und das wäre, Mr Reeves?«

»Diese moralische Tour, mit der Sie mir kommen – ein Schmierfink, der für eine Zeitung arbeitet, die sich in eine Lachnummer verwandelt hat. Sie und diese Idioten vom

Thackeray, die ihren Affentanz aufführen, nur weil wir mit dem Gedanken spielen, eine externe Firma mit dem Betrieb einer Haftanstalt zu beauftragen. Und das, obwohl ihr die Hälfte eurer Artikel selber von außen zuliefern lasst. Ich kann mich noch erinnern, dass der *Standard* mal ein hoch angesehenes Blatt war –

damals, als die Auflage noch nicht den Bach heruntergegangen war; als tatsächlich noch Journalisten über lokale Ereignisse berichtet und bevor die Russells angefangen haben, irgendwelche Reporter aus Indien oder Gott weiß woher heranzuziehen, die unsere Meetings per Internet verfolgen und

dann irgendetwas zusammenschmieren, natürlich für einen Bruchteil dessen, was ein hiesiger Journalist dafür bekommen würde. Jeder Verleger, der so etwas tut und meint, sein Drecksblatt immer noch Zeitung nennen zu können, ist ein gottverdammter Heuchler, mein Freund.«

Und damit legte er auf.

Ich legte den Kugelschreiber beiseite, nahm das Headset ab und schaltete den Digitalrecorder aus. Ich war ziemlich stolz auf mich. Dem Kerl hatte ich den Schneid abgekauft.

Gerade mal zehn Sekunden später klingelte das Telefon.

Ich legte das Headset ans Ohr, ohne es

aufzusetzen. »*Standard*. Harwood.«

»Hey.« Es war Jan.

»Hey«, sagte ich. »Na, wie steht's?«

»Alles okay.«

»Bist du bei der Arbeit?«

»Ja.«

»Und?«

»Nichts.« Jan machte eine Pause. »Ich musste bloß gerade an den einen Film denken. Den mit Jack

Nicholson.«

»Welchen?«

»Den, in dem er diesen Schriftsteller mit Bakterienphobie spielt, der immer Plastikbesteck mit ins Restaurant nimmt.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Wie kommst du denn darauf?«

»Erinnerst du dich an die Szene bei dem Psychiater mit all den Leuten im

Wartezimmer? Als er sagt: ›Was, wenn's von nun an nur noch bergab geht?‹«

»Ja«, sagte ich leise. »Ich erinnere mich. Und warum ging dir die Szene im Kopf herum?«

Sie wechselte das Thema. »Und, wie steht's bei dir? Welche Skandale hast du heute aufgedeckt?«

2

Vielleicht hätte mir schon vorher etwas auffallen müssen, aber vielleicht war ich schlicht zu blöd dafür gewesen. Ich bin bestimmt nicht der erste Journalist, der von sich behauptet, einen guten Riecher zu

haben, doch in diesem Fall bekam ich nichts mit, obwohl sich die Veränderung direkt vor meiner Nase abspielte. Trotzdem kam es mir immer noch vor, als hätte sich Jans Stimmung über Nacht verändert.

Sie war wie ausgewechselt. Reizbar und unbeherrscht. Selbst bei der geringsten

Kleinigkeit platzte ihr der Kragen. Alltagsprobleme, die sie sonst nicht im Mindesten tangierten, schienen ihr von einem Tag auf den anderen über den Kopf gewachsen zu sein. Eines Abends brach sie unvermittelt in Tränen aus, weil uns das Brot ausgegangen war.

»Mir ist alles zu viel«, sagte sie, als wir

schließlich im Bett lagen. »Ich fühle mich, als wäre ich in einen dunklen Brunnen gefallen, aus dem ich einfach nicht mehr herauskomme.«

Anfangs glaubte ich – okay, ich bin eben ein Mann und habe letztlich keine Ahnung, was in der weiblichen Psyche vor sich geht –, ihre Hormone würden verrücktspielen.

Bald aber ging mir auf, dass es sich um mehr handelte. Jan war komplett durch den Wind. Klar, ein Arzt hätte es sicher anders ausgedrückt. Jan war deprimiert. Was aber nicht notwendigerweise hieß, dass sie unter einer Depression litt.

»Ist es die Arbeit?«, fragte ich sie eines Abends, als wir schon zu

Bett gegangen waren. Sanft strich ich ihr über den Rücken. Jan arbeitete zusammen mit einer Kollegin als Sekretärin bei Bertram's Heating & Cooling. »Ist irgendwas vorgefallen?« Die jüngste Wirtschaftskrise hatte dafür gesorgt, dass weniger Klimaanlagen und Heizungen verkauft wurden, was Ernie Bertram

aber wiederum mehr Reparaturaufträge einbrachte. Und dass sie sich mit ihrer Kollegin Leanne Kowalski in die Haare gekriegt hatte, glaubte ich nicht. Bei Ernie gab es so viel zu tun, dass sich die beiden manchmal tagelang nicht sahen.

»Nein«, erwiderte Jan. »Bei der Arbeit ist alles bestens.«

»Habe ich irgendwas getan?«, fragte ich. »Sag mir, wenn ich irgendetwas falsch gemacht habe.«

»Es liegt nicht an dir«, sagte sie. »Es ist bloß … Ich weiß es einfach nicht. Manchmal wünschte ich, es würde endlich aufhören.«

»Aufhören? Was?«

»Nichts«, sagte sie. »Lass uns schlafen.«

Ein paar Tage später schlug ich ihr vor, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen. Zunächst konnte sie ja einfach unseren Hausarzt aufsuchen.

»Vielleicht kann er dir ja etwas verschreiben«, sagte ich.

»Ich will keine Medikamente«, sagte Jan, ehe sie rasch hinzufügte:

»Ich will nicht als Zombie durch die Gegend laufen, verstehst du?«

Am Tag, als sie mich in meinem Büro angerufen hatte, fuhren wir nach der Arbeit zu meinen Eltern, um Ethan abzuholen.

Meine Mutter und mein Vater, Arlene und Don Harwood, wohnten in einem der älteren Viertel

von Promise Falls. Das einstöckige rote Backsteinhaus war in den Vierzigern gebaut worden. Sie hatten es 1971 gekauft, als meine Mutter mit mir schwanger gewesen war. Zwar hatte Mom ein paarmal davon geredet, das Haus verkaufen zu wollen, nachdem Dad vor vier Jahren in Rente gegangen

war. Schließlich bräuchten sie nun nicht mehr so viel Platz, meinte sie, und der Garten würde auch nur Arbeit machen; ein Apartment wäre völlig ausreichend, doch Dad ließ sich nicht darauf ein. Eingezwängt in einer Eigentumswohnung? Da würde er doch den Verstand verlieren. Hier hatte er seine Werkstatt in

der Doppelgarage, wo er mehr Zeit als im Haus selbst verbrachte. Er war ein gnadenloser Heimwerker, immer auf der Suche nach etwas, das er reparieren konnte, wenn er nicht gerade etwas niederriss, um es wieder aufzubauen. Keine Tür hatte bei ihm die Chance, zweimal zu quietschen. Stets hatte Dad eine Dose

WD-40-Multifunktionsöl dabei, und klemmende Fenster, tropfende Hähne, leckende Toiletten oder wackelige Türknäufe waren Bagatellen für ihn. Dad wusste genau, welche Werkzeuge er wofür benötigte, und hätte sie jederzeit auch mit verbundenen Augen gefunden.

»Er macht mich noch

wahnsinnig«, pflegte Mom mit Blick zur Fliegentür zu sagen, »aber ich kann mich nicht erinnern, dass wir in zweiundvierzig Jahren Ehe je einen Moskito im Haus gehabt hätten.«

Dads Problem bestand darin, dass er nicht verstehen konnte, warum nicht alle Menschen ihren Pflichten genauso penibel

nachkamen wie er. Auf die Fehler anderer reagierte er ungnädig und intolerant. Als Bauaufsichtsbeauftragter der Stadt hatte er Architekten und Bauunternehmern das Leben wahrhaft alles andere als leichtgemacht. Und als er spitzbekommen hatte, dass sie ihn hinter seinem Rücken

Mr Superpenibel nannten, hatte er sich Visitenkarten mit seinem Spitznamen drucken lassen.

Es war ihm ein echtes Anliegen, die Welt zu verbessern, selbst wenn es um noch so kleine Kleinigkeiten ging.

»Wenn du die Löffel so herum auf die Spüle legst, hinterlässt das Wasser einen Rand«, belehrte er

meine Mutter etwa und hielt ihr das bemängelte Besteck unter die Nase.

»Hau bloß ab«, erwiderte Mom dann, worauf sich mein Vater grummelnd in die Garage zurückzog.

Doch hinter ihren Kabbeleien verbarg sich eine tiefe gegenseitige Zuneigung. Nie hätte Dad Moms Geburtstag, einen

Hochzeits- oder den Valentinstag vergessen.

Wenn Jan und ich Ethan bei ihnen ablieferten – wie jeden Tag unter der Woche, wenn wir arbeiteten –, konnten wir sicher sein, dass unserem Kleinen garantiert nichts zustoßen würde. Bei meinen Eltern gab es keine ausgefransten Stromkabel, keine giftigen Chemikalien,

die er schlucken, und keine losen Teppichecken, über die er stolpern konnte. Mal abgesehen davon, dass ein Platz in einem Kinderhort um einiges kostspieliger gewesen wäre.

»Mom hat mich vorhin angerufen«, sagte ich zu Jan. Es war kurz vor halb fünf. Wir hatten uns zu Hause getroffen, um Ethan

gemeinsam in ihrem Jetta Kombi abholen zu können. »Sie meinte, diesmal hätte Dad sich selbst übertroffen.«

Jan warf mir einen kurzen Blick zu. »Womit?«

»Keine Ahnung. Anscheinend wollte sie mich noch ein bisschen auf die Folter spannen.« Ich hielt inne. »Übrigens, ich habe mit Reeves

gesprochen. Wegen seiner Hotelrechnung in Florenz.«

»Und? Hast du was rausbekommen?« Jan klang nur mäßig interessiert.

»Ich habe einen anonymen Tipp erhalten. Von einer Frau, die ziemlich gut informiert war. Jetzt muss ich nur noch herauskriegen, welche anderen Mitglieder des

Stadtrats sich bestechen lassen oder Geschenke von den Bossen der Firma annehmen, die hier ihren Knast bauen will.«

»Und du hattest gedacht, nach Finleys Rücktritt würde hier wieder Ruhe einkehren.« Sie spielte auf unseren früheren Bürgermeister an, der sich mit einer minderjährigen Nutte

eingelassen hatte, was bei den Bürgern unserer kleinen Stadt gar nicht gut angekommen war. Als Roman Polanski kann man sich einen solchen Ausrutscher durchaus erlauben und immer noch einen Oscar einheimsen, will man hingegen für den Kongress kandidieren, sollte man solche Dinge tunlichst unterlassen.

»Tja, so ist das mit der Politik«, sagte ich. »Streicht ein korruptes Arschloch die Segel, steht das nächste halbe Dutzend Schlange, um sich den Posten unter den Nagel zu reißen.«

»Aber bist du sicher, dass sie deine Story überhaupt drucken?«, fragte Jan.

Ich blickte aus dem

Fenster, ballte die Rechte zur Faust und trommelte mir rhythmisch auf den Oberschenkel. »Keine Ahnung.«

B e i m *Standard* hatte sich einiges geändert. Zwar gehörte die Zeitung immer noch den Russells – unsere Herausgeberin war eine Russell, und auch in der Redaktion und anderen Abteilungen tummelten

sich diverse Mitglieder der Familie –, doch in den letzten fünf Jahren hatte sich das verlegerische Ethos gründlich gewandelt. Die Auflage ging weiter den Bach herunter, und der *Standard* kämpfte ums nackte Überleben. Früher hatten wir einen Korrespondenten in Albany beschäftigt, der direkt aus der Hauptstadt unseres

Bundesstaats berichtete, inzwischen jedoch übernahmen wir nur noch die Informationen der Nachrichtenagenturen. Die wöchentlichen Buchseiten waren gekippt und auf einen läppischen Lesetipp am Ende der Lifestyle-Sektion heruntergefahren worden. Unser Hauskarikaturist, ein außergewöhnlich begabter

Zeichner und Satiriker, war vor die Tür gesetzt und durch Agentur-Cartoonisten ersetzt worden, die landesweit agierten und alle möglichen Blätter belieferten; wahrscheinlich hatte keiner von ihnen je von Promise Falls gehört. Dann die Leitartikel: Früher hatten wir uns zwei pro Tag erlaubt, jeweils von

hauseigenen Redakteuren verfasst. Nun druckten wir unter der Rubrik »Die Sicht der Presse« Auszüge aus denen anderer Blätter. Wir ließen uns das Denken von anderen abnehmen; Kommentare von internen Redakteuren gab es nur noch zwei-, dreimal die Woche.

Unser Filmkritiker war eingespart worden. Seinen

Job hatten freiberufliche Mitarbeiter übernommen. Unser Gerichtsreporter hatte ebenfalls seinen Hut nehmen müssen; mittlerweile berichteten wir nur noch von größeren Prozessen, immer vorausgesetzt, dass wir die Termine mitbekamen.

Der alarmierendste Indikator unseres Niedergangs bestand

jedoch darin, dass die verlegerische Leitung des *Standard* begonnen hatte, immer mehr redaktionelle Arbeit ins Ausland auszulagern. Ich hätte nicht geglaubt, dass so etwas möglich sein würde, aber als die Russells mitbekommen hatten, wie eine Zeitung in Pasadena auf diese Weise Kosten eingespart hatte, gab es

für sie kein Halten mehr. Sie fingen mit dem Veranstaltungskalender an. Wieso sollten sie jemandem 20 Dollar pro Stunde für die Zusammenstellung irgendwelcher Termine bezahlen, wenn sie die nötigen Infos per E-Mail an irgendeinen Burschen in Indien schicken konnten, der den Job für sieben

Dollar erledigte?

Als die Sache funktionierte, begannen die Russells Lunte zu riechen. Heutzutage kann man eine ganze Menge Tagungen städtischer Ausschüsse per Live-Feed im Internet mitverfolgen. Warum also noch einen Reporter hinschicken? Wieso überhaupt noch einen fest angestellten Redakteur

dafür bezahlen? Warum nicht gleich irgendeinen Rupak oder Patel beauftragen, sich das Geschehen drüben in Delhi anzusehen und seine Story per Mail nach Promise Falls, New York, zu expedieren?

An allen Ecken und Enden wurde der Gürtel enger geschnallt. Das Anzeigenaufkommen

durch größere Unternehmen sank mit jeder Woche, und Kleinanzeigen fanden so gut wie gar nicht mehr statt; die Leute verkauften ihren Plunder lieber online. Viele Anzeigenkunden investierten eher in Radio- o d e r TV-Werbung, statt ganz- oder halbseitige Anzeigen zu schalten. Wo also lag das Problem,

Reporter von außerhalb über Ereignisse in einem Städtchen berichten zu lassen, in das sie selbst nie einen Fuß gesetzt hatten? Damit ließen sich Kosten einsparen, und basta.

Obwohl diese Mentalität unter den Erbsenzählern d e s *Standard* verständlicherweise weit verbreitet war, hatte sie

sich in der Redaktion noch nicht durchsetzen können. Bis jetzt jedenfalls. Allerdings klang mir immer noch in den Ohren, was Brian Donnelly, Chefredakteur und Neffe der Herausgeberin, erst gestern zu mir gesagt hatte: »Es ist ja weiß Gott nicht so schwer, mitzuschreiben, was irgendwelche Leute bei

einem Meeting von sich geben. Und wir glauben, wir machen das besser, nur weil wir direkt vor Ort sind? Ganz ehrlich, ein paar von diesen Indern leisten sehr gute Arbeit, David.«

»Hast du das nicht langsam satt?«, fragte Jan, während sie die Scheibenwischer anstellte. Es hatte zu nieseln

begonnen.

»Schon. Aber an Brian beiße ich mir jedes Mal wieder die Zähne aus.«

»Ich meinte nicht die Arbeit«, sagte Jan. »Sondern deine Eltern. Wir sehen sie jeden Tag. Klar, sie sind wirklich nett, aber irgendwo ist Schluss. Allmählich habe ich das Gefühl zu ersticken.«

»Seit wann das denn?«

»Nie können wir Ethan einfach bloß abholen nach der Arbeit. Jedes Mal dasselbe Verhör. ›Wie war's heute?‹, ›Was gibt es Neues?‹, ›Was macht ihr zum Abendessen?‹ – das hält doch kein Mensch aus. Hätten wir Ethan in einem Hort untergebracht, könnten wir ihn abends einfach mitnehmen, ohne diesen ganzen Irrsinn.«

»Oh, tolle Idee. Du willst ihn also irgendwelchen Leuten überlassen, die sich letztlich kein Stück für ihn interessieren.«

»Du weißt, was ich meine.«

»Okay«, sagte ich ruhig. Ich wollte unser Gespräch auf keinen Fall in einen Streit ausarten lassen, schon allein, weil ich nicht genau wusste, was los

war. »In ein paar Wochen kommt Ethan doch sowieso in den Kindergarten. Und dann brauchst du auch keine, wie du sie nennst, ›Verhöre‹ mehr über dich ergehen zu lassen.« Ich schüttelte den Kopf. »Mal ganz davon abgesehen, dass uns *deine* Eltern ja nicht zur Verfügung stehen.«

Jan warf mir einen scharfen Blick zu. Ich bereute meinen Kommentar sofort.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Das war nicht fair.«

Jan schwieg.

»Es tut mir leid.«

Jan setzte den Blinker und bog in die Einfahrt ein. »Mal sehen, was dein Vater diesmal wieder vollbracht hat.«

***

Ethan saß im Wohnzimmer auf dem Sofa und sah sich *Family Guy* an. Ich schaltete den Fernseher aus. »Mom«, rief ich. »Das ist noch nichts für Ethan!«

»Ist doch bloß ein Cartoon«, rief sie über das Rauschen des Wasserhahns in der Küche hinweg.

»Hol deine Sachen«, sagte ich zu Ethan und trat hinter meine Mutter, die an der Spüle stand. »In einer Folge will der Hund Sex mit der Mutter haben, und in einer anderen richtet das Baby eine Maschinenpistole auf sie.«

»Ach was«, erwiderte sie. »Man muss nicht aus jeder Mücke einen Elefanten machen. Es ist

doch bloß eine Zeichentrickserie. Allmählich führst du dich auf wie dein Vater.«

»Die Zeiten haben sich geändert«, gab ich zurück. »Mom, das ist nicht *Familie Feuerstein*. Solche Cartoons sind für Vierjährige völlig ungeeignet.«

Ethan schlurfte in die Küche; er sah müde und

leicht verwirrt aus. Es überraschte mich, dass er nichts zu essen haben wollte. Aber wahrscheinlich hatte Mom ihn bereits verköstigt.

Jan kam herein und ging neben Ethan in die Hocke. »Na, mein Kleiner?« Sie warf einen Blick in seinen Rucksack. »Hast du auch alles dabei?«

Er nickte.

»Wo ist dein Transformer?«

Ethan überlegte einen Moment, ehe er ins Wohnzimmer sprintete. »Auf dem Sofa!«

»Was treibt Dad eigentlich?«, fragte ich.

»Er spielt mit seinem Leben!«, erwiderte Mom, nahm einen Topf aus der Spüle und stellte ihn aufs Abtropfgestell.

»Was?«

»Er ist drüben in der Garage. Lass dir mal sein neuestes Projekt zeigen.« Sie wandte sich zu Jan. »Wie war's bei der Arbeit? Alles okay?«

Ich ging durch den Nieselregen zur Garage, deren Doppeltür offen stand. Dads blauer Crown Victoria, eine der letzten großen Limousinen, die in

Detroit gebaut worden waren, stand auf der rechten Seite, Moms fünfzehn Jahre alter Taurus in der Einfahrt. Die Rücksitze beider Autos waren mit einem Kindersitz für Ethan ausstaffiert.

Dad machte gerade seine Werkbank sauber, als ich hereinkam. Eigentlich ist er größer als ich, aber da er sein halbes

Leben in gebückter Haltung verbracht hat – am Schreibtisch oder über der Werkbank –, steht er meist mit hängenden Schultern da. Er hat immer noch volles Haar, was mich irgendwie beruhigt, auch wenn es mit knapp vierzig bereits zu ergrauen begonnen hatte.

»Hey«, sagte er.

»Mom meinte, du

wolltest mir etwas zeigen.«

»Die soll sich um ihren eigenen Kram kümmern.«

»Also, was gibt's?«

Er machte eine wegwerfende Handbewegung – schwer zu sagen, ob es eine missbilligende oder resignierte Geste war. Doch als er die Beifahrertür des Victoria öffnete und etwas

herausnahm, ging mir auf, dass er bereit war, mich in sein neuestes Projekt einzuweihen.

Es waren mehrere Kartonstücke, alle etwa in DIN-A4-Größe, die wie diese Pappdinger in neuen Hemden aussahen. Dad bewahrte wirklich alles auf.

Er reichte mir den kleinen Stapel. »Schau's dir an.«

Auf jedem Karton stand in fetten schwarzen Großbuchstaben ein kurzer Satz, darunter BLINKER DEFEKT?, RÜCKLICHT KAPUTT!, SCHEINWERFER AUSGEFALLEN! , RASER!, STOPPSCHILD BEACHTEN! und HANDY AUS!

Dad hielt ein Schild mit der Aufschrift AUFFAHRUNFALL GEFÄLLIG?

in die Höhe. »Das hier musste ich größer schreiben, damit die Kerle es durchs Rückfenster lesen können. Aber wenn sie mir an der Stoßstange hängen, werden sie es ja wohl erkennen.«

Ich starrte ihn sprachlos an.

»Tausendmal habe ich mir schon gewünscht, diesen Verkehrsrowdys

mal die Meinung zu geigen«, fuhr Dad fort. »Tja, und jetzt weiß ich auch, wie. Wenn mir einer auf den Geist geht, greife ich einfach nach dem richtigen Schild und mache ihm klar, wie verantwortungslos er sich im Straßenverkehr verhält.«

»Hast du auch kugelsichere Scheiben

einsetzen lassen?«, fragte ich.

»Hmm?«

»Sei vorsichtig, Dad. Du weißt, wie viele Leute Waffen dabeihaben.«

»Du meinst, jemand könnte auf mich schießen?«

»Betrachte das Ganze doch mal andersrum. Wie würdest du reagieren, wenn dir jemand so ein

Schild unter die Nase halten würde?«

Er musterte mich erstaunt. »Warum? Ich halte mich immer an die Verkehrsregeln.«

»Stell es dir einfach mal vor.«

Er schürzte die Lippen. »Wahrscheinlich würde ich versuchen, das Arschloch von der Straße abzudrängen.«

Ich nahm die Schilder an mich, zerriss eins nach dem anderen in der Mitte und warf sie in den Mülleimer. Dad seufzte.

In diesem Moment sah ich Jan mit Ethan aus dem Haus kommen.

»Wir fahren«, sagte ich.

»Weißt du, was dein Problem ist?«, sagte Dad. »Du bist nicht in der Lage, die Dinge klar und

nüchtern zu sehen. So wie die Geschichte mit dem neuen Gefängnis. Promise Falls hat dringend eine Finanzspritze nötig.«

»Klar. Aber wenn's ums Geld geht, hätte ich noch eine bessere Idee, Dad. Was würdest du von einem Endlager für Atommüll halten?«

Ich verabschiedete mich von ihm, eilte zu Jans

Jetta und stieg ein. Während des gesamten Nachhausewegs starrte sie stur nach vorn, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen.

»He«, sagte ich. »Alles okay?«

Sie antwortete nicht, und auch als wir schließlich gemeinsam am Tisch saßen und zu Abend aßen, gab sie kaum einen Ton

von sich.

Meistens brachten wir Ethan gemeinsam ins Bett, doch an diesem Abend sagte sie irgendwann, sie gehe jetzt mit ihm hoch.

Ich schlich mich hinter ihnen die Treppe hinauf und beobachtete durch den Türspalt, wie sie unseren Sohn zudeckte.

»Weißt du, wer dich über alles liebt?«, sagte

sie. »Mehr als alle anderen Menschen auf dieser Welt?«

»Du?«, sagte Ethan mit seiner Kleinjungenstimme.

»Genau«, flüsterte Jan. »Das darfst du nie vergessen.«

Ethan schwieg, doch ich glaubte zu hören, wie sich sein Kopf auf dem Kissen bewegte.

»Und falls irgendjemand

etwas anderes behauptet, darfst du das nicht glauben. Niemals, verstehst du?«

»Ja«, murmelte Ethan.

»Und jetzt schlaf gut. Wir sehen uns morgen früh, okay?«

»Kann ich noch ein Glas Wasser haben?«, fragte Ethan.

»Morgen wieder. Jetzt wird geschlafen.«

Auf leisen Sohlen begab ich mich in unser Schlafzimmer, ehe Jan das Licht ausmachte und auf den Flur trat.

3

»Sieh dir das mal an«, sagte Samantha Henry, meine Redaktionskollegin, die am Schreibtisch neben mir saß.

Ich rollte meinen Stuhl hinüber und warf einen Blick auf den Monitor,

ohne ihr allzu dicht auf die Pelle zu rücken – nicht dass sie am Ende glaubte, ich wollte an ihrem Haar riechen.

»Das ist ein Bericht über die letzte Konferenz der Planungskommission, bei der es um den Bau einer neuen Wohnsiedlung ging«, sagte sie. »Verfasst von einem unserer indischen Freunde. Hier,

den Absatz musst du mal lesen.«

»Stadtrat Richard Hemmings zeigte sich äußerst konsterniert darüber, dass in den engen Zimmern lauter Mäuselöcher seien.« Ich grinste. »Soso. Da hat wohl jemand etwas falsch verstanden.«

»Eng *wie* Mauselöcher.« Samantha schüttelte den

Kopf. »Und so was passiert in letzter Zeit dauernd. Verdammt noch mal, wofür werden diese Typen eigentlich bezahlt? Hast du mitgekriegt, was gestern reinkam?«

»Ja«, sagte ich. Entgegen den Verlautbarungen unserer ausländischen Mitarbeiter war kein Kind in den städtischen Brunnen

gefallen, und tatsächlich hatte auch niemand auf einem Schlauch gestanden. Und als sei es nicht schlimm genug, dass unsere Kollegen in Indien mit den Wendungen unserer Sprache auf Kriegsfuß standen, kam es inzwischen allzu oft vor, dass unsere Schlussredakteure derartige Fehler auch noch

einfach übersahen. Allmählich schien beim *Standard* so ziemlich alles schiefzulaufen, was überhaupt schieflaufen konnte.

»Ist das hier eigentlich allen scheißegal?«, fragte Samantha.

Ich rückte ein Stück ab, lehnte mich zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Irgendwie

fühlte ich mich immer wohler, wenn ein gewisser Abstand zwischen uns herrschte. Wir hatten irgendwann eine kurze Affäre gehabt, doch obwohl sie lange zurücklag, hatte ich keine Lust auf Getuschel unter den Kollegen, nur weil wir die Köpfe zu oft zusammensteckten.

Ich spürte, dass ich

jeden Moment hintenüberkippen würde, und beugte mich vor. »Gute Frage.«

»Ich fasse es nicht«, sagte Samantha. »Seit fünfzehn Jahren arbeite ich jetzt hier, und als ich gestern im Materiallager war, um mir einen neuen Stift zu holen, sagt das Mädchen dort allen Ernstes zu mir, ich solle

erst mal den alten vorzeigen. Und jedes zweite Mal, wenn ich zur Toilette gehe, fehlt das Klopapier.«

»Die Russells spielen anscheinend mit dem Gedanken, die Zeitung zu verkaufen«, sagte ich. Es war das Nummer-eins-Gerücht in der Redaktion. »Ist doch logisch, dass sie die Kosten zu reduzieren

versuchen. Wenn der Laden wieder Profit abwirft, ist es einfacher, ihn zu verscherbeln.«

Samantha Henry verdrehte die Augen. »Wer soll uns schon kaufen?«

»Sicher ist sowieso nichts. Bislang gibt es nur Gerede.«

»Ich glaube das nicht. Der *Standard* befindet sich seit Generationen in

Familienbesitz.«

»Tja, aber mittlerweile ist eine andere Generation am Ruder. Die haben keine Tinte mehr in den Adern.«

»Madeline war mal eine von uns«, sagte Samantha, als müsse sie mich daran erinnern, dass unsere Verlegerin früher Reporterin gewesen war.

»Das ist lange her«,

erwiderte ich.

Überall im Land machten Zeitungen dicht, deshalb war es nicht weiter verwunderlich, dass Samantha sich Sorgen um ihre Zukunft machte. Sie war geschieden und hatte eine achtjährige Tochter. Ihr Mann hatte sich schon vor Jahren von ihr getrennt und noch nie einen Cent Unterhalt gezahlt. Früher

war er selbst beim *Standard* gewesen, arbeitete aber mittlerweile für ein Blatt in Dubai. Und auf diese Entfernung war erst recht nichts mehr zu holen.

Kurz nach ihrer Scheidung hatte Sam sich nichts von Ängsten anmerken lassen. Kein Problem, Kind und Karriere unter einen Hut zu bringen.

Damals saßen wir zwar noch nicht an benachbarten Schreibtischen, doch unsere Pfade kreuzten sich oft genug, ob nun in der Cafeteria oder nach Feierabend in der nächsten Bar. Und manchmal ließ sie bei unseren Begegnungen durchblicken, wie schwierig alles für sie und ihre kleine

Tochter war.

Tja, wahrscheinlich hatte ich ihren Lebensretter spielen wollen.

Ich mochte Sam. Sie war sexy, humorvoll und intelligent. Und ich mochte auch Gillian, ihre Tochter. Wir trafen uns öfter und öfter, und schließlich übernachtete ich jeden zweiten Abend bei ihr. Ich betrachtete mich nicht bloß

als ihren Freund, sondern als ihren weißen Ritter. Ich war derjenige, der sie wieder zum Lächeln bringen würde.

Umso härter traf es mich, als sie von einem Tag auf den anderen Schluss mit mir machte.

»Das geht mir alles zu schnell«, sagte sie. »Genauso habe ich es beim letzten Mal auch

verbockt. Ich habe einfach nicht nachgedacht. David, du bist wirklich ein wunderbarer Mann, aber …«

Über unsere Trennung war ich erst hinweggekommen, als ich schließlich Jan kennengelernt hatte. Und inzwischen war zwischen Sam und mir auch wieder alles im Lot. Trotzdem war

sie nach wie vor alleinerziehende Mutter und kämpfte täglich ums Überleben.

Sie lebte von Gehaltsscheck zu Gehaltsscheck, und manchmal reichte es hinten und vorn nicht. Früher hatte sie sich speziell um Gewerkschaftsangelegenhe gekümmert, doch

mittlerweile konnte sich der *Standard* keine Journalisten mit Spezialressort mehr leisten. Stattdessen wurde sie dort eingesetzt, wo gerade Not am Mann war, was ihre Planungen nur allzu oft komplett über den Haufen warf. Pausenlos war sie damit beschäftigt, einen Babysitter für ihre Tochter zu finden, wenn

wieder mal in letzter Sekunde ein neuer Auftrag auf ihren Schreibtisch flatterte.

Ich hatte zwar nicht dieselben finanziellen Sorgen, doch Jan und ich sprachen oft darüber, welche Alternativen ich hatte, wenn ich plötzlich ohne Job dastehen würde. Mit meiner Arbeitslosenversicherung

würde ich nicht weit kommen. Weshalb wir beide ein paar Wochen zuvor zusätzlich eine Lebensversicherung abgeschlossen hatten, was wiederum bedeutete, dass Jan und ich tot mehr wert waren als lebendig. Anders ausgedrückt: Wenn ich arbeitslos wurde und mich vor einen Zug warf, war Jan um 300 000 Dollar

reicher.

»Hast du mal einen Augenblick Zeit, David?«

Ich wandte mich um. Es war Brian Donnelly, unser Chefredakteur. »Was gibt's denn?«

Mit einem Nicken deutete er in Richtung seines Büros. Ich stand auf und folgte ihm. Da er sich weder umdrehte noch mit mir plauderte, kam ich

mir vor wie ein Hund, den er an einer unsichtbaren Leine hinter sich herzerrte. Ich war noch keine vierzig, doch Brian gehörte zu einer neuen Generation von Blattmachern. Er war gerade mal sechsundzwanzig, ein smarter Managertyp, der die Bosse weniger mit seinen journalistischen Fähigkeiten als mit seinem

Businessgeschwafel von sich überzeugt hatte. Ununterbrochen fielen Begriffe wie »Marketing«, »Trends«, »Präsentation« und »Synergien«, gewürzt mit dem allseits beliebten Modewörtchen »Zeitgeist«. Die leitenden Redakteure der Ressorts Sport und Kultur waren ebenfalls unter dreißig – noch zwei Gründe mehr, warum sich

alle, die zehn oder mehr Jahre für den *Standard* arbeiteten, mittlerweile wie in einem Kindergarten vorkamen.

Brian nahm hinter seinem Schreibtisch Platz und bat mich, die Tür zu schließen.

»Also, diese Sache mit dem Gefängnis«, sagte er. »Was hast du in der Hand?«

»Star Spangled Corrections hat Reeves einen Urlaub in Italien spendiert«, sagte ich. »Vermutlich wird er für den Bau des Knasts stimmen, wenn die Sache vor den Stadtrat kommt.«

»*Vermutlich*. Und da es ja bislang zu keiner Abstimmung gekommen ist, besteht also auch kein Interessenkonflikt für ihn,

richtig? Und falls er sich der Stimme enthält, sind wir angeschmiert.«

»Was versuchst du mir zu verklickern, Brian? Dass ein Cop, der sich von ein paar Bankräubern schmieren lässt, in keinen Interessenkonflikt gerät, solange die Kerle die Bank nicht ausrauben?«

»Hä?«, sagte Brian. »Hier geht's nicht um einen

Banküberfall, David.«

Metaphern waren nicht sein Ding. »Ich versuche nur, dir die Tragweite zu erklären.«

Brian schüttelte den Kopf, als wolle er die letzten Sekunden unserer Unterhaltung aus seinem Kopf verscheuchen. »Noch mal zu der Hotelrechnung«, sagte er. »Ist es hundertprozentig

sicher, dass Reeves sie nicht selbst bezahlt hat? Außerdem wäre es doch möglich, dass er das Geld zurückzahlen will.« Er blickte auf seinen Monitor und scrollte herunter. »Und soweit ich sehe, hat er ja nichts abgestritten.«

»Dafür hat er mich als Stück Scheiße bezeichnet.«

»Jedenfalls müssen wir

ihm eine Chance geben, sich zu erklären, bevor wir die Sache an die große Glocke hängen«, sagte Brian Donnelly. »Es kann ja wohl auch nicht in deinem Interesse sein, dass er uns eine Klage an den Hals hängt.«

»Die Chance habe ich ihm gegeben«, erwiderte ich. »Wo kommt das her?«

»Wo kommt was her?«

Ich grinste. »Okay, habe schon verstanden. Druck von oben, richtig? Von unserer Oberbefehlshaberin.«

»Bitte etwas mehr Respekt vor unserer Herausgeberin.«

»Weil sie deine Tante ist?«

Er errötete leicht. »Das hat nichts damit zu tun.«

»Der Befehl kommt

trotzdem von oben«, gab ich zurück. »Miss Plimpton hat höchstpersönlich den Riegel vorgeschoben.«

Madeline Plimpton war eine geborene Russell, aber mit Geoffrey Plimpton verheiratet gewesen, einem reichen Immobilienmakler, der zur Lokalprominenz von Promise Falls gehört hatte. Vor zwei Jahren war er mit

gerade einmal achtunddreißig an einem Aneurysma gestorben.

Mit neununddreißig Jahren war Madeline Plimpton die jüngste Herausgeberin in der Geschichte des *Standard*. Brian war der Sohn ihrer wesentlich älteren Schwester Margaret, die sich nie für Journalismus interessiert hatte und sich

stattdessen der Pflege ihres fürstlichen Anwesens widmete, das es sogar schon einmal in eine Ausgabe von *Architectural Digest* geschafft hatte.

Brian hatte nie als Reporter gearbeitet. Deshalb war es eigentlich kein Wunder, dass er nicht verstand, was es bedeutete, einer Story wie dieser auf der Spur zu sein

und eine Ratte wie Reeves zur Strecke zu bringen. Madeline hingegen hatte den Job von der Pike auf gelernt, als sie vor mehr als zehn Jahren beim *Standard* eingestiegen war, als Crashkurs in Sachen Familienunternehmen sozusagen. Bald darauf hatte sie das Kulturressort geleitet und war in

Windeseile zur Chefredakteurin aufgestiegen, um am Ende wie vorgesehen ihren Vater, Arnett Russell, zu beerben, als dieser vor vier Jahren ausgeschieden war.

Innerlich schüttelte ich den Kopf. Madeline war einst eine echte Vollblutjournalistin gewesen. Dass sie mir nun

in den Rücken fiel und einen Maulkorb verpassen wollte, machte die ganze Angelegenheit umso unerfreulicher.

Als Brian nicht leugnete, dass seine Tante ihn vorgeschickt hatte, sagte ich: »Vielleicht sollte ich selbst mit ihr reden.«

Brian hob die Hände. »Das halte ich für keine gute Idee.«

»Warum? Vielleicht kann ich sie ja doch überzeugen.«

»Lass es bleiben, David.« Er hob eine Hand, Daumen und Zeigefinger nur wenige Millimeter voneinander getrennt. »Sie steht kurz davor …«

»Vor was?«

»Vergiss es.«

»Nichts da. Sie steht kurz vor was?«

»Wir befinden uns in einer neuen Ära, okay? Eine Zeitung ist mehr als ein reiner Nachrichtenlieferant. Wir sind eine … eine Entität.«

»Eine Entität? So wie in *Star Trek*?«

Er ignorierte meine Bemerkung. »Und genau für diese Entität geht es ums Überleben. Wir wollen hier nicht die Welt retten,

David. Sondern wir versuchen, eine Zeitung herauszugeben. Eine Zeitung, die Gewinn abwirft, eine Zeitung, die auch nächstes Jahr noch erscheinen kann. Wenn wir keinen Gewinn machen, ist hier Schluss, und dann kannst du deine Stories so oder so nicht mehr an den Mann bringen, wie brisant sie auch sein mögen. Wir

können es uns nicht leisten, eine Story zu drucken, die nicht hundertprozentig wasserdicht ist. Wir müssen verdammt aufpassen, was wir tun – um mehr geht's doch gar nicht.«

»Sie steht kurz vor was, Brian? Will sie mich feuern?«

Er schüttelte den Kopf.

»Quatsch, das geht nicht so einfach. Dafür bräuchte sie ja einen Grund.« Er seufzte. »Aber was willst du machen, wenn sie dich in die Mode versetzt?«

Ich lehnte mich zurück und überlegte. »Du wärst ja nach wie vor Journalist, nur dein Aufgabenbereich würde sich ein wenig verschieben. Und es ist ja nun wahrlich keine

Schande, über die neuesten Trends zu berichten«, fuhr Brian fort, ehe ich etwas erwidern konnte.

Ich atmete ein paarmal ein und aus. »Was stört Madeline an meiner Knast-Geschichte? Würde ich gegen den Bau einer Walmart-Filiale zu Felde ziehen, könnte ich ja verstehen, wenn Madeline

sich Gedanken über die Kohle macht, die uns anzeigentechnisch durch die Lappen geht, aber ich bezweifle, dass der Knast Anzeigen bei uns schaltet. Eine Haftanstalt ist schließlich kein Fitnessstudio, oder?« Ich hielt einen Moment inne. »Also, wo liegt Madelines Problem? Glaubt sie tatsächlich, dass durch

den Bau des Knasts Jobs entstehen? Und wir dadurch mehr Abonnenten kriegen?«

»Schon möglich«, sagte Brian.

»Was steckt sonst dahinter?«

Nun holte Brian ein paarmal tief Luft, während er unübersehbar darüber nachdachte, was er preisgeben sollte.

»Okay, von mir weißt du es nicht, aber … nun ja, wenn der Knast gebaut wird, könnte der *Standard* all seine Schulden tilgen. Wir hätten eine ganz neue Basis, verstehst du? Und unsere Arbeitsplätze wären auch wieder sicherer.«

»Wieso? Sollen irgendwelche Häftlinge Artikel schreiben? Umsonst

Lokalberichterstattung machen, als Teil ihrer Rehabilitation?« *Halt bloß den Mund*, ermahnte ich mich. *Nicht, dass die Bosse noch auf Ideen kommen …*

»Unsinn«, gab Brian zurück. »Aber der *Standard* hat genau das richtige Grundstück für das geplante Gefängnis. Und wenn es zu einem Deal

kommt, ist unser Blatt erst mal aus dem Schneider.«

Mir blieb der Mund offen stehen. Ich war ein Vollidiot. Warum war ich nicht von selbst darauf gekommen? Am südlichen Rand von Promise Falls besaßen die Russells ein gut acht Hektar großes Grundstück. Früher war oft die Rede davon gewesen, dass dort ein neues

Verlagsgebäude entstehen sollte, doch hatte sich das Gerücht zerstreut, seit die Zahlen immer tiefer in den Keller gerutscht waren.

»Das darf ja wohl nicht wahr sein«, platzte ich heraus.

»Von mir hast du nichts gehört«, sagte Brian. »Falls du auch nur ein Sterbenswörtchen davon verlauten lässt, sind wir

beide geliefert. Kapierst du jetzt, warum wir deinen Artikel nicht einfach so drucken können? Erst wenn du etwas absolut Handfestes herausfindest, wird Madeline die Story bringen – und dann auch nur, weil uns sonst die Fernsehsender und die *Times Union* in Albany zuvorkommen.«

Ich stand auf.

»Was hast du vor? Mach bloß keine Dummheiten, David.«

Ich ließ den Blick durch sein Büro schweifen. »Hast du von dem Kind gehört, das in den städtischen Brunnen gefallen ist, Brian? Oder stehst du einfach gerade auf einem Schlauch?«

***

Ich kochte vor Wut, als ich mich wieder an meinen Schreibtisch setzte. Eine Stunde lang konnte ich mich in meinem Frust auf nichts konzentrieren. Samantha wollte mindestens fünf Mal wissen, was los war, aber ich wimmelte sie ab. Ich war so sauer, dass ich trotz Brians Warnung drauf und dran war, ins Büro

unserer Herausgeberin zu stürmen und sie zu fragen, was es brachte, unsere Zeitung zu retten, wenn wir dabei unsere Prinzipien über Bord warfen.

Am Ende aber machte ich gar nichts.

Tja, vielleicht sah so die Zukunft aus. Man kam zur Arbeit, schrieb seine Artikel, um die Seiten zu füllen, und ging wieder

nach Hause. Ich hatte selbst mal für ein solches Blatt gearbeitet, ehe ich nach Promise Falls zurückgekehrt war. Solche Gazetten würde es immer geben. Nur hatte ich in meiner Naivität geglaubt, dass sich der *Standard* niemals in eins dieser Nullnummer-Blätter verwandeln würde.

Trotzdem, wir standen

weiß Gott nicht allein mit unseren Problemen. Zahllose andere Zeitungen im Land kämpften mit denselben Schwierigkeiten. Mit dem kleinen Unterschied, dass die Russells noch ein Ass im Ärmel hatten – ein riesiges Grundstück, das sie an den größten nationalen Betreiber privater Haftanstalten verkaufen

wollten.

Wenn ich hier rausflog, konnte ich mich ja vielleicht als Wärter bewerben.

Ich griff zum Telefon und wählte Jans Büronummer. Wenn ich schon im Kampf um Pressefreiheit und journalistisches Ethos gescheitert war, konnte ich mich wenigstens um meine Ehe kümmern, um die es auch schon besser

gestanden hatte, wie ich fand.

»Bertram's«, meldete sich eine Frauenstimme. Es war Leanne Kowalski, Jans Kollegin bei Bertram's Heating & Cooling. Sie hatte den perfekten Tonfall für jemanden, der in einer Firma für Klimaanlagen arbeitete – absolut eisig.

»Hey, Leanne«, sagte ich. »David hier. Ist Jan in

der Nähe?«

»Moment.« Smalltalk hatte noch nie zu Leannes Stärken gehört.

Einen Moment lang glaubte ich schon, sie hätte aufgelegt, doch dann war Jan am Apparat. »Hi.«

»Leanne ist ja heute in echter Quatschlaune.«

»Du sagst es.«

»Wie wär's, wenn ich meine Eltern frage, ob sie

heute ein bisschen länger auf Ethan aufpassen? Wir könnten zusammen etwas essen gehen und uns hinterher einen Film ausleihen. *Eine heiß-kalte Frau* zum Beispiel.« Es war Jans Lieblingsfilm, und wenn ich ehrlich war, heizten mir die Sexszenen mit William Hurt und Kathleen Turner auch jedes Mal wieder ordentlich

ein.

»Okay«, sagte sie.

»Du klingst ja nicht sehr begeistert.«

»Findest du?« Nun schien sie sich doch für die Idee erwärmen zu können. »Und wo willst du essen?«

»Keine Ahnung. Im Preston's?« Ein Steakhouse. »Oder im Clover?« Ein etwas teureres Restaurant, aber

vielleicht sollten wir uns ja etwas leisten, bevor ich meinen Job los war.

»Und wenn wir ins Gina's gehen?«, fragte Jan.

Unser Lieblingsitaliener. »Tolle Idee. Wenn wir uns gegen sechs treffen, brauchen wir wahrscheinlich auch nicht zu reservieren. Ich rufe trotzdem vorher an, um

ganz sicherzugehen.«

»Okay.«

»Soll ich dich abholen? Deinen Wagen können wir immer noch später holen.«

»Und wenn du mich betrunken machst, um mir an die Wäsche zu gehen?«

Das klang schon mehr nach der Jan, die ich kannte.

»Dann fahre ich dich morgen zur Arbeit.«

***

Auf dem Weg durch die Druckerei – eine Abkürzung zum Parkplatz – entdeckte ich Madeline Plimpton.

Erst die Druckerei gab einem das Gefühl, wirklich bei einer Zeitung zu arbeiten. Man kam sich vor wie im Maschinenraum eines Schlachtschiffs. Die

gigantischen Druckerpressen, die pro Stunde sechzigtausend Exemplare ausspucken konnten, wären das Allerletzte, was aus dem Verlagsgebäude transportiert wurde, falls d e r *Standard* tatsächlich eines Tages pleiteging. Früher hatten wir auch eine Setzerei gehabt, in der die einzelnen

Zeitungsseiten von Hand erstellt worden waren; allerdings war sie der Rationalisierung zum Opfer gefallen, nachdem die Redakteure das Seitenlayout am eigenen Bildschirm erledigten.

Ich sah, wie Madeline oben auf dem umlaufenden Metallrost stand und die Rotationsmaschinen

inspizierte, die das Papier als endloses Band durch die Druckwerke führten, ehe wie durch ein Wunder am Ende perfekt gefalzte Zeitungen herauskamen. Die Maschinen waren gerade erst frisch überholt worden, und ein Drucker im Overall deutete mit ausgestreckter Hand in die Eingeweide des Maschinenteils, über dem

Madeline gerade stand.

Es war die perfekte Gelegenheit, ein paar Takte mit ihr zu reden, doch ich verkniff es mir, die Metallstufen hinaufzugehen, wohl wissend, dass unsere Drucker auf derartige Ausflüge ziemlich empfindlich reagierten. Auch wenn sie nicht mehr so rigide waren wie früher,

ließ sich ihre eiserne Gewerkschaftstreue nicht leugnen. Sobald jemand aus einer anderen Abteilung – allen voran Typen aus dem Controlling – es wagte, den Laufsteg ohne ihre Erlaubnis zu betreten, wurde es von einer Sekunde auf die andere still in der Halle, weil sie eiskalt die Maschinen

stoppten. Und sie ließen sie erst wieder anlaufen, wenn die Eindringlinge wieder verschwunden waren.

Doch auch die Drucker wussten, dass es eine Krise gab, von der sich der *Standard* womöglich nicht mehr erholen würde. Außerdem stand Madeline Plimpton auf gutem Fuß mit ihnen. Sie zeigte sich

ihnen gegenüber nie hochnäsig oder überheblich und kannte sie alle mit Namen.

Madeline trug ihr offizielles Verlegerinnen-Outfit, ein Ensemble aus knielangem dunkelblauem Rock und dazu passender Jacke, dem Druckerschwärze nichts anhaben konnte und das zudem ihr platinblondes

Haar zur Geltung brachte. Sie war schwer einzuschätzen. Zwar trug sie Designerklamotten, doch als ich sie nun hier unten in der Druckerei sah, fragte ich mich unwillkürlich, ob sie sich als Reporterin in Jeans nicht wohler gefühlt hatte. Madeline sah immer noch so gut aus wie früher. Nach dem Tod ihres

Mannes war sie zwar etwas gealtert, doch die wenigen Fältchen waren letztlich nicht der Rede wert.

Es gelang mir, ihren Blick auf mich zu ziehen, als sie übers Geländer sah.

»David«, sagte sie. Normalerweise war es ohrenbetäubend laut in der Halle, doch augenblicklich

waren die Maschinen nicht in Betrieb.

»Madeline«, sagte ich. Da wir früher in der Redaktion zusammengearbeitet hatten, wäre ich nie auf die Idee gekommen, sie mit ihrem Nachnamen anzusprechen. »Hast du eine Sekunde für mich?«

Sie nickte, wechselte noch ein paar Worte mit

dem Drucker und kam die Metalltreppe herab.

Ich kam ohne Umschweife zur Sache. »Die Geschichte mit Reeves ist wasserdicht.«

»Wie?«, sagte sie.

»Komm schon«, sagte ich. »Ich weiß Bescheid. Wir machen keine Front gegen den Knast. Wir kehren das Ganze unter den Teppich, lassen die

Opposition verhungern, und am Ende verkaufen wir den zukünftigen Betreibern den Grund und Boden, den sie für den Bau des Gefängnisses benötigen.«

Irgendetwas flackerte in Madelines Augen auf. Vielleicht war ihr gerade aufgegangen, wer mir auf die Sprünge geholfen hatte. Das konnte ziemlich

unerfreulich für Brian werden. Egal. Ich pfiff auf Brian.

»Aber am Ende wird uns die Sache um die Ohren fliegen, Madeline. Okay, unsere Leser werden bestimmt nicht sofort merken, was los ist, aber über kurz oder lang wird ihnen aufgehen, dass uns völlig egal ist, was in unserer Stadt vor sich

geht, dass wir nur noch ein Presseservice sind, ein opportunistisches Käseblatt, das bloß noch dazu da ist, den Bürgermeister beim Treffen mit irgendeiner Pfadfindergruppe ins rechte Licht zu rücken. Klar, wir werden immer noch über Unfälle, Brände und die angesagtesten Halloween-Kostüme

berichten, nur sind wir dann keine Journalisten mehr. Und genau das wollten wir doch immer sein, oder?«

Madeline sah mir in die Augen und lächelte bedauernd. »Alles okay, David? Wie geht's Jan?«

Diese Frau war einfach unglaublich. Man griff sie an, stieß sie vor den Kopf, und sie tat so, als würde

man übers Wetter reden.

»Madeline, können wir das Private beiseitelassen?«

Ihr Lächeln verschwand. »Wo liegt dein Problem, David?«

»Dasselbe könnte ich dich fragen«, gab ich zurück. »Weißt du noch, wie wir damals bei der Geiselnahme vor Ort waren? Als dieser Typ

seine Ex-Frau und sein Kind in seine Gewalt gebracht und damit gedroht hat, beide umzubringen, wenn sich die Polizei nicht zurückzieht?«

Sie schwieg, doch ich wusste, dass sie sich erinnerte.

»Und wir haben alles mitbekommen. Wie die Cops das Haus gestürmt

und den Burschen halb totgeprügelt haben, obwohl sich herausgestellt hatte, dass er gar keine Waffe besaß. Um ein Haar hätten sie ihn umgebracht. Und als wir anschließend unsere Story geschrieben haben, wussten wir genau, dass wir damit in ein Wespennest stechen würden. Weißt du noch, was das für ein Gefühl

war?«

Für einen Sekundenbruchteil schien sich ein Schleier der Erinnerung über ihren Blick zu legen. »Ja«, erwiderte sie. »Sehr gut sogar.«

»Und dieses Gefühl will ich auch in Zukunft nicht missen.«

»Hier geht es nicht um Gefühle, sondern um die Zukunft unserer Zeitung«,

gab Madeline zurück. »Du machst dir Sorgen um eine Story, ich hingegen mache mir Sorgen, ob es morgen überhaupt noch eine Zeitung gibt, in der deine Artikel erscheinen können. Na schön, ich sitze nicht mehr in der Redaktion, aber ich stehe immer noch an vorderster Front, David.«

Darauf fiel mir keine

Antwort ein.

***

Kurz nach halb sechs parkte ich vor Bertram's Heating & Cooling. Leanne Kowalski stand auf dem Parkplatz, als würde sie auf jemanden warten.

Ich nickte ihr zu, als ich aus dem Accord stieg. »Hey, Leanne, wie

geht's?«, sagte ich, obwohl mir klar war, dass ich mir die Frage ebenso gut hätte sparen können.

»Auf jeden Fall besser, wenn Lyall endlich aufkreuzt«, gab sie zurück. Leanne gehörte zu jenen Menschen, die nur zwei Gemütslagen zu haben schienen; entweder war sie verstimmt oder genervt. Sie war groß und dürr,

hatte schmale Hüften und kleine Brüste; meine Mutter hätte sie wohl als Klappergestell bezeichnet. Ihr schwarzes Haar trug sie kurz, bis auf den widerspenstigen Pony, der ihr ständig in die Augen fiel.

»Bist du heute ohne Wagen da?«, fragte ich. Ihr alter blauer Ford Explorer war nirgends zu

sehen.

»Lyall hat ihn sich geborgt, weil seine Karre in der Werkstatt ist«, sagte sie. »Keine Ahnung, wo er sich rumtreibt. Ich warte jetzt schon seit einer geschlagenen halben Stunde.« Sie schüttelte den Kopf und verdrehte die Augen. »Ist das zu fassen?«

Ich brachte ein halb

bedauerndes Lächeln zustande. Ein Schwall kalter Luft schlug mir entgegen, als ich die Tür öffnete und das Gebäude betrat.

Jan hatte gerade ihren Computer heruntergefahren und schwang sich die Handtasche über die Schulter.

»Leanne strahlt mal

wieder übers ganze Gesicht«, sagte ich.

»Tja«, sagte Jan. »Immer guter Laune.«

Durchs Fenster beobachteten wir, wie ein blauer Explorer auf den Parkplatz einbog. Hinter der Windschutzscheibe erkannte ich Lyalls rundes Gesicht und seine Wurstfinger, die das Steuer umklammerten. Auf

dem Rücksitz erspähte ich irgendetwas, das ich im ersten Moment nicht genau identifizieren konnte; dann erkannte ich, dass es sich um einen großen Hund handelte.

Statt zur Beifahrertür zu gehen, marschierte Leanne zur Fahrertür und riss sie auf. Sie schien stocksauer zu sein; jedenfalls fuchtelte sie mit

den Händen und schnauzte ihn lauthals an. Wir konnten die Worte nicht genau verstehen, aber so neugierig wir waren, wollten wir es lieber nicht riskieren, hinauszugehen und womöglich zwischen die Fronten zu geraten.

Lyall rutschte vom Fahrersitz. Er war untersetzt und fast kahl;

das ärmellose T-Shirt, das er trug, gab den Blick auf seine behaarten Achselhöhlen frei. Mit gesenktem Kopf schlurfte er um den Wagen zur Beifahrertür, während Leanne weiter zeterte.

»Tolles Leben«, bemerkte ich, während Lyall die Beifahrertür öffnete und einstieg.

»Ich habe keine Ahnung,

warum sie bei ihm bleibt«, sagte Jan. »Sie lässt kein gutes Haar an ihm. Tja, die Liebe geht seltsame Wege, was?«

Leanne setzte sich hinters Steuer und setzte zurück. Eine Staubwolke wirbelte auf, als sie auf die Straße abbog. Ehe der Explorer aus unserer Sicht verschwand, erhaschte ich noch einen Blick auf Lyall.

Er sah Leanne von der Seite an – wie ein geprügelter Hund, der kurz davor war, sein Herrchen zu zerfleischen.

***

Gina führte Jan und mich zu unserem Tisch. Im Restaurant gab es etwa zwanzig Tische, von denen aber nur drei besetzt

waren, da es noch früh am Abend war.

»Mrs Harwood, Mr Harwood«, sagte sie. »Wie schön, dass Sie mal wieder bei uns sind.« Gina war eine rundliche Frau Mitte sechzig und ihr Lokal eine Legende in und um Promise Falls. Sie allein kannte das Rezept für die magische Tomatensauce, mit der sie die meisten

Gerichte verfeinerte. Ich konnte nur hoffen, dass sie es irgendwo aufgeschrieben hatte, nur für den Fall der Fälle.

»Wann holen wir Ethan bei deinen Eltern ab?«, fragte Jan, als unsere Minestrone serviert wurde.

»Zwischen acht und neun, habe ich ihnen gesagt.«

Als sie mit der linken

Hand nach dem Salz griff, rutschte ihr Ärmel ein Stück hoch, so dass ich etwas Weißes an ihrem Handgelenk bemerkte.

»Sie kümmern sich wirklich rührend um ihn«, sagte sie.

Was wie ein Wiedergutmachungsversuc klang, nachdem sie erst tags zuvor über meine Eltern hergezogen war.

»Sie tun ihr Bestes«, erwiderte ich. Wenn ich mich nicht ganz täuschte, trug sie einen Verband.

»Unglaublich, wie viel Energie deine Mutter hat«, fuhr Jan fort. »Sie ist wirklich noch sehr jugendlich für ihr Alter.«

»Na, mein Vater ist auch nicht von schlechten Eltern«, sagte ich. »Er ist halt nur ein bisschen

durchgeknallt.«

Jan schwieg einen Augenblick. »Gut zu wissen, dass jemand da ist«, sagte sie dann, »falls mir … oder dir … etwas zustoßen sollte.«

»Was redest du da, Jan?«

»Vergiss es«, sagte sie. »Ich meinte bloß … na ja, man weiß doch nie, ob …«

»Niemandem wird etwas

zustoßen, weder dir noch mir«, sagte ich. »Was hast du da am Handgelenk?«

Sie ließ den Löffel sinken und zog den Ärmel herunter. »Nichts.«

»Das ist doch ein Verband, oder?«

»Nur ein kleiner Schnitt«, erwiderte sie. »Nicht der Rede wert.«

»Lass mich mal sehen.«

»Da gibt's nichts zu

sehen«, sagte sie. Doch bevor sie ihre Hand wegziehen konnte, hatte ich sie ergriffen und streifte den Ärmel hoch. Der Verband war etwa drei Zentimeter breit und um ihr Handgelenk gewickelt.

»Du lieber Himmel, Jan! Was hast du angestellt?«

Sie entriss mir ihren Arm. »Lass mich los!«, fauchte sie so laut, dass

die Gäste an den anderen Tischen herübersahen. Auch Gina wandte sich zu uns um.

»Ist ja schon gut«, erwiderte ich leise. »Warum sagst du mir nicht einfach, was passiert ist?«

»Ich bin mit dem Messer ausgerutscht«, sagte sie. »Beim Gemüseschneiden. Das ist alles.«

Tatsächlich?, dachte ich.

Durchaus vorstellbar, dass man sich beim Karottenschneiden in den Finger säbelte. Aber seit wann flogen Messer durch die Luft, um einem das Handgelenk aufzuschlitzen?

»Lass gut sein«, sagte Jan. »Ich weiß ja, wie es aussieht, aber es war ein Unfall, sonst gar nichts.«

»Gut sein lassen?«, gab

ich kopfschüttelnd zurück. »Du meine Güte, Jan. Allmählich mache ich mir ernste Sorgen um dich.«

Sie starrte in ihre Minestrone. »Brauchst du nicht«, sagte sie kurz angebunden.

»Tue ich aber.« Ich schluckte. »Ich liebe dich, Jan.«

Zweimal machte sie Anstalten, etwas zu

erwidern, hielt aber jedes Mal inne. »Manchmal glaube ich, alles wäre einfacher für dich, wenn du nicht die Verantwortung für zwei Menschen tragen würdest. Wenn du dich nur um Ethan kümmern müsstest«, sagte sie schließlich.

»Was ist nur los mit dir, Jan?«, sagte ich. »Langsam verstehe ich

überhaupt nichts mehr.«

Jan schwieg.

Verdammt noch mal. Ja, ich machte mir Sorgen, große Sorgen sogar, aber gleichzeitig spürte ich, wie ich wütend wurde. »Jan, rede mit mir. Was geht in dir vor? Hast du Depressionen? Irgendwelche … selbstzerstörerischen Gedanken?«

Sie starrte nur weiter in ihren Suppenteller. »Ich weiß nicht.«

Plötzlich beschlich mich das dumpfe Gefühl, dass wir an einem kritischen Punkt angelangt waren. Einem jener Momente im Leben, wenn einem der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Wenn man erfährt, dass ein geliebter Mensch ins

Krankenhaus gebracht wurde, wenn einen der Chef in sein Büro zitiert und einem mitteilt, dass man seinen Job los ist. Oder wenn man beim Arzt ist, um die Blutwerte zu besprechen, und er einen auffordert, sich erst einmal hinzusetzen.

Wenn man etwas herausfindet, nach dem nichts mehr wie vorher

sein wird.

Meine Frau ist krank, dachte ich. *Etwas stimmt nicht mit ihr. Etwas ist passiert. Etwas ist aus dem Ruder gelaufen.*

»Du weißt nicht?«, sagte ich. »Du hast also doch darüber nachgedacht, dir etwas anzutun?«

Ihre gesenkten Lider schienen meine Vermutung zu bestätigen.

»Und wie lange geht das schon so?«

Jan sog die Unterlippe zwischen die Zähne, als würde sie darüber nachdenken. »Seit einer Woche oder so. Urplötzlich überkommen mich dunkle Gedanken. Ich weiß nicht, woher sie kommen, aber ich werde sie einfach nicht wieder los. Dauernd habe ich das Gefühl, nur noch

eine Last für dich zu sein.«

»Das ist doch lächerlich. Du bist mein Leben, Jan.«

»Ich spüre genau, wie ich dich runterziehe.«

»Unsinn.« Sofort bereute ich meinen harschen Ton. »Okay, das geht jetzt also seit einer Woche so. Aber was war der Auslöser? Ist irgendwas passiert? Hast du mir etwas

verschwiegen?«

»Nein, nichts«, erwiderte sie. Es klang nicht sehr überzeugend.

»Hast du Ärger im Büro?« Nachdem ich miterlebt hatte, wie Leanne mit Lyall umgesprungen war, fragte ich mich, ob sie vielleicht auch Jan das Leben schwermachte. »Gibt es Probleme mit Leanne?«

»Nur das Übliche. Damit komme ich schon klar«, sagte Jan. »Ich kann es nicht erklären. Es kommt mir vor, als wäre ich eine Riesenlast für alle. Als hätte mein Leben überhaupt keinen Sinn.«

»Um Himmels willen«, sagte ich. »Weißt du, was ich denke? Vielleicht sollten wir Hilfe für dich suchen. Sprich doch mal

mit einem …«

»Hör auf damit«, gab Jan zurück.

»Aber es geht doch nur darum …«

»Was? Ich soll mit jemandem reden, damit sie mich in die Psychiatrie einweisen? Mich zu irgendwelchen Verrückten stecken?«

»Du liebe Güte, Jan. Sei doch nicht paranoid.« Das

nächste Wort, das ich besser nicht in den Mund genommen hätte.

»Paranoid? Du glaubst also, ich leide an Verfolgungswahn?«

Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, wie Gina sich unserem Tisch näherte.

»Das würde dir gefallen, nicht wahr?« Ein schriller Unterton hatte sich in Jans

Stimme geschlichen. »Weil du mich dann für immer los wärst.«

Gina trat zu uns.

»Entschuldigung.« Sie wies auf unsere Suppenteller. »Ich wollte nur abräumen, wenn Sie fertig sind.«

Ich nickte.

Als Gina gegangen war, sagte ich zu Jan: »Ich bestelle die Rechnung,

dann können wir nach Hause …«

Im selben Augenblick stand sie abrupt auf. Verdutzt sah ich ihr hinterher, als sie zur Garderobe ging.

4

Ich fand kaum Schlaf in jener Nacht. Auf dem Nachhauseweg hatte ich noch versucht, ein klärendes Gespräch mit Jan zu führen, doch sie machte komplett dicht, insbesondere als ich noch

einmal versuchte, sie dazu zu überreden, sich professionelle Hilfe zu suchen.

Am nächsten Morgen war ich entsprechend müde. Als ich mit gesenktem Kopf das Gebäude des *Standard* betrat, hätte ich beinahe einen Mann angerempelt, der mir den Weg versperrte.

Der Typ war groß, gut einen Meter neunzig, und platzte förmlich aus seinem schwarzen Anzug. Er war kahlrasiert, trug ein weißes Hemd mit einer schwarzen Krawatte, und aus seinem Hemdkragen lugte eine Tätowierung. Ich schätzte ihn auf etwa dreißig. In seinem Anzug schien er sich etwa so wohl zu fühlen wie Obama

in Sportklamotten; außerdem sah er so aus, als ob mit ihm nicht gut Kirschen essen war.

»Mr Harwood?«, fragte er. Ein seltsamer Unterton schwang in seiner Stimme mit.

»Ja?«

»Mr Sebastian würde sich freuen, wenn Sie ihm auf einen Kaffee Gesellschaft leisten

könnten. Er wartet unten am Park. Ich fahre Sie gern hin.«

»Elmont Sebastian?«, fragte ich. Wochenlang hatte ich versucht, ein Interview mit ihm zu bekommen. Vergeblich. Er hatte mich nicht zurückgerufen.

»Genau«, erwiderte der Mann. »Mein Name ist übrigens Welland. Ich bin

Mr Sebastians Chauffeur.«

»Okay«, sagte ich. »Na schön, fahren wir.«

Welland führte mich um die Ecke und öffnete die Hintertür eines schwarzen Lincoln. Ich machte es mir auf dem grauen Ledersitz bequem, während er sich hinters Steuer setzte.

»Wie lange arbeiten Sie schon für Mr Sebastian?«, fragte ich, als er losfuhr.

Er fädelte sich in den Verkehr ein. »Drei Monate.«

»Und was haben Sie vorher gemacht?«

»Ich war im Gefängnis«, gab er freimütig zurück.

»Oh«, sagte ich. »Wie lange denn?«

»Sieben Jahre, drei Monate und zwei Tage«, antwortete Welland. »Ich habe meine Strafe in einer

von Mr Sebastians Haftanstalten abgesessen. In der Nähe von Atlanta.«

»Hmm«, sagte ich, während Welland Richtung Stadtzentrum abbog.

»Ich bin der beste Beweis für die ausgezeichneten Rehabilitationsprogramme, die Star Spangled Corrections ins Leben gerufen hat«, fuhr er fort.

»Nach Ablauf meiner Strafe hat Mr Sebastian mich eingestellt. Er ist fest davon überzeugt, dass jeder eine zweite Chance verdient hat.«

»Darf ich fragen, weshalb Sie gesessen haben?«

Welland warf einen Blick in den Rückspiegel. »Ich habe einem Typen ein Messer in den Hals

gerammt.«

Ich schluckte. »Hat er überlebt?«

»Eine Zeitlang«, sagte Welland und bog nach links ab.

Er hielt vor dem Eingang des Parks, der sich unterhalb der Wasserfälle befindet, nach denen unsere kleine Stadt benannt ist. Welland kam um den Wagen herum,

öffnete mir die Tür und deutete in Richtung eines Picknicktischs in Ufernähe. Ein silberhaariger Mann saß mit dem Rücken zum Tisch und fütterte Enten mit Popcorn. Als ich die Rasenfläche überquerte, wandte er sich um und erhob sich. Er machte einen distinguierten Eindruck, war Mitte sechzig und ebenso groß

wie Welland, wenn auch um einiges schlanker. Mit einem breiten Lächeln reichte er mir eine große, schweißfeuchte Hand.

Ich musste mich zwingen, mir die Finger nicht an der Hose abzuwischen.

»Mr Harwood, danke, dass Sie kommen konnten. Ich freue mich, Sie endlich kennenzulernen.«

»Das hätten Sie auch früher haben können«, entgegnete ich. »Aber leider waren Sie ja nie erreichbar, Mr Sebastian.«

Er lachte. »Sagen Sie einfach Elmont. Geht es in Ordnung, wenn ich Sie David nenne?«

»Kein Problem«, sagte ich.

»Enten füttern ist meine große Leidenschaft«, fuhr

er fort. »Ich kann mich an den kleinen Rackern einfach nicht sattsehen.«

»Verstehe.«

»Als Junge hatte ich mal einen Ferienjob auf einer Farm«, sagte er, während er den Enten eine weitere Handvoll hinwarf und zusah, wie sie sich um das Futter balgten. »Damals habe ich begriffen, dass wir alle Gottes Geschöpfe

sind.«

Er wandte sich um und wies auf den Tisch, auf dem eine Schachtel mit zwei Bechern Kaffee, Milch, Zucker und Holzstäbchen zum Umrühren stand. »Ihrer ist noch schwarz. Bedienen Sie sich.«

Er setzte sich auf die Bank. Ich nahm ihm gegenüber Platz, ohne

mich um den Kaffee zu kümmern. Stattdessen kramte ich Notizblock und Kugelschreiber hervor. »Ich habe Ihnen mehrere Nachrichten hinterlassen.«

Sebastian sah über den Rasen zu seinem Chauffeur hinüber, der neben der Limousine Wache hielt. »Was halten Sie von ihm?«, fragte er.

»Ein echter

Musterbürger«, sagte ich.

Wieder lachte er. »Ja, nicht? Ich bin stolz auf ihn.«

»Warum sind Sie für Stan Reeves' Urlaub in Florenz aufgekommen?«, fragte ich. »Ist das Ihre Firmenpolitik? Leute im Voraus zu belohnen, damit sie für Ihre Pläne stimmen?«

»Sehr gut«, sagte er.

»Sie kommen gleich zur Sache. Das gefällt mir. Ich war schon immer der Meinung, dass es nichts bringt, um den heißen Brei herumzureden.«

»Warum beantworten Sie dann nicht einfach meine Fragen?«

Elmont Sebastian lachte leise, nahm den Deckel von seinem Kaffeebecher und gab Milch hinein. »Tja,

über genau diese Fragen wollte ich mit Ihnen sprechen. Außerdem habe ich Ihnen etwas mitgebracht.«

Er griff in seine Jackentasche und zog einen Umschlag heraus, auf dem sein Name stand. Die Lasche war nicht zugeklebt, sondern nur lose hineingesteckt. Er öffnete ihn, zog einen

Scheck heraus und reichte ihn mir.

Ich runzelte die Stirn. So lief das also? Wenn Elmont Sebastian einen unliebsamen Reporter mundtot machen wollte, stellte er ihm einfach einen Scheck aus?

Doch bei genauerem Hinsehen bemerkte ich, dass er keineswegs auf meinen, sondern auf

seinen Namen ausgestellt war. Die Summe lautete auf 4763,09 Dollar, vor zwei Tagen ausgestellt und von Stan Reeves unterschrieben.

»An der Geschichte, die Sie Stadtrat Reeves unterschieben wollen, ist nichts dran«, sagte er. »Dass ich ihm einen Gratistrip nach Italien spendiert haben soll,

stimmt nicht. Tatsächlich hatte ich zwei Hotelzimmer in Florenz gebucht, da ich mich dort mit einem befreundeten Ehepaar treffen wollte. Leider mussten sie in letzter Minute absagen, weshalb ich Mr Reeves angeboten habe, ihr Zimmer zu nehmen. Er hat dankend angenommen, aber von vornherein klargestellt,

dass er keinerlei Geschenke oder Gefälligkeiten annehmen könne, wofür ich natürlich volles Verständnis hatte. Da das Zimmer aber bereits bezahlt war, haben wir ausgemacht, dass er die Hotelkosten nach seiner Rückkehr begleichen würde. Was mit diesem Scheck ja hinreichend bewiesen sein

dürfte.«

»Tja.« Ich reichte ihm den Scheck zurück. »Dann habe ich mich ja offenbar getäuscht.«

Elmont Sebastian lächelte und entblößte dabei eine Reihe schiefer Vorderzähne. »Es wäre eine Schande, wenn Mr Reeves' Ruf wegen einer unzureichend recherchierten Story

Schaden nehmen würde. Und meiner noch dazu, auch wenn ich es gewohnt bin, von der Presse durch den Schmutz gezogen zu werden.«

»Wie schön, dass Sie die Angelegenheit aufklären konnten«, sagte ich.

Er steckte den Scheck wieder in den Umschlag und verstaute ihn in seiner

Manteltasche. »David, ich finde es sehr bedauerlich, dass Sie so negativ gegen mich und meine Firma eingestellt sind. Beim Lesen Ihrer Artikel gewinnt man den Eindruck, ein privat betriebenes Gefängnis sei etwas Ehrenrühriges.«

»Ein profitorientiertes Gefängnis«, gab ich zurück.

»Das stelle ich keineswegs in Abrede«, sagte Sebastian und trank einen Schluck Kaffee. »Aber Profit ist schließlich kein Schimpfwort, oder? Ich kann jedenfalls nichts Unmoralisches daran finden, wenn mit guter Arbeit gutes Geld verdient wird. Und wenn diese Arbeit auch noch dem Gemeinwohl dient,

profitieren alle davon. Und daran ist ja wohl nichts auszusetzen, oder?«

»Ich bin nicht auf einem Ein-Mann-Kreuzzug, Mr Sebastian.« Er sah mich an, als kränke es ihn, dass ich ihn wieder mit seinem Nachnamen ansprach. »In Promise Falls gibt es eine Menge Menschen, denen es nicht behagt, dass hier ein

Gefängnis gebaut werden soll. Und dafür gibt es eine Menge guter Gründe. Sie dringen in Bereiche ein, die traditionell behördlicher Verantwortung unterstehen, um daraus Profit zu schlagen. Je mehr Kriminelle verurteilt werden, umso höher ist Ihr Gewinn. Jeder Häftling, der in einer Ihrer Strafanstalten einsitzen

muss, ist für Sie in erster Linie ein Geschäft.«

Er lächelte mich an, als wäre ich ein unverständiges Kind. »Und wie steht es mit Beerdigungsunternehmern, David? Stehen Sie denen auch so skeptisch gegenüber? Bestatter verdienen Geld mit dem Tod. Aber letztlich stellen sie eben eine

Dienstleistung zur Verfügung, und natürlich ist es ihr gutes Recht, damit Geld zu verdienen. Dasselbe gilt für die Erbschaftsanwälte, die Floristen, die Gebinde und Kränze liefern, und den Gärtner, der den Friedhofsrasen mäht. All diese Menschen leisten Dienst am Bürger, genau wie ich. Die Bürger

unseres großartigen Landes wollen sich sicher fühlen, wenn sie abends ins Bett gehen, und dass ihre Steuergelder effektiv eingesetzt werden. Und genau da komme ich ins Spiel – mit meinen Haftanstalten, die landesweit dafür sorgen, dass unsere Bürger ruhig schlafen können und weniger Steuern zahlen.«

»Wobei Sie allein im letzten Jahr 1,3 Milliarden eingesackt haben.«

Er lächelte bedauernd. »Arbeiten Sie gratis für den *Standard*?«

»Ihre Firma arbeitet schon seit geraumer Zeit daran, die gesetzlichen Mindeststrafen nach oben zu drücken. Und Sie wollen mir weismachen, Ihnen ginge es lediglich darum,

dass unsere Bürger besser schlafen können?«

Elmont Sebastian warf einen Blick auf seine Uhr – eine Rolex, wie ich vermutete, obwohl mir noch nie eine echte Rolex unter die Augen gekommen war. Egal, das Ding sah jedenfalls ziemlich teuer aus.

»Tut mir leid, aber die Termine drängen«, sagte

er. »Soll ich Ihnen den Scheck kopieren lassen?«

»Danke, nicht nötig«, erwiderte ich.

»Tja, das wär's dann wohl.« Sebastian erhob sich und marschierte über den Rasen zu seiner Limousine. Seinen leeren Kaffeebecher nahm er mit, doch obwohl er direkt an einem Abfalleimer vorbeikam, drückte er ihn

seinem Chauffeur in die Hand. Welland öffnete ihm die hintere Wagentür und entsorgte den Pappbecher. Bevor er sich hinters Steuer setzte, sah er zu mir herüber, formte mit der Hand eine kleine Pistole und feuerte grinsend eine virtuelle Kugel auf mich ab.

Dann setzte sich der Wagen in Bewegung. Offensichtlich hatten sie

nicht vor, mich mit zur Zeitung zurückzunehmen.

5

Zehn Tage nach unserem Abendessen im Gina's besorgte Jan uns Karten für den Five-Mountains-Vergnügungspark. Die fünf Achterbahnen schienen mir die perfekte Metapher für Jans Gemütslage zu

sein. Pausenlos ging es rauf und runter.

Wenigstens riss sie sich gegenüber Ethan zusammen. Falls er mitbekommen hatte, dass es seiner Mutter nicht gutging, war er anscheinend nicht neugierig genug, um nachzuhaken. Aber da er uns normalerweise wegen jeder Kleinigkeit Löcher in

den Bauch fragte, ging ich davon aus, dass ihm nichts aufgefallen war. Jan hatte sich letzte Woche ein paar Tage freigenommen, trotzdem hatte ich Ethan weiter zu meinen Eltern gebracht, da ich dachte, dass sie vielleicht ein wenig Zeit für sich selbst brauchen könnte. Andererseits verspürte ich eine unterschwellige Angst,

wenn sie allein zu Hause war, auch wenn sie nie Andeutungen gemacht hatte, dass sie an Selbstmord dachte.

Am Tag nach unserem Streit im Gina's sah ich nachmittags bei unserem Hausarzt, Dr. Andrew Samuels, vorbei. Der neugierigen Sprechstundenhilfe hatte ich am Telefon erklärt, ich

hätte eine Halsentzündung.

»Ja, die Grippe geht gerade um«, hatte sie gesagt.

Als ich allein mit Dr. Samuels in seinem Sprechzimmer war, sagte ich: »Es geht um Jan. In letzter Zeit steht sie völlig neben sich. Ich weiß es nicht genau, aber ich vermute, sie hat

Depressionen. Erst gestern hat sie gesagt, dass Ethan und ich ohne sie besser dran wären.«

»Das hört sich nicht gut an«, meinte er und stellte mir diverse Fragen. Ob in letzter Zeit etwas vorgefallen sei? War ein naher Angehöriger gestorben? Gab es finanzielle Probleme? Ärger bei der Arbeit? Ein

gesundheitliches Problem, das sie mir vielleicht verschwiegen hatte?

Ich hatte nicht die geringste Ahnung.

Schließlich riet mir Dr. Samuels, noch einmal mit Jan zu reden. Er könne keine Diagnose über einen Patienten stellen, ohne ihn gesehen zu haben.

Ich drängte sie, zu ihm zu gehen. Erst reagierte

sie abweisend, wütend sogar, doch später entschuldigte sie sich und erzählte mir, sie habe für den kommenden Tag einen Termin bei Dr. Samuels ausgemacht.

Am nächsten Abend fragte ich sie, wie ihr Gespräch mit ihm gelaufen war. Ich konnte ihre Antwort kaum erwarten.

»Gut«, sagte Jan.

»Du hast ihm von deinen Stimmungsschwankungen erzählt?«

Sie nickte.

»Und was hat er gesagt?«

»Die meiste Zeit hat er nur zugehört«, sagte sie. »Im Warteraum saßen noch jede Menge anderer Patienten, aber Dr. Samuels hat mich keine Sekunde gedrängt.«

»Nett von ihm«, sagte ich.

»Na ja, jedenfalls habe ich ihm erzählt, wie ich mich fühle. Hmm, und das war's auch schon.«

Wohl kaum, dachte ich. »Konnte er dir weiterhelfen? Hat er dir irgendwas verschrieben?«

»Er hat ein oder zwei Medikamente genannt, aber ich habe ihm gesagt,

dass ich nichts nehmen will. Ich will nicht von irgendwelchen Psychopharmaka abhängig werden.«

»Wie? Es bleibt also alles beim Alten?«

»Er meinte, den ersten wichtigen Schritt hätte ich schon getan, indem ich zu ihm gekommen sei. Außerdem hat er gesagt, ich solle mich an einen

Spezialisten wenden.«

»Einen Psychiater?«

Jan nickte. »Er meinte, er könne mir jemanden empfehlen.«

»Hast du dir den Namen geben lassen?«

Jan warf mir einen scharfen Blick zu. »Nein. Ich bin nicht verrückt.«

»Das hat auch niemand behauptet. Du tust ja gerade so, als gingen nur

Irre zum Psychiater.« Um ein Haar wäre mir das Wörtchen ›Seelenklempner‹ herausgerutscht.

»Ich kriege das schon allein geregelt.«

»Jan, du musst dir helfen lassen«, sagte ich. »Du hast doch selbst gesagt, dass dich deine Gedanken herunterziehen«, sagte ich.

»Ja, und?«

»Geht es dir denn wieder besser?«, fragte ich.

»Jeder ist mal mies drauf«, erwiderte sie und verließ das Zimmer.

***

An jenem Tag, an dem Jan die Tickets für den Five-Mountains-Park bestellte,

erhielt ich folgende E-Mail bei der Arbeit:

> Wir haben neulich miteinander gesprochen. Über die Versuche von Star Spangled Corrections, die Stimmen des Stadtrats zu kaufen. Reeves ist nicht der Einzige, der von ihnen geschmiert wird. Fest steht, dass

der Stadtrat das Projekt hundertprozentig abnicken wird, da inzwischen praktisch alle Mitglieder Geschenke erhalten haben. In meinem Besitz befindet sich eine Liste mit allen Namen und Details. Ich kann Sie nicht wieder anrufen, bin aber bereit, Ihnen das Beweismaterial

persönlich zu übergeben. Ich erwarte Sie morgen um 17:00 Uhr auf dem Parkplatz von Ted's Lakeview General Store. Nehmen Sie die 87 bis Lake George, dann die 9 Richtung Norden durch den Wald bis zu Teds Laden. Kommen Sie nicht zu früh, und warten Sie nicht auf mich, wenn

ich nicht pünktlich eintreffen sollte. Wenn ich bis 17:10 Uhr nicht dort bin, ist etwas passiert. Zu mir selbst: Ich bin eine Frau, wie Sie an meiner Stimme wohl bereits erkannt haben, und fahre einen weißen Pick-up.

Ich las die E-Mail zweimal durch. Dann ging ich in die

Cafeteria, holte mir einen Kaffee und trank ein paar Schlucke, bevor ich den halbleeren Becher stehen ließ und zu meinem Schreibtisch zurückkehrte.

»Alles okay?« Samantha Henry wandte sich zu mir um. »He, ich habe schon zweimal hallo zu dir gesagt, aber du hast nicht reagiert.«

Ich schüttelte nur den

Kopf. Die Hotmail-Adresse, von der die Mail abgeschickt worden war, bestand aus einer zufälligen Reihe von Buchstaben, die keinerlei Schlüsse auf den Absender zuließen. Ich machte mir ein paar Notizen und löschte die E-Mail erst aus dem Posteingang, dann aus dem Papierkorb. Vielleicht

war ich mittlerweile paranoid, doch seit ich erfahren hatte, dass unsere Verleger sich mit einem Grundstücksverkauf an Elmont Sebastian und seine Firma gesundstoßen wollten, war ich doppelt wachsam. Allmählich traute ich niemandem mehr über den Weg.

»Heilige Scheiße«, murmelte ich.

Es gab also jemanden, der genau informiert war, welche Mitglieder des Stadtrats von Promise Falls Dreck am Stecken hatten. Stadträte, die sich von Elmont Sebastians Knastunternehmen bestechen ließen.

Meine Story über Reeves' Abstecher nach Florenz war nie in Druck gegangen. Der Scheck,

den Sebastian mir höchstpersönlich unter die Nase gehalten hatte, war mit hoher Wahrscheinlichkeit erst nach Reeves' Italienurlaub ausgestellt worden, doch Brian hatte das gereicht, meine Geschichte zu kippen. Ja, ich war immer noch sauer auf ihn. Und nach wie vor auf der Suche nach Material, mit

dem ich Reeves und seine Spießgesellen endgültig an die Wand nageln konnte.

Und mit der anonymen E-Mail, die ich soeben erhalten hatte, schien ich tatsächlich ein Ass im Ärmel zu haben.

Obwohl ich an diesen Trumpf selbst nicht so recht glauben wollte. Brian würde sich ganz bestimmt nicht für meine Stories

starkmachen. Erst ein paar Tage zuvor hatte der *Standard* in einem Leitartikel verkündet, dass ein privat betriebenes Gefängnis nicht nur kurzzeitig für Jobs während der Bauphase sorgen, sondern auch langfristig neue Arbeitsplätze garantieren würde. Wenn die Bürger von Promise Falls

erwarteten, dass Straftäter hinter Schloss und Riegel kamen, konnten sie sich wohl kaum pikiert zeigen, wenn selbige praktisch vor ihrer Haustür eingesperrt wurden. Ansonsten hatte der *Standard* eine abwartende Haltung eingenommen. »Auch wenn das Konzept privat betriebener Haftanstalten in anderen

Gerichtsbarkeitsbezirken nicht durchgängig erfolgreich war, hat es doch zumindest die Chance verdient, sich hier zu bewähren.«

Der Artikel trug eindeutig Madeline Plimptons Handschrift, auch wenn sie ihn nicht selbst verfasst hatte.

Mich widerte das alles an.

Ich rief Google-Maps auf, um den Weg zum Treffpunkt zu checken. Für mich stand fest, dass ich zum Lake George fahren würde, auch wenn ich keine Ahnung hatte, wer mich dort erwartete. Ich wusste weder, wer die Frau war, noch für wen sie arbeitete. Für jemanden im Rathaus? Vielleicht eine Sachbearbeiterin? Eine

Verwaltungsassistentin? Jemand aus dem Büro des Bürgermeisters? Eine vergrätzte Wärterin aus einem von Sebastians anderen Gefängnissen? Wer auch immer die Frau sein mochte, sie wusste über Reeves' Gratis-Aufenthalt in Florenz Bescheid. Vielleicht handelte es sich um jemanden aus seinem

unmittelbaren Umfeld. Reeves war als echtes Arschloch verschrien; durchaus möglich, dass ihm eine seiner direkten Mitarbeiterinnen eins auswischen wollte.

Nun ja. Genaueres würde ich wohl erst am Lake George erfahren.

***

»Und vergiss nicht«, sagte Jan später am Telefon. »Samstag geht's los.«

Ich war so abgelenkt, dass ich im ersten Moment nicht verstand, wovon sie sprach. »Was?«

»Schon vergessen? Ich habe uns doch Eintrittskarten für den Five-Mountains-Park besorgt.«

»Nein, natürlich nicht«, sagte ich. »Ich war nur mit

den Gedanken woanders.«

»Gibt's ein Problem? Kannst du nicht?«

»Doch, doch. Nur morgen wäre es problematisch geworden.«

»Was gibt's denn?«

Ich senkte die Stimme, damit Samantha, die am Nebentisch auf ihre Tastatur eintippte, nichts mitbekam. »Ich treffe mich morgen Nachmittag mit

jemandem.«

»Mit wem?«

»Keine Ahnung. Ich habe eine anonyme E-Mail bekommen. Von einer Frau, die behauptet, belastendes Material gegen Reeves und andere Stadträte in der Hand zu haben.«

»Du lieber Gott. Darauf hast du doch nur gewartet.«

»Ja, aber erst mal abwarten, was dabei herauskommt.«

»Und wo triffst du dich mit ihr? In irgendeiner dunklen Gasse oder so?«

»Oben am Lake George.«

Einen Moment lang herrschte völlige Stille in der Leitung.

»Ist irgendwas, Schatz?«

»Nein, nichts. Ich habe nur überlegt, ob ich mir morgen noch mal einen Tag freinehmen soll. Hier ist sowieso nichts los. Hätten wir gerade eine Hitzewelle, würde das Telefon nicht mehr stillstehen, aber bei dem Wetter kaufen die Leute keine Klimaanlagen.«

Ich dachte einen Moment nach. »Wie wär's,

wenn du mitfährst?«, fragte ich dann. So hatte ich Gesellschaft, außerdem konnte ich ein Auge auf sie haben, da mir die Vorstellung nicht gefiel, dass sie womöglich von dunklen Gedanken überfallen wurde, wenn sie allein zu Hause war.

»Vergiss es«, erwiderte Jan. »Diese Frau will doch garantiert, dass du allein

kommst.«

Ich überlegte. »Wenn sie fragt, sage ich ihr einfach, dass du meine Frau bist. Wir haben nur einen Ausflug gemacht, die Arbeit mit dem Angenehmen verbunden. Das wird sie bestimmt verstehen.«

»Möglich.« Jan klang alles andere als überzeugt. »Aber du weißt doch nichts

über deine Informantin. Ist das nicht riskant?«

Ich lachte. »Oh, brandgefährlich.«

***

Die Fahrt zum Lake George würde kaum länger als eine Stunde dauern, trotzdem beschloss ich, mich schon um drei Uhr auf den Weg

zu machen, um kein Risiko einzugehen. In ihrer E-Mail hatte die Frau ausdrücklich erklärt, dass unser Treffen innerhalb eines Zeitfensters von zehn Minuten stattfinden würde. Ich nahm mir vor, mich exakt an ihre Anweisungen zu halten. Ich würde um 17:00 Uhr eintreffen und um 17:10 Uhr wieder zurückfahren, wenn sie bis

dahin nicht aufgetaucht war.

Jan beschloss, Ethan am Vormittag bei sich zu behalten und ihn dann gegen zwei bei meinen Eltern abzuliefern, denen es nie etwas auszumachen schien, dass wir sie so oft als Babysitter einspannten. Mom vergötterte Ethan, wohl nicht zuletzt deshalb, weil es endlich ein

männliches Wesen unter ihrem Dach gab, das ihr gehorchte. Dad überlegte sogar, im Keller eine Eisenbahn für Ethan zu bauen, aber ich vermutete, dass er den Kleinen nur vorschob. Wahrscheinlich brauchte er einfach ein neues Projekt, und er hatte schon immer ein Faible für Modelleisenbahnen gehabt, für die großen

Lionel-Dampfloks, die lautstark über die Gleise ratterten und dicke Rauchwolken ausstießen. Mom war sicher nicht gerade begeistert von der Idee, aber wenn sich Dad dadurch davon abhalten ließ, andere Autofahrer mit oberlehrerhaften Schildern zu drangsalieren, würde sie sich garantiert breitschlagen lassen.

Um Viertel vor drei fuhr ich zu Hause vor. Ich dachte, Jan würde mich vielleicht schon auf der Vorderveranda erwarten – wir wohnen im alten Teil der Stadt, wo es noch solche Häuser gibt –, doch war sie nirgends zu sehen. Ich ging die Treppe hinauf, öffnete die Fliegentür und rief nach ihr.

»Ich bin hier oben!«, rief

sie zurück.

»Wir müssen los«, rief ich auf dem Weg nach oben. »Ich würde gern unterwegs irgendwo noch einen Kaffee trinken, ehe …«

Ich betrat unser Schlafzimmer. Jan lag im Bett, den Kopf auf den rechten Arm gelegt.

»Was ist los?«, fragte ich. »Fühlst du dich nicht

gut?«

Sie schlug die Decke zurück. Sie war nackt. »Sehe ich so aus?«, fragte sie.

»Tja«, sagte ich grinsend, »wenn du so zum Lake George fahren willst, holst du dir garantiert einen Schnupfen.«

»Wenn du wirklich so großen Kaffeedurst hast,

ziehe ich mir schnell was über.«

»Ach, eigentlich habe ich schon ein, zwei Tässchen in der Redaktion getrunken«, sagte ich.

Eine Viertelstunde später waren wir unterwegs.

***

Die ersten zwanzig Meilen

begann ich im Geiste eine Unterhaltung, die jedoch nirgendwohin führte.

»Dir scheint es ja wieder besserzugehen«, wollte ich sagen. »Schön, dass du wieder auf dem Damm bist.«

»Gestern und vorgestern hast du nicht mehr so niedergeschlagen gewirkt«, hätte ich beinahe gesagt.

Aber ich sagte nichts, aus Angst, sie könne meine Worte in den falschen Hals bekommen. Ich wollte kein großes Aufheben um ihre Depressionen machen. Vielleicht unterstellte sie mir sonst noch, ich würde sie beobachten, aus jeder Mücke einen Elefanten machen. Schließlich war es ja genau so.

Also beschloss ich, einfach so zu tun, als sei alles in bester Ordnung. Als ob sich Jan den Tag nicht freigenommen hätte, weil sie sich überfordert fühlte. Sie machte einfach blau und leistete mir bei einem kleinen Ausflug Gesellschaft.

Ich hatte Notizblock, Kugelschreiber und Digitalrecorder eingesteckt.

Nach Möglichkeit wollte ich die Enthüllungen meiner Informantin auf Band haben – okay, man nimmt längst nicht mehr *auf Band* auf, aber alles andere klingt irgendwie komisch. Dennoch bezweifelte ich, dass sie eine Aufzeichnung ihrer Stimme zulassen würde.

Trotzdem befand sich der Recorder in meiner

Jackentasche. Nur für alle Fälle.

»Nicht allzu viel Verkehr«, bemerkte ich.

Jan wandte sich mir zu, was in der Enge des Jetta nicht ganz einfach war, und blickte abwechselnd zwischen mir und der Straße vor uns hin und her.

»Da gibt’s etwas, das du wissen solltest«, sagte sie.

Plötzlich stieg wieder jenes ungute Gefühl in mir auf, das ich auch bei unserem Essen bei Gina's empfunden hatte. »Was denn?«

»Ich habe etwas … getan«, erwiderte sie.

»Was hast du getan?«

»Eigentlich geht es eher darum, was ich nicht getan habe«, sagte sie, während sie zum Rückfenster

hinaus und dann wieder nach vorn sah.

»Jan, jetzt sag schon.«

»Erinnerst du dich, wann wir das letzte Mal aufs Land gefahren sind?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht genau.«

»Ich erinnere mich nicht mehr an den Namen der Straße, aber ich würde sie jederzeit finden. Auf dem Weg gibt’s ein weißes

Haus, und wenn man dort rechts abbiegt, kommt man irgendwann an eine rote Scheune, und so weiter.«

»Du hattest schon immer einen guten Orientierungssinn«, sagte ich. »Da spielt es keine große Rolle, dass du dir Straßennamen nicht merken kannst.«

»Stimmt«, sagte sie.

»Jedenfalls ist es eine Landstraße, zwar asphaltiert, aber kaum befahren. Die, über die man auch zum Gartencenter kommt.«

Klar. Die Straße kannte ich.

»Und wenn man weiterfährt, kommt man schließlich an eine Brücke. Die Straße verengt sich ein bisschen, aber auf der

Brücke gibt es trotzdem noch einen Mittelstreifen, damit man nicht glaubt, es gäbe keinen Gegenverkehr.«

Mittlerweile war mir klar, welche Stelle sie meinte.

»Dort herrscht eine reißende Strömung. Das Wasser donnert nur so über die Felsen.«

Ich nickte.

Abermals warf sie einen

Blick aus dem Rückfenster, ehe sie sich wieder mir zuwandte. »Jedenfalls bin ich neulich dort rausgefahren, habe den Wagen am Straßenrand abgestellt und bin auf die Brücke gegangen.«

Hör auf, Jan.

»Ich habe eine halbe Ewigkeit dort gestanden«, fuhr sie fort, »und mich

gefragt, ob man es wohl überleben würde, wenn man dort hinunterspringt. Man fällt gar nicht so tief, aber die Felsen sind ziemlich zerklüftet.« Sie hielt einen Moment inne. »Egal. Jedenfalls habe ich gedacht, dass ich vielleicht lieber die Wasserfälle hinunterspringe, wenn ich mich umbringen will. An der Stelle, wo sich vor ein

paar Jahren dieser Student hinuntergestürzt hat. Weißt du noch?«

»Jan«, sagte ich.

»Ich stand bereits auf der Brüstung. Sie ist aus Beton und ziemlich breit. Ich habe bestimmt eine halbe Minute da oben gestanden, aber dann bin ich wieder heruntergeklettert.«

Ich schluckte. Mein

Mund war staubtrocken. »Warum?«, fragte ich. »Warum hast du dich entschieden, es doch nicht zu tun?«

Weil sie uns liebt. Weil sie sich nicht vorstellen konnte, Ethan und mich allein zu lassen.

Sie lächelte. »Da kam ein Wagen. Ein Heulaster. Na ja, ich wollte nicht dabei gesehen werden. Und als

ich wieder auf der Brücke stand, war der Moment plötzlich vorbei.«

Jan braucht Hilfe. Am besten, ich drehe sofort um und bringe sie zum Arzt. So kann es nicht weitergehen.

»Glück im Unglück.« Ich versuchte mir nichts anmerken zu lassen. »Gut, dass der Laster vorbeikam.«

»Ja.« Sie lächelte, als hätte sie mir lediglich von einem kleinen Stimmungstief erzählt, das nicht der Rede wert war.

»Was hat Dr. Samuels dazu gesagt?«, fragte ich.

»Das war erst nach meinem Termin bei ihm.« Sie streckte die Hand aus und berührte mich am Arm. »Mach dir keine Sorgen, David. Mir geht’s

gut. Und ich freue mich schon darauf, wenn wir morgen zum Five Mountains fahren.«

Und damit wollte sie mich beruhigen? Na schön, sie fühlte sich gut. Und in einer Stunde? Oder morgen?

»Da ist noch was«, fuhr Jan fort.

Ich warf ihr einen fragenden Blick zu.

»Vielleicht habe ich einfach eine zu lebhafte Phantasie«, sagte sie, während sie erneut einen Blick über die Schulter warf. »Aber wenn mich nicht alles täuscht, folgt uns der blaue Wagen schon, seit wir von zu Hause losgefahren sind.«

6

Der Wagen befand sich eine Viertelmeile hinter uns, zu weit entfernt, als dass ich die Marke oder gar das Nummernschild hätte erkennen können. Zumindest sah ich, dass es sich um eine

dunkelblaue Limousine mit getönten Scheiben handelte, wahrscheinlich ein Ford oder eine General-Motors-Karosse.

»Der Wagen folgt uns schon die ganze Zeit?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht genau«, antwortete Jan. »Er sieht aus wie tausend andere Autos auch. Vielleicht war es ja ein anderer Wagen,

den ich in Promise Falls gesehen habe.«

Ich fuhr etwa siebzig Meilen, drosselte jedoch auf sechzig herunter, um herauszufinden, ob der andere Wagen uns überholen würde.

Im selben Moment wurde der blaue Wagen von einem silberfarbenen Minivan überholt, so dass ich ihn nicht mehr sehen

konnte.

»Mist«, stieß ich hervor, während ich in Rück- und Seitenspiegel Ausschau nach der blauen Limousine hielt. Gleichzeitig näherten wir uns einem Transportlaster, der im Schneckentempo die Straße entlangzockelte.

Jan wollte sich umdrehen, aber ich hob die Hand. »Wenn uns

wirklich jemand folgt, sollten wir ihn lieber nicht wissen lassen, dass wir ihn bemerkt haben.«

»Merken die das nicht sowieso, weil wir plötzlich langsamer fahren?«

»Dazu bin ich zu langsam vom Gas gegangen. Wenn der Fahrer auf Tempomat geschaltet hat, wird er uns demnächst überholen.«

Der Minivan scherte auf die Überholspur aus und zog an uns und dem Laster vorbei. Ich spähte abermals in den Rückspiegel. Der blaue Wagen war näher gerückt; es war ein Buick und er schien ein New Yorker Kennzeichen zu haben, auch wenn ich die Ziffern nicht erkennen konnte, weil es so verdreckt war. »Er

holt auf«, sagte ich.

»Wahrscheinlich ist gar nichts.« Jan klang eine Spur erleichtert. »Es gibt ja auch kaum Ausfahrten auf diesem Highway, wo er abbiegen könnte.«

Ich setzte den Blinker und überholte den Laster.

»Stimmt«, sagte ich, aber meine Anspannung ließ nicht nach. Ich überlegte, welche

Schlussfolgerungen sich daraus ergaben, falls uns der Wagen tatsächlich folgte.

Falls dem so war, hatte anscheinend jemand mitbekommen, dass ich mich mit einer anonymen Informantin treffen wollte. Warum sonst sollte mich jemand beschatten?

Daraus wiederum ließ sich ableiten, dass

höchstwahrscheinlich jemand die Mail der Frau in die Finger bekommen hatte. Vielleicht hatte jemand ihren Computer durchsucht. Oder sie hatte jemandem erzählt, dass sie sich mit einem Reporter treffen wolle.

Was, wenn es eine Falle war? Und wenn ja, wer steckte dahinter? Reeves? Sebastian? Aber wozu?

Ich ordnete mich vor dem Laster wieder auf der rechten Spur ein, so dass ich den blauen Wagen nun überhaupt nicht mehr sehen konnte, trat aufs Gas und vergrößerte den Abstand zwischen uns und dem Laster.

Jan warf einen Blick in den Seitenspiegel. »Ich sehe ihn nicht mehr«, sagte sie. »Weißt du was?

Vielleicht – du wirst lachen – bin ich heute tatsächlich ein bisschen paranoid. Eigentlich kein Wunder bei den Gedanken, die mich in letzter Zeit umtreiben, was?«

Was war schlimmer? Dass wir möglicherweise von irgendwelchen Dunkelmännern verfolgt wurden oder dass Jan nun

auch noch zu glauben begann, dass sie tatsächlich unter Verfolgungswahn litt?

Der blaue Wagen überholte den Laster und ordnete sich wieder rechts ein.

»Er ist wieder da«, stellte ich fest.

»Fahr einfach ein bisschen schneller«, sagte Jan. »Dann siehst du ja,

ob er ebenfalls anzieht.«

Ich beschleunigte auf siebzig und beobachtete, wie die blaue Limousine im Rückspiegel kleiner wurde.

»Siehst du?«, sagte Jan. »Ich habe einfach ein paar Schrauben locker, das ist alles. Du kannst dich wieder entspannen, David.«

***

Als wir die Ausfahrt zum Lake George nahmen, sah ich nicht mehr alle fünf Sekunden in den Rückspiegel. Der blaue Wagen befand sich wahrscheinlich immer noch irgendwo hinter uns, war aber außer Sicht. Jan wirkte ziemlich erleichtert.

Es war bereits 16:45 Uhr, aber ein Blick auf die Karte sagte mir, dass wir

nur noch fünf Minuten von Ted's Lakeview General Store entfernt waren. Wir fuhren über die Landstraße Richtung Norden. Ich drückte nicht aufs Tempo – zum einen wollte ich nicht zu früh da sein, zum anderen nicht das Risiko eingehen, versehentlich an Teds Laden vorbeizufahren.

Aber wie sich

herausstellte, war der Laden unmöglich zu verfehlen. Es handelte sich um ein weißes, einstöckiges Gebäude, das etwa 20 Meter abseits der Straße lag, die sonst nur durch Waldgebiet führte. Vor dem Laden standen zwei Selbstbedienungs-Zapfsäulen. Ich setzte den Blinker. Unter den Rädern knirschte Kies, als ich von

der Landstraße abbog.

»Da wären wir also«, sagte Jan. »Und jetzt warten wir einfach ab?«

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Fünf vor fünf. »Würde ich sagen.« Auf dem kleinen Parkplatz stand ein alter Plymouth Volare. Ich wendete und fuhr neben ihn, da man von dort beste Sicht auf die Straße hatte. Ich ließ

die Fenster herunter und schaltete den Motor aus.

Es herrschte kaum Verkehr. Einen weißen Pick-up würden wir schon von weitem erkennen.

»Was hat deine Informantin für dich, was meinst du?«, fragte Jan.

Ich zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Irgendwelche Memos? E-Mail-Ausdrucke?

Mitgeschnittene Telefonate? Aber vielleicht auch nichts von alledem. Vielleicht will sie mir auch nur ein paar Dinge unter der Hand erzählen. Wie auch immer, am besten wäre es natürlich, sie hätte konkrete Beweise. Der *Standard* wird keine einzige Zeile bringen, wenn nicht alles wasserdicht ist.«

Jan massierte sich die

Stirn.

»Alles okay?«

»Nur leichte Kopfschmerzen. Ehrlich, am liebsten würde ich ein bisschen schlafen.«

»Hast du Aspirin oder Schmerztabletten dabei?«

»Ja, in meiner Handtasche. Ich glaube, ich gehe mal eben rein und hole mir eine Flasche Wasser. Willst du auch

irgendwas?«

»Bring mir einen Eistee mit«, sagte ich.

Jan nickte, stieg aus und ging in den Laden. Ich behielt die Straße im Auge. Ein roter Ford Pick-up fuhr vorbei, dann ein grüner Dodge Geländewagen und schließlich ein Motorrad.

Inzwischen war es Punkt fünf. Es blieben also noch zehn Minuten.

Wer war meine Informantin?

Ein Holzlaster donnerte vorbei. Ein blaues Corvette-Cabrio zischte Richtung Lake George.

Dann tauchte aus nördlicher Richtung ein Pick-up auf.

Der Wagen war noch gut zweihundert Meter entfernt. Im Licht der Nachmittagssonne ließ

sich nicht genau sagen, ob es sich um ein weißes, mattgelbes oder vielleicht sogar silberfarbenes Fahrzeug handelte.

Sekunden später aber sah ich, dass es ein weißer Ford war.

Der Fahrer setzte den Blinker, wartete, bis ein aus der entgegengesetzten Richtung kommender

Toyota vorbeigefahren war, und bog auf das Gelände des Lakeview General Store ab.

Der Wagen hielt vor den Zapfsäulen.

Das Herz schlug mir bis zum Hals.

Die Fahrertür öffnete sich, und ein Mann Mitte sechzig stieg aus. Er war hager und unrasiert, trug ein kariertes Arbeitshemd

und Jeans. Er kramte seine Kreditkarte hervor, steckte sie in den dafür vorgesehenen Schlitz und tankte.

Er sah sich nicht einmal um.

»Scheiße«, murmelte ich.

Als ich zur Straße sah, erhaschte ich einen Blick auf einen blauen Buick, der gerade vorbeifuhr.

Der Fahrer blieb unter dem Tempolimit, langsam genug, um Ted's Lakeview General Store in Augenschein zu nehmen, aber schnell genug, um nicht den Eindruck zu erwecken, dass er abbiegen wollte.

Aber ich wusste ja nicht einmal, ob es sich um einen Fahrer oder eine Fahrerin handelte. Die

getönten Scheiben ließen keinen Rückschluss auf eine Geschlechtszugehörigkeit zu.

Der Wagen fuhr weiter und verschwand aus meinem Sichtfeld.

Es war 17:05 Uhr.

Jan kam aus dem Laden, eine Dose Eistee in der einen, eine Flasche Wasser in der anderen

Hand.

Sie öffnete die Beifahrertür. »Du meine Güte, ich hatte schon Angst, du würdest mich vielleicht einfach hier stehen lassen und mit deiner Informantin davonbrausen.«

»Bis jetzt ist niemand aufgetaucht«, sagte ich. Der frisch aufgetankte weiße Pick-up war wieder

fort. »Aber ich habe was Interessantes beobachtet.«

»Was denn?« Sie reichte mir den Eistee und schraubte den Plastikverschluss der Wasserflasche auf.

»Vor zwei Minuten ist der blaue Buick vorbeigefahren.«

Sie sah mich erstaunt an. »Bist du sicher, dass

es derselbe Wagen war?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Aber irgendwie kam es mir so vor, als hätte der Fahrer hier herübergesehen.«

Jan nahm zwei Kopfschmerztabletten und spülte sie mit einem Schluck Wasser hinunter. Sie warf einen Blick auf die Digitaluhr am Armaturenbrett. »Noch vier

Minuten«, sagte sie. »Geht die Uhr richtig?«

Ich nickte. »Aber vielleicht geht ihre ja falsch. Ich gebe ihr auf jeden Fall noch ein paar Minuten. Nur zur Sicherheit.«

Ich kippte den halben Eistee auf einen Zug hinunter. Du meine Güte, ich fühlte mich völlig ausgedörrt. Wir warteten

weitere fünf Minuten, beobachteten schweigend die Straße.

»Da ist ein Pick-up«, sagte Jan. Aber der Wagen war grau und fuhr weiter.

»He, sieh mal da.« Ich deutete in nördliche Richtung.

Es war der blaue Buick. Er schlich im Schritttempo über den Asphalt, vielleicht

zweihundert Meter entfernt.

Ich öffnete meine Tür.

»Was hast du vor?«, fragte Jan. »Steig sofort wieder ein.«

Doch ich marschierte bereits über den Parkplatz. Ich wollte den Wagen aus der Nähe sehen. Mir sein Kennzeichen notieren. Aber ich brauchte es mir gar nicht aufzuschreiben.

Diktieren ging ja auch. Ich griff in die Jackentasche und zog meinen Digitalrecorder heraus.

»David!«, rief Jan mir hinterher. »Komm zurück!«

Das Aufnahmegerät in der Hand, lief ich den Randstreifen entlang. Der Buick war noch etwa hundert Meter entfernt, doch als ich mich näherte, sah ich, wie der Fahrer

beschleunigte.

»Komm schon, du Arschloch«, zischte ich, als der Wagen näher kam.

Ich fasste das Kennzeichen ins Auge. Verdammt, ich hatte vergessen, dass es völlig verdreckt war. Als der Wagen vorbeidonnerte, warf ich einen Blick auf das hintere Nummernschild, doch es war ebenfalls

verschmutzt. Immerhin waren die Ziffern 5 und 7 zu erkennen. Atemlos sprach ich die Zahlen in das Aufnahmegerät. Ein paar Sekunden später war der Buick hinter der nächsten Biegung verschwunden.

Ich schaltete den Recorder aus, steckte ihn wieder ein und ging zum Wagen zurück.

Ich ließ mich in den Sitz fallen und schüttelte den Kopf. »Scheiße. Es war derselbe Wagen, jede Wette. Unser Treffen ist aufgeflogen. Irgendjemand muss Wind davon bekommen haben.«

Deshalb überraschte es mich auch nicht sonderlich, dass um 17:20 Uhr immer noch keine Frau in einem weißen Pick-up

aufgetaucht war.

»Das war's dann wohl«, sagte ich.

»Es tut mir leid«, sagte Jan. »Ich weiß, wie wichtig dir die Sache war. Willst du noch ein bisschen warten?«

Ich starrte noch fünf Minuten durch die Windschutzscheibe, ehe ich den Motor startete.

Auf dem Nachhauseweg

verschlimmerten sich Jans Kopfschmerzen. Sie stellte ihre Sitzlehne zurück und schlief fast die ganze Zeit. Kurz vor Promise Falls wachte sie auf und bat mich, sie erst nach Hause zu bringen, bevor ich Ethan abholte.

Als ich schließlich mit Ethan zu Hause eintraf, hatte Jan sich schlafen gelegt. Also brachte ich ihn

allein zu Bett.

»Ist Mommy krank?«, fragte er.

»Nur müde«, sagte ich.

»Geht es ihr morgen wieder gut?«

Ich runzelte die Stirn. »Morgen?«

»Wir fahren doch zu den Achterbahnen«, erwiderte er. »Hast du's vergessen?«

»Oh, sieht fast so aus«,

sagte ich. Plötzlich fühlte ich mich ebenfalls hundemüde.

»Ich habe Angst vor den ganz großen«, sagte er. »Muss ich mit denen fahren?«

»Quatsch«, sagte ich. »Nur mit den Karussells, die dir gefallen.« Ich gab ihm einen Kuss auf die Stirn. »Wir wollen einfach Spaß haben, okay?«

Ich küsste ihn nochmals und sagte gute Nacht, bevor ich in unser Schlafzimmer ging. Ich wollte Jan fragen, ob sie es wirklich für eine so gute Idee hielt, ins Five Mountains zu fahren, doch sie schlief tief und fest. Leise zog ich mich aus, löschte das Licht und schlüpfte neben ihr unter die Decke.

Ich tastete nach ihrer Hand und verschränkte meine Finger mit den ihren. Obwohl sie schlief, erwiderte sie instinktiv den sanften Druck meiner Hand.

Es war wunderbar, ihre Wärme zu spüren. Am liebsten hätte ich ihre Hand nie wieder losgelassen.

»Ich liebe dich«, flüsterte ich, bevor ich zum letzten

Mal neben meiner Frau einschlief.

TEIL 2

7

»Wo ist mein Sohn?«, fragte ich.

Ich saß im klimatisierten Empfangsbereich der Five-Mountains-Zentrale, die sich hinter dem auf Kolonialstil getrimmten Straßenzug direkt hinter

dem Haupteingang befand. Anwesend waren die Geschäftsführerin des Parks, eine Frau von Mitte dreißig mit kurzem blonden Haar, die sich mir als Gloria Fenwick vorgestellt hatte, ihr etwa zehn Jahre jüngerer Assistent, dessen Name mir bereits wieder entfallen war, sowie die Pressesprecherin des Five Mountains, eine junge

Frau, die höchstens Anfang zwanzig sein konnte. Die drei trugen legere Designerklamotten – im Gegensatz zu den anderen Angestellten des Vergnügungsparks, die alle in Einheitskluft herumliefen, hellbraunen Hosen und leichten Hemden mit aufgestickten Namen an der Brust.

Doch meine Frage war nicht an sie gerichtet, sondern an einen übergewichtigen Mann namens Barry Duckworth, Detective des Promise Falls Police Department. Er hatte einen ziemlichen Wanst, der ihm über den Gürtel hing, und alle Hände voll damit zu tun, dass ihm sein schweißnasses Hemd nicht

aus der Hose rutschte.

»Eine meiner Kolleginnen kümmert sich um ihn«, sagte Duckworth. »Didi heißt sie. Sie kann gut mit Kindern und kauft ihm gerade ein Eis. Ich hoffe, das geht okay.«

»Klar«, sagte ich. »Wie geht es ihm?«

»So weit gut«, erwiderte Duckworth. »Trotzdem dachte ich, es wäre

besser, wenn wir uns ohne Ihren Sohn unterhalten.«

Ich nickte. Ich stand völlig neben mir. Zwei Stunden war es her, seit ich Jan zuletzt gesehen hatte.

»Erzählen Sie mir doch bitte noch mal, was passiert ist, nachdem Sie zu Ihrem Wagen gegangen sind«, forderte Duckworth mich auf. Miss Fenwick, ihr

Assistent und die Pressesprecherin spitzten die Ohren. Duckworth warf ihnen einen Blick zu. »Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich mit Mr Harwood unter vier Augen spreche?«, fragte er.

»Nein, selbstverständlich nicht«, sagte Miss Fenwick. »Kann ich sonst etwas für Sie tun?«

»Haben Sie sich schon um die Videoüberwachung gekümmert?«, fragte er.

»Ich habe unsere Leute informiert«, antwortete sie. »Aber sie wissen ja gar nicht richtig, nach wem sie Ausschau halten sollen. Hätten wir ein Foto von der Dame, wäre das Ganze erheblich einfacher.«

»Sie haben eine Beschreibung«,

entgegnete Duckworth. »Die Frau ist Mitte dreißig, circa einen Meter siebzig groß, hat dunkle Haare und Pferdeschwanz. Sie trägt eine Baseballkappe mit dem Emblem der Red Sox, ein rotes T-Shirt und weiße Shorts. Damit lässt sich ja wohl etwas anfangen, oder?«

»Wir tun, was wir können, aber Sie wissen

auch, dass wir keine lückenlose Videoüberwachung haben. Die meisten Kameras überwachen die Fahrgeschäfte, damit wir sofort Bescheid wissen, falls sich technische Probleme ergeben.«

»Das erklären Sie mir jetzt schon zum dritten Mal.« Duckworth lächelte und gab Miss Fenwick und

ihren Mitarbeitern mit einem Blick zu verstehen, dass sie das Feld räumen sollten. Nachdem sie verschwunden waren, zog er sich einen Stuhl heran und nahm mir gegenüber Platz.

»Okay«, sagte er. »Sie sind also zu Ihrem Wagen gelaufen. Was für eine Marke fahren Sie?«

Ich schluckte. Meine

Kehle war staubtrocken. »Einen Accord. Jans Jetta haben wir zu Hause gelassen.«

»Okay. Also das Ganze noch mal von vorn.«

»Ethan und ich haben etwa eine halbe Stunde am Eingang gewartet. Ich habe versucht, meine Frau auf dem Handy zu erreichen, aber sie ist nicht rangegangen. Und dann

habe ich mich gefragt, ob sie zum Wagen gegangen sein könnte. Ob sie vielleicht dort auf uns wartet. Also habe ich Ethan geschnappt und bin zum Auto gelaufen, aber da war sie auch nicht.«

»Irgendein Anzeichen, dass sie in der Zwischenzeit dort gewesen sein könnte?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Sie hatte einen Rucksack mit unserem Lunch und ein paar frischen Sachen für Ethan dabei. Aber der Rucksack lag nicht im Auto.«

»Und was haben Sie dann gemacht?«

»Wir sind wieder zurückgegangen, haben unsere Tickets noch mal vorgezeigt und dann am Eingang auf sie gewartet.

Aber sie ist nicht aufgetaucht.«

»Und dann haben Sie die Sicherheitsleute informiert.«

»Ich hatte schon vorher mit einer Parkaufsicht gesprochen und gefragt, ob Jan sich irgendwo gemeldet hatte. Na ja, und als wir vom Wagen zurückkamen, habe ich einen anderen

Sicherheitsmann gefragt, ob vielleicht eine Frau ohnmächtig geworden sei oder einen Unfall gehabt hätte. Er hat in der Zentrale nachgefragt, aber die hatten von nichts gehört. Also habe ich ihn gebeten, die Polizei einzuschalten.«

Barry Duckworth nickte, als hätte ich genau den richtigen Geistesblitz

gehabt.

»Ich brauche dringend einen Schluck Wasser«, sagte ich. »Sind Sie sicher, dass mit Ethan alles okay ist?«

»Machen Sie sich keine Sorgen.« Er stand auf, ging zum Wasserspender, schenkte einen Becher ein und brachte ihn mir.

»Danke.« Ich trank den Becher auf einen Zug aus.

»Haben Sie die Fahndung nach dem Kerl rausgegeben?«

»Welchem Kerl?«

»Dem Mann, der vor mir weggerannt ist. Das habe ich Ihnen doch erzählt.«

»Tut mir leid, ich habe nicht gleich geschaltet. Sie haben doch gesagt, er hätte einen Bart, stimmt's? Ist Ihnen sonst noch etwas aufgefallen?«

»Nein. Ich habe ihn nur für Sekundenbruchteile gesehen.«

»Und Sie glauben, dieser Mann hätte sich Ihren Sohn nebst Buggy geschnappt?«

»Ja.«

»Haben Sie ihn dabei beobachtet?«

»Nein.«

»Und als Sie den Buggy wiedergefunden haben?

Stand der Bursche direkt daneben?«

»Nein. Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich nur gesehen habe, wie er durch die Menge gelaufen ist.«

»Also könnte es genauso gut ein Mann gewesen sein, der es einfach nur eilig hatte«, gab er zurück.

Ich zögerte einen

Augenblick, nickte dann aber. »Möglich. Ich hatte bloß so ein Gefühl.«

»Mr Harwood«, sagte Duckworth und hielt einen Moment inne. »David Harwood. Irgendwie kommt mir Ihr Name bekannt vor.«

»Vielleicht haben Sie ihn mal unter einem Zeitungsartikel gesehen. Ich arbeite für den

Standard. Aber nicht als Polizeireporter, weshalb ich nicht glaube, dass wir uns schon mal über den Weg gelaufen sind.«

»Ja, klar«, sagte Duckworth. »Wusste ich's doch. Wir haben den *Standard* abonniert.«

Plötzlich fiel mir etwas ein. »Wäre es nicht möglich, dass meine Frau schon wieder zu Hause

ist? Aus welchem Grund auch immer. Vielleicht hat sie sich ja ein Taxi genommen.«

Ich rechnete beinahe damit, dass Duckworth unvermittelt aufspringen und einen Kollegen instruieren würde, dem nachzugehen. Stattdessen sagte er: »Das haben wir schon überprüft. Aber bei Ihnen zu Hause ist

niemand.«

Ich blickte zu Boden und schüttelte den Kopf. »Ich rufe jetzt erst mal bei meinen Eltern an. Vielleicht ist Jan ja dort aufgetaucht.«

Duckworth wartete schweigend ab, während ich mein Handy herauszog.

Es dauerte ein paar Sekunden, dann war meine Mutter am Apparat.

»Hallo?«

»Mom, ich bin's. Ist Jan zufällig bei euch?«

»Was? Nein. Wieso fragst du?«

»Nur, weil … na ja, wir haben uns irgendwie aus den Augen verloren. Ruf mich bitte sofort an, wenn sie auftaucht.«

»Natürlich. Aber was heißt das, ihr habt euch aus den …«

»Ich habe jetzt keine Zeit, Mom. Ich erkläre es dir später.«

Ich klappte das Handy zu und steckte es wieder ein. Duckworth musterte mich mit bedauerndem, wissendem Blick.

»Was ist mit der Familie Ihrer Frau?«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie hat keinen Kontakt zu ihrer Familie. Sie ist

Einzelkind und hat sich von ihren Eltern abgewandt. Soweit ich weiß, sind ihre Eltern tot.«

»Freunde?«

Erneut schüttelte ich den Kopf. »Keine sehr engen.«

»Kollegen?«

»Bei ihr im Büro arbeitet noch eine andere Frau, Leanne Kowalski. Aber sie stehen sich nicht sehr nah. Leanne und Jan haben

nicht dieselbe Wellenlänge.«

»Warum?«

»Leanne hat Haare auf den Zähnen. Na ja, sie kommen miteinander klar, aber sie treffen sich nicht zu irgendwelchen Mädelsabenden oder so.«

Der Detective notierte sich Leannes Namen.

»Ich muss Ihnen jetzt ein paar Fragen stellen«,

sagte er dann, »die Sie womöglich als unsensibel empfinden. Wir kommen trotzdem nicht daran vorbei.«

»Schießen Sie los.«

»Ist Ihre Frau schon einmal verschwunden oder nicht nach Hause gekommen? Hat sie sich in letzter Zeit irgendwie merkwürdig verhalten?«

Ich überlegte

wahrscheinlich eine Sekunde zu lang. »Nein.«

Duckworth war mein Zögern nicht entgangen. »Sicher?«, hakte er nach.

»Ja.«

»Entschuldigen Sie die Frage, aber wäre es möglich, dass Ihre Frau eine Affäre hat?«

Ich schüttelte den Kopf. »Niemals.«

»Haben Sie sich in

letzter Zeit gestritten? Ist es zu Auseinandersetzungen gekommen?«

»Nein«, erwiderte ich. »Hören Sie, wir sollten Jan suchen, statt hier herumzusitzen und unsere Zeit zu verschwenden.«

»Wir haben bereits die Fahndung nach ihr rausgegeben, Mr Harwood. Haben Sie

wirklich kein Foto von ihr dabei? Nicht mal auf Ihrem Handy?«

Ich knipste fast nie Bilder mit dem Handy. »Sobald ich zu Hause bin, suche ich Ihnen ein paar Fotos heraus.«

»Bis dahin haben wir sie wahrscheinlich gefunden«, sagte er beruhigend. »Aber falls nicht, könnten Sie mir die Bilder per Mail

schicken?«

»Selbstverständlich.«

»Okay. Und jetzt lassen Sie uns gemeinsam überlegen, wie wir die Suche effizienter gestalten können.«

Ich nickte.

»Noch mal zurück zu meiner ersten Frage«, sagte Duckworth. »Ist Ihnen in letzter Zeit irgendetwas aufgefallen?

Hat sich Ihre Frau irgendwie sonderbar verhalten?«

»Was meinen Sie?«

»Glauben Sie, ich hätte nicht gesehen, dass Sie mir etwas verschweigen?«

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt. Jan ist noch nie von zu Hause verschwunden. Aber da gibt es trotzdem etwas … ich will gar nicht daran

denken, und am liebsten auch nicht darüber reden.«

Duckworth wartete.

»Gibt es hier irgendwelche Brücken in der Nähe?«

Er runzelte die Stirn. »Ich verstehe nicht ganz.«

»Keine großen wie an der Interstate, sondern kleinere, die über irgendwelche Gewässer führen.«

»Bestimmt. Warum fragen Sie, Mr Harwood?«

»In den letzten Wochen war meine Frau … nun ja, sie stand ziemlich neben sich.«

»Ja?«, sagte er geduldig.

»Sie hatte … Depressionen. Und sie hat ein paar Dinge gesagt …«

Ich spürte, wie mir Tränen in die Augen

traten.

»Mr Harwood?«

»Einen Moment bitte.« Ich presste die Hände vor den Mund und riss mich mit aller Macht zusammen. »Sie war in einer sehr schlechten Verfassung, und dann hat sie mir von diesen Gedanken erzählt.«

»Was für Gedanken?«

»Offenbar hat sie … daran gedacht, sich etwas

anzutun. Ich glaube nicht, dass sie es ernsthaft versucht hat, aber … Nun ja, neulich habe ich gesehen, dass ihr eines Handgelenk verbunden war, obwohl sie behauptet hat, sie hätte sich bloß beim Gemüseschneiden verletzt, und dann war da diese Sache mit der Brücke, von der sie mir erzählt hat.«

»Was?«, platzte Duckworth heraus. »Sie hat versucht, sich von einer Brücke zu stürzen?«

»Ich weiß nicht, ob sie es wirklich vorhatte. Jedenfalls ist sie nicht gesprungen, als plötzlich ein Lastwagen vorbeikam«, stammelte ich. »Irgendwie ist es, als wäre ihr plötzlich alles über den Kopf gewachsen. Erst

neulich Abend hat sie gemeint, Ethan und ich wären besser dran ohne sie.«

»Was glauben Sie denn, warum Ihre Frau sich plötzlich so verhält?«

»Keine Ahnung. Sie ist wie verwandelt, so, als hätte es einen Kurzschluss in ihrem Kopf gegeben. Von der Geschichte mit der Brücke hat sie mir erst

gestern erzählt.«

»Das hat Sie doch bestimmt schockiert.«

Ich nickte. »Und ob.« Ich kämpfte immer noch mit den Tränen. »Es hat mich bis ins Mark getroffen.«

»Sie haben ihr doch bestimmt geraten, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen, oder?«

»Schon vor längerem.

Ich hatte mit unserem Hausarzt darüber geredet. Dr. Samuels.« Duckworth schien der Name geläufig zu sein, denn er nickte. »Ich habe ihm von ihren Gemütsschwankungen erzählt, und er bat mich, sie zu ihm zu schicken. Sie ist tatsächlich hingegangen, aber das war vor der Sache mit der Brücke. So wie sie es mir

erzählt hat, ist das erst hinterher passiert.«

»Hat er ihr etwas verschrieben? Stand sie unter dem Einfluss von Arzneimitteln?«

»Nein. Ich habe sie danach gefragt, weil ich sogar darauf gehofft hatte, er würde ihr irgendetwas verschreiben. Aber Jan meinte, sie wolle keine Medikamente nehmen, die

ihre Persönlichkeit verändern. Sie meinte, sie würde auch so mit ihren Stimmungsschwankungen fertig.«

»Wenn Sie mich einen Moment entschuldigen.« Duckworth zog sein Handy heraus, stand auf und verschwand hinter der angrenzenden Tür. Ich konnte nicht alles verstehen, was er sagte,

vernahm aber die Worte »Fluss« und »Selbstmord«.

Währenddessen saß ich einfach nur da und rieb mir die eiskalten Hände. Am liebsten wäre ich aufgesprungen und aus dem Raum gestürmt, um etwas zu tun, egal was, statt hier meine Zeit zu verschwenden …

Dann kam Duckworth

wieder herein.

Er setzte sich. »Halten Sie es für möglich, dass Ihre Frau sich das Leben genommen hat?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht«, gab ich zurück. »Um Himmels willen, ich hoffe nicht.«

»Meine Kollegen durchkämmen gerade den Park«, sagte er. »Außerdem suchen wir

das umliegende Gelände ab und hören uns unter den anderen Parkbesuchern um.«

»Danke«, sagte ich. »Aber eins kapiere ich einfach nicht.«

»Und das wäre?«

»Warum hat jemand versucht, meinen Sohn zu entführen?«

»Keine Ahnung«, entgegnete Duckworth.

»Aber Sie können froh sein, dass ihm nichts passiert ist.«

Ich verspürte einen Hauch von Erleichterung. Er hatte recht. Immerhin war Ethan nichts zugestoßen. Es gab keinen Anhaltspunkt, dass sich jemand an ihm vergangen hatte.

»Finden Sie nicht, dass hier ein bisschen viel Zufall

im Spiel ist?«, fragte ich. »Dass jemand versucht, meinen Sohn zu entführen, während gleichzeitig meine Frau spurlos verschwindet?«

Der Detective nickte nachdenklich. »Das sehe ich auch so.«

Gloria Fenwick, die Geschäftsführerin des Parks, trat ein. »Detective?«

»Ja?«

»Wir haben etwas, das Sie interessieren könnte.«

»Was?« Im selben Augenblick war ich auch schon auf den Beinen. »Haben Sie meine Frau gefunden?«

Sie hielt den Blick auf Duckworth gerichtet, ohne mich zu beachten.

»Was ist los?«, wiederholte ich.

Ich folgte den beiden, während sie den Detective in einen kleinen Raum führte, wo die junge PR-Frau vor einem Bildschirm mit körnigen Schwarzweißfotos saß.

»Unsere Sicherheitsleute haben ein paar Aufnahmen aus dem Eingangsbereich ausgewertet, die die Kameras um die Zeit aufgezeichnet haben, als

die Harwoods eintrafen«, erklärte Miss Fenwick.

Ich sah auf den Monitor. Die Kamera war auf das Eingangstor ausgerichtet. Ich erinnerte mich, dass es sechs Kassenhäuschen gab, an denen man Tickets kaufen oder bereits online erworbene Karten vorzeigen konnte. Das Bild auf dem Monitor zeigte eines der Häuschen, vor

dem eine Reihe von Leuten Schlange standen, darunter auch Ethan und ich.

»Das war gar nicht so schwierig«, sagte die junge Frau. »Wir haben den Namen ›Harwood‹ ins System eingegeben und über die Ticketinformationen herausgefunden, um welche Uhrzeit

Mr Harwood und seine Familie den Park betreten haben.«

Ich deutete auf den Bildschirm. »Ja, das sind wir.«

»Wo ist Ihre Frau?«, fragte Duckworth.

»Sie ist noch mal umgekehrt«, erwiderte ich. »Ethan und ich sind solange ohne sie reingegangen.«

Duckworths Augen verengten sich leicht. »Und wieso, Mr Harwood?«

»Jan hatte ihren Rucksack vergessen. Deshalb ist sie zum Auto zurückgegangen. Sie hat gemeint, wir sollten vorgehen, sie würde sich dann mit uns am Eisstand treffen.«

»Also sind Sie und Ihr Sohn in den Park

gegangen?«

»Genau.«

»Aber das war nicht das letzte Mal, dass Sie Ihre Frau gesehen haben.«

»Nein. Sie ist anschließend zu uns gestoßen.«

Duckworth nickte und wandte sich an die junge PR-Frau. »Ist der Eisstand ebenfalls videoüberwacht?«

Sie wandte sich halb zu ihm um. »Ich bedaure«, sagte sie. »Dort sind keine Kameras installiert. Wir kontrollieren nur den Eingangsbereich und die Fahrgeschäfte. Mittelfristig wollen wir das gesamte Gelände mit Kameras ausstatten, aber wir sind relativ neu und konnten noch keine flächendeckende

Uberwachung organisieren.«

Duckworth schwieg. Einen Augenblick musterte er mich mit merkwürdigem Blick, bevor er sagte, er müsse mit seinen Kollegen reden, und zur Tür ging.

»Kann ich jetzt meinen Sohn holen?«, fragte ich.

Er wandte sich um. »Selbstverständlich.« Er nickte nachdenklich, trat

auf den Korridor und schloss die Tür hinter sich.

8

Barry Duckworth ging den Flur hinunter und betrat einen Raum, der in mehrere kleine Kabuffs unterteilt war. Eigentlich hatte er einen besetzten Schreibtisch am anderen erwartet, doch im

Gegensatz zu den Mannschaften, die für den Betrieb der Fahrgeschäfte, die Müllentsorgung und die Kassen zuständig waren, hatten die Angestellten der Parkverwaltung am Wochenende frei.

Die Geschäftsführerin hatte nicht ausdrücklich dazugerufen werden müssen. Five Mountains war ein relativ neuer

Vergnügungspark, und an Samstagen herrschte Hochbetrieb. Als Gloria Fenwick gedämmert hatte, dass der Vorfall in einen echten Publicity-Alptraum ausarten konnte, hatte sie sofort ihre Pressefrau hinzugezogen. Falls Jan Harwood an einem Hot Dog erstickt oder in einem der seichten Wasserläufe ertrunken war, die das

Gelände durchzogen, mussten sie unverzüglich reagieren.

Und als wäre das noch nicht genug, war auch noch der kleine Sohn des Paars um ein Haar entführt worden. Wenn so etwas an die Öffentlichkeit drang, konnten sie einpacken – in Windeseile würde sich das Gerücht verbreiten, dass hinter dem Kettenkarussell

die Leichenteile eines Kleinkinds gefunden worden waren.

Nur zwei Menschen befanden sich in dem Großraumbüro: Didi Campion, eine Streifenpolizistin Mitte dreißig, und der vierjährige Ethan Harwood. Didi hatte sich vorgebeugt und die Hände auf die Knie gestützt, während Ethan

auf der Kante des Stuhls gegenüber von ihr saß und die Beine baumeln ließ.

»Hey«, sagte Duckworth.

Von Ethans Eis war nur noch ein winziger Teil der Waffel übrig. Der Junge sah verstört und sehr, sehr klein aus. Schweigend sah er Duckworth an.

»Ethan und ich haben gerade über Eisenbahnen

gesprochen«, sagte Didi Campion.

»Magst du Eisenbahnen, Ethan?«, fragte Duckworth.

Ethan nickte, sog aber die Lippen zwischen die Zähne, als wolle er für den Rest des Tages kein Wort mehr von sich geben.

»Wir bringen dich gleich wieder zu deinem Daddy«, meinte Duckworth. »Nur

eine Minute, okay?«

Ethan nickte zögernd.

»Hast du was dagegen, wenn ich mich kurz mit Officer Campion unterhalte? Wir gehen aber nicht weg, mach dir keine Sorgen.«

Ein ängstlicher Schatten huschte über Ethans Züge, als er von Duckworth zu Didi Campion blickte.

Didi tätschelte sein Knie.

»Bin gleich wieder da«, beruhigte sie ihn.

Sie stand auf und trat mit Duckworth ein paar Schritte beiseite.

»Und?«, fragte er.

»Er fragt die ganze Zeit nach seinen Eltern.«

»Hast du sonst was aus ihm rausbekommen? Was ist mit dem Typ, der ihn in seinem Buggy entführt hat?«

»Er weiß nichts. Anscheinend hat er die ganze Zeit über geschlafen. Er sagt ständig nur, wie lange er und sein Daddy schon auf seine Mutter warten.«

Duckworth beugte sich näher zu ihr. »Wann hat er sie zuletzt gesehen?«

Didi seufzte leise. »Ich bin mir nicht mal sicher, ob er meine Fragen

überhaupt richtig verstanden hat. Er sagt nur immer wieder, dass er nach Hause will.«

Duckworth nickte. »Ich bringe ihn gleich zu seinem Vater. Nur noch ein paar Minuten, okay?«

Die Tür ging auf, und Gloria Fenwick trat ein. »Detective?«

»Ja?«

»Ich habe mir die

Freiheit genommen, das Gelände zusätzlich von unseren eigenen Leuten durchkämmen zu lassen. Sie haben keine Spur von der Gesuchten gefunden. Es ist keine Frau auf einer der Toiletten ohnmächtig geworden, und es hat sich auch niemand auf den für Besucher gesperrten Arealen verirrt. Insofern würde ich es sehr

begrüßen, wenn Sie Ihre Männer so weit es geht abziehen könnten. Zu viel Polizeipräsenz macht die Leute nervös.«

»Welche Leute?«, fragte Duckworth.

»Unsere Gäste«, erwiderte Miss Fenwick. »Bei dem Aufgebot an Cops müssen sie doch glauben, dass etwas nicht stimmt. So sieht es doch

aus, als hätten Terroristen einen Bombenanschlag vor – auf unsere Achterbahnen oder so.«

»Und der Parkplatz?«, fragte Duckworth.

»Den haben wir ebenfalls abgesucht«, gab Miss Fenwick zurück.

Duckworth hielt den Zeigefinger in die Höhe, kramte sein Handy heraus und gab eine Nummer ein.

»Hi, Smithy, alles klar? Kannst du ein paar Männer zum Parkplatz schicken? Die Jungs sollen jeden Wagen checken, der das Gelände verlässt. Falls sie eine Frau sehen, auf die die Beschreibung der Vermissten zutrifft, sollen sie sie hinhalten, bis ich komme.«

Gloria Fenwick zog ein Gesicht, als hätte sie in

eine Zitrone gebissen. »Jetzt sagen Sie bloß nicht, Sie wollen jeden einzelnen Wagen kontrollieren.«

»Nein«, gab er zurück, obwohl er wünschte, er hätte genug Leute, um genau das zu tun. Und die Befugnis, jeden einzelnen Kofferraum öffnen zu lassen. Auch wenn er das dumpfe Gefühl hatte, dass

es ohnehin zu spät war, irgendwelche Autos zu überprüfen. Wenn tatsächlich jemand Jan Harwood verschleppt hatte, war es höchstwahrscheinlich bereits vor Stunden passiert. Aber man wusste ja nie.

»Das ist eine absolute Katastrophe«, sagte Gloria Fenwick. »Diese Art von

Publicity ist das Letzte, was wir brauchen. Was, wenn diese Frau ein Fall für die Klapse ist? Oder sie und ihr Mann sich abgesprochen haben, um eine Entschädigung einzuklagen?«

»Sie haben doch bestimmt nichts dagegen, wenn ich Mr Harwood in Ihre Sorgen einweihe«, entgegnete Duckworth.

»Als Reporter beim *Standard* schreibt er bestimmt gern bei Gelegenheit über Ihr Mitgefühl.«

Sie wurde blass. »Er arbeitet für die Zeitung?«

Duckworth nickte.

Sie schob sich an ihm vorbei und ging vor Ethan in die Hocke. »Na, mein Kleiner? Magst du vielleicht noch ein Eis?«

Duckworths Handy klingelte erneut. »Ja?«

»Gunner hier, Detective. Ich bin unten im Sicherheitsbereich. Wir haben das Video sichergestellt, das diesen Mann und seinen Sohn beim Betreten des Parks zeigt. Ich bringe es gleich vorbei.«

»Ich hab's schon gesehen.«

»Die verschwundene Ehefrau ist nicht mit drauf, oder?«

»Richtig. Laut Mr Harwood musste seine Frau noch mal zum Auto und hat ihn gebeten, mit seinem Sohn vorzugehen.«

»Aber in diesem Fall wäre sie doch ein paar Minuten später aufgetaucht, oder?«

»Allerdings«, gab Duckworth zurück.

»Deshalb haben wir gecheckt, wann die Tickets der Harwoods am Eingang gescannt wurden. Sie hatten die Karten ja online vorbestellt.«

»Und?«

»Na ja, wir haben alles überprüft. Aber …«

»Wo liegt das Problem?«

»Wir haben nichts gefunden.«

»Was? Wollen Sie damit sagen, Mrs Harwood hat den Park nie betreten?«

»Das weiß ich nicht. Aber ich habe den Online-Kartenvorverkauf überprüfen lassen. Und wenn hier kein Systemfehler vorliegt, steht fest, dass mit der Visa-Karte der Harwoods

nur zwei Eintrittskarten gekauft worden sind. Für einen Erwachsenen und ein Kind.«

9

Die Tür öffnete sich, und Ethan kam hereingerannt. Ich nahm ihn in die Arme, drückte ihn fest an mich und streichelte seinen Hinterkopf.

»Alles okay?«, fragte ich. »Waren sie nett zu

dir?«

Er nickte. »Ich hab ein Eis bekommen. Eine Lady wollte mir sogar noch eins kaufen, aber Mom wäre bestimmt böse geworden, wenn ich ein zweites gegessen hätte.«

»Wir haben noch nicht mal zu Mittag gegessen«, sagte ich.

»Wo ist Mommy?«, fragte Ethan. Er klang

völlig unbesorgt.

»Wir fahren jetzt nach Hause«, sagte ich.

»Ist sie zu Hause?«

Ich sah zu Duckworth hinüber, der hinter Ethan eingetreten war und mich mit ausdruckslosem Blick musterte.

»Lass uns einfach heimfahren«, sagte ich. »Vielleicht schauen wir noch bei Oma und Opa

vorbei.« Ich wandte mich zu Duckworth. »Was machen wir jetzt?«, fragte ich mit gesenkter Stimme.

Sein Bauch wölbte sich vor, als er tief einatmete. »Sie fahren erst mal nach Hause. Schicken Sie mir ein Foto von Ihrer Frau, sobald Sie angekommen sind. Und wenn Ihnen etwas über den Verbleib Ihrer Frau zu Ohren

kommt, rufen Sie mich bitte sofort an.« Seine Visitenkarte hatte er mir bereits gegeben. »Ansonsten melde ich mich bei Ihnen.«

»Danke.«

»Und überlegen Sie bitte, mit wem sich Ihre Frau in Verbindung gesetzt haben könnte.«

»Das werde ich«, versprach ich.

»Könnten Sie mir noch mal sagen, wie Sie die Tickets erworben haben?«

»Das habe ich Ihnen doch schon gesagt. Über die Five-Mountains-Website.«

»Haben Sie die Tickets selbst bestellt?«

»Jan hat das übernommen«, sagte ich.

»Also haben nicht Sie am Computer gesessen,

sondern Ihre Frau.«

Ich verstand nicht, worauf er hinauswollte. »Habe ich doch gerade gesagt.«

Duckworth runzelte die Stirn.

»Stimmt irgendwas nicht?«, fragte ich.

»Es sind nur zwei Eintrittskarten online bestellt worden«, sagte er. »Für einen Erwachsenen

und ein Kind.«

Ich musterte ihn irritiert. »Das ergibt doch keinen Sinn. Da ist irgendein Fehler passiert. Sie war mit uns hier. Ohne Eintrittskarte wäre sie ja gar nicht hereingekommen. Vielleicht liegt eine Verwechslung vor.«

»Das lasse ich gerade überprüfen. Falls sich aber

herausstellen sollte, dass tatsächlich nur eine Karte für einen Erwachsenen gekauft wurde, wie würden Sie sich das erklären?«

Ich sah ihn erstaunt an. »Vielleicht hat Jan einen Fehler gemacht«, antwortete ich. »Das kann durchaus passieren, wenn man etwas online bestellt. Ich habe mal ein Hotelzimmer gebucht, und

als mittendrin die Seite für eine Sekunde einfror, erhielt ich danach die Bestätigung für zwei Zimmer.«

Duckworth nickte nachdenklich. »Möglich.«

Es gab nur einen Haken an meiner Theorie. Auf dem Weg zum Parkeingang hatte Jan drei Tickets aus ihrer Handtasche gezogen und

mit ihrem eigenen sogar noch herumgewedelt, als sie Ethan und mir die unseren gegeben und gemeint hatte, dass sie gleich nachkommen würde.

Außerdem hatte sie nichts von irgendwelchen Problemen mit ihrem Ticket erwähnt, als sie kurz darauf wieder zu uns gestoßen war.

Ich überlegte kurz, ob ich es Duckworth erzählen sollte, ließ es dann aber bleiben, weil mir plötzlich ein Gedanke kam, den ich lieber nicht laut diskutieren wollte – jedenfalls nicht vor Ethan, der seine Arme um meinen Hals geschlungen hatte.

Vielleicht hatte Jan sich ja keine Eintrittskarte gekauft, weil sie ohnehin

davon ausgegangen war, dass sie keine brauchte. Vielleicht hatte sie uns nur mit einem Stück Papier vor der Nase herumgewedelt.

Wozu noch ein Ticket kaufen, wenn man sich ohnehin das Leben nehmen will?

Ich verscheuchte den Gedanken sofort. Unsinn. Jan hatte wohl kaum angenommen, dass wir

uns in einem Vergnügungspark amüsieren würden, nachdem sie sich umgebracht hatte.

»Ist Ihnen noch etwas eingefallen?«, fragte Duckworth.

»Nein«, erwiderte ich. »Ich weiß bloß nicht, was ich sagen soll. Ich bringe Ethan jetzt erst mal nach Hause und kümmere mich

um das Foto.«

»Danke«, sagte er und trat beiseite, um uns zur Tür zu lassen.

***

Der Anblick, der sich uns beim Verlassen des Parks bot, hatte etwas beinahe Surreales.

Sobald ich Ethan in seinen Buggy verfrachtet

hatte, verließen wir das Gebäude und befanden uns wieder im Park, unweit des Eingangs. Überall um uns herum lachten Erwachsene, quiekten Kinder vor Vergnügen. Ballons hüpften in der Luft auf und ab oder segelten gen Himmel. Aus Imbissbuden und Souvenirläden dröhnte laute Musik. Von den

Achterbahnen drang wildes Kreischen herüber.

Spaß und Ausgelassenheit, so weit das Auge reichte.

Ich schob den Buggy durch die Menschenmenge. Unterwegs erspähte ich zwei uniformierte Cops, die aber eher gemütlich herumschlenderten und sich unterhielten, statt

nach einer Vermissten Ausschau zu halten. Aber wahrscheinlich hatten sie längst alles abgesucht.

Ethan wandte sich zu mir um. »Ist Mommy zu Hause?« Das hatte er schon mindestens fünf Mal gefragt.

Ich schwieg, weil ich nicht wusste, was ich darauf antworten sollte. Meine Hoffnungen

schwanden mit jeder Sekunde. Mehr und mehr verfestigte sich das dumpfe Gefühl, dass Jan etwas Schlimmes zugestoßen war. Dass sie sich selbst etwas Schlimmes angetan hatte.

Ein kalter Schauder jagte über meinen Rücken.

Als wir am Auto waren, setzte ich Ethan in seinen Kindersitz, schnallte ihn an

und reichte ihm ein paar Spielzeuge.

»Ich hab Hunger«, sagte er. »Kann ich ein Sandwich haben?«

»Tja, also …«

»Mom hat doch Sandwiches eingepackt. Sie sind in dem Rucksack.«

Nur war kein Rucksack mehr da.

»Ich hole uns was, wenn

wir nach Hause kommen«, versprach ich. »Dauert nicht mehr lange, okay?«

»Wo ist Batman?«

»Was?«

Ethan ging seine Spielzeugfiguren durch. Spider-Man, Robin, der Joker, Wolverine – allesamt Actionhelden aus den Comic-Welten von Marvel und DC. »Batman!«

»Keine Sorge«, sagte

ich. »Er muss hier irgendwo sein.«

»Er ist weg!«

Ich warf einen Blick in den Fußraum und tastete unter den Sitzen.

Ethan warf einen Blick zur Tür. »Vielleicht ist er rausgefallen.« Er sah mich an, als wäre ich schuld an seiner Misere.

Ich tastete gerade unter dem Fahrersitz, als er zu

heulen begann.

»Schluss jetzt!«, schnauzte ich. »Glaubst du, wir haben noch nicht genug Probleme?«

Im selben Augenblick ertastete ich etwas. Ein winziges Bein. Ich zog Batman unter dem Fahrersitz hervor und reichte ihn Ethan, der den dunklen Ritter huldvoll entgegennahm und ihn

einen Moment betrachtete, ehe er ihn achtlos neben sich warf.

Vor dem Parkplatzausgang staute sich eine endlose Schlange. Jeder einzelne Wagen wurde angehalten, und die Cops spähten ins Innere wie an der mexikanischen Grenze. Es dauerte zwanzig Minuten, bis wir an der Reihe waren.

»Entschuldigen Sie, Sir«, sagte der Polizist, der an mein geöffnetes Fenster trat. »Wenn wir kurz einen Blick in Ihren Wagen werfen dürften …«

Weitere Erklärungen gab er nicht ab.

»Ich weiß Bescheid«, sagte ich.

»Wie?«

»Meine Frau ist Jan Harwood. Die Vermisste,

nach der Sie suchen. Ich muss dringend nach Hause, um Detective Duckworth ein Foto von ihr zu schicken.«

Er nickte und winkte uns durch.

»Die Frau von der Polizei hat mir einen Witz erzählt«, sagte Ethan vom Rücksitz.

»Was denn für einen?«

»Sie meinte, er gefällt dir

bestimmt, weil du Reporter bist.«

»Dann leg mal los.«

»Warum tragen Bauarbeiter auch beim Zeitungslesen Sturzhelme?«

»Keine Ahnung«, sagte ich.

»Weil sie Angst vor den Schlagzeilen haben«, sagte Ethan und gackerte. Er schwieg eine Sekunde.

»Kapiere ich nicht«, sagte er dann. »Macht Mom was zu essen?«

***

»Mom!«, rief Ethan laut, als wir unser Haus betraten.

Am liebsten hätte ich zusammen mit ihm nach Jan gerufen, beschloss aber, erst einmal

abzuwarten.

»Mom!«, rief er erneut.

»Ich glaube, Mom ist nicht da«, sagte ich. »Geh ins Wohnzimmer und mach den Fernseher an. Ich sehe mich mal kurz um.«

Gehorsam marschierte er ins Wohnzimmer, während ich den Rest des Hauses in Augenschein nahm. Ich lief nach oben in

unser Schlafzimmer, warf einen Blick ins Bad und sah in Ethans Zimmer nach. Dann ging ich wieder nach unten und die Kellertreppe hinunter, doch auch dort war keine Spur von Jan zu finden. Blieb nur noch die Garage.

Ich betrat die Küche und ging zur an die Garage angrenzenden Tür, zögerte aber einen Moment, eine

Hand bereits um den Knauf gelegt.

Jans Jetta stand nach wie vor draußen in der Einfahrt.

Also konnte ich wenigstens davon ausgehen, dass sie sich nicht …

Mach endlich die verdammte Tür auf. Ich drehte den Knauf und trat in die Garage. Sie sah

genauso unaufgeräumt wie immer aus.

Von Jan war nichts zu sehen.

Mein Blick fiel auf die beiden großen Mülltonnen in der Ecke. Nie zuvor wäre ich auf die Idee gekommen, dass die Abfalltonnen groß genug für eine Leiche waren, doch inzwischen kamen mir die absurdesten

Gedanken. Ich näherte mich den Tonnen, atmete tief ein und öffnete den Deckel der ersten.

Und starrte auf einen blauen Müllsack.

Die andere Tonne war leer.

Unser zugeklapptes Laptop stand neben dem Telefon auf der Arbeitsplatte, halb begraben unter

ungeöffneter Post und allerlei Werbesendungen.

Ich trug es zum Küchentisch, drückte den Start-Knopf und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte, bis das lahme Ding endlich ansprang und ich das Fotoarchiv aufrufen konnte. Im vergangenen Herbst waren wir zusammen in Chicago gewesen – das letzte Mal,

dass ich Bilder von meiner Digitalkamera auf den Rechner geladen hatte.

Ich sah mir die Fotos an. Jan und Ethan, die unter dem Passagierflugzeug im Museum of Science and Industry standen. Noch mal die beiden vor dem Burlington-Zephyr-Expresszug. Ethan und Jan im Millennium Park, wie sie zusammen Käse-

Popcorn aus einer Tüte futterten, die Münder gelb-orange vom Käsepulver.

Die meisten Bilder zeigten Jan und Ethan, da ich für gewöhnlich die Fotos knipste. Und da war endlich eine Aufnahme von mir und Ethan mit zahllosen Segelbooten im Hintergrund, während ich ihn auf dem Schoß hielt.

Ich entschied mich für

zwei Schnappschüsse, auf denen Jan besonders gut zu sehen war. Ihr dunkles Haar, damals noch ein wenig länger, fiel ihr in die linke Gesichtshälfte, doch waren ihre Züge perfekt zu erkennen. Die braunen Augen, die weich geformten Wangenknochen, die kleine Nase, die kaum wahrnehmbare Narbe am

Kinn, die sie sich als Teenager bei einem Sturz mit dem Fahrrad zugezogen hatte. Von ihrem Hals hing eine schmale Kette mit einem Anhänger, der wie ein mit Gold und diamantenem Zuckerguss überzogener Muffin aussah. Soweit ich wusste, trug sie ihn schon seit ihrer Kindheit.

Ich kramte Detective

Duckworths Karte aus meiner Tasche und schickte das Foto an seine Mail-Adresse. Ich fügte zwei weitere Bilder bei – sie waren nicht ganz so gut, aber aus anderer Perspektive –, um ganz sicherzugehen, dass er genug Material zur Verfügung hatte.

Dem letzten Bild fügte ich eine kurze Notiz hinzu:

»Das erste Bild zeigt sie am besten, aber sicherheitshalber habe ich noch zwei weitere Fotos geschickt. Bitte geben Sie mir Bescheid, sobald Sie etwas herausgefunden haben.« Anschließend druckte ich das erste Bild etwa zwanzig Mal aus.

Ich griff zum Telefon, da ich nicht warten wollte, bis Duckworth seine Mails

checkte. Bloß keine Zeit verschwenden. Ich wählte seine Handynummer.

»Duckworth«, meldete er sich.

»David Harwood hier«, sagte ich. »Ich habe Ihnen gerade die Bilder geschickt.«

»Sind Sie zu Hause?«

»Ja.«

»Gibt's irgendein Lebenszeichen von Ihrer

Frau? Hat sie vielleicht eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen?«

»Nichts«, sagte ich.

»Hmm. Okay, ich leite die Bilder Ihrer Frau sofort weiter.«

»Und ich spreche mit dem *Standard*«, sagte ich. Ich musste dringend mit meinen Kollegen reden. Noch war genug Zeit, Jans

Bild in der Sonntagsausgabe zu bringen.

»Warum überlassen Sie das nicht uns?«, gab er zurück. »Ich halte es für besser, wenn wir die Angelegenheit von *einer* Seite aus angehen, verstehen Sie?«

»Aber …«

»Mr Harwood, Ihre Frau wird gerade einmal seit ein

paar Stunden vermisst. In den meisten derartigen Fällen reagieren wir sehr viel langsamer. Wäre das Ganze nicht im Five Mountains passiert, stünde die Sache sicher nicht an oberster Stelle unserer Prioritätenliste.«

Ich lauschte schweigend.

»Möglich, dass Ihre Frau noch heute Abend wieder

auftaucht. Alles schon vorgekommen.«

»Und Sie glauben, dass das auch diesmal passiert?«

»Wir wissen es nicht, Mr Harwood. Ich habe lediglich gesagt, dass wir nichts überstürzen sollten. Lassen Sie uns lieber noch ein, zwei Stunden abwarten.«

»Ein, zwei Stunden«,

wiederholte ich leise.

»Ich melde mich bei Ihnen«, sagte er. »Und danke für die Fotos. Sie haben mir sehr geholfen.«

Ich ging ins Wohnzimmer. Ethan kauerte auf dem Boden und sah sich *Family Guy* an.

»Du weißt doch, dass du das nicht gucken sollst.« Ich griff nach der

Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. »Wie oft muss ich das noch sagen?«

Er schob die Unterlippe vor. »'tschuldigung«, murmelte er.

Nun hatte ich ihn schon zum zweiten Mal an diesem Tag angeherrscht. Ich nahm ihn in die Arme und drückte ihn fest an mich. »Tut mir leid. Ich

wollte dich nicht anschreien.« Ich sah ihn an und brachte ein halbes Lächeln zustande. »Alles wieder in Ordnung?«

Er schniefte und nickte. »Wann kommt Mommy nach Hause?«, fragte er. Er dachte wohl, dass sie netter zu ihm sein würde.

»Ich habe gerade ein paar Bilder von Mommy an die Polizei geschickt. So

können sie besser nach ihr suchen, um ihr zu sagen, dass wir auf sie warten.«

»Warum suchen sie denn nach Mommy? Hat sie etwas gestohlen?« Ein sorgenvoller Schatten huschte über sein Gesicht.

»Nein, nichts dergleichen. Mommy hat nichts Böses getan. Die Polizei sucht sie, um ihr zu helfen.«

»Wobei?«

»Sie helfen ihr, wieder nach Hause zu finden.«

»Sie hätte besser das Auto genommen«, sagte Ethan.

»Was?«

»Na, wegen dem Fernseher mit der Karte.«

Der Navigationsbildschirm.

»Hmm«, sagte ich. »Am besten, wir fahren erst mal

zu Oma und Opa, dann sehen wir weiter.«

»Ich mag lieber hierbleiben und auf Mom warten.«

»Gegenvorschlag«, erwiderte ich. »Wir schreiben ihr einen Zettel, damit sie weiß, wo wir sind. Hilfst du mir?«

Ethan rannte in sein Zimmer und kam kurz darauf mit ein paar Blatt

Papier und Buntstiften zurück.

»Darf ich schreiben?«, fragte er.

»Na klar.«

Ich setzte ihn in seinen Kinderstuhl am Küchentisch. Er beugte sich über das Papier und verfolgte den Pfad seines Buntstifts. Er kannte schon einige Buchstaben, auch wenn er noch nicht zur

Schule ging.

Er krakelte ein paar zusammenhanglose Großbuchstaben, einige davon verkehrt herum.

»Prima«, sagte ich. »Und jetzt lass uns gehen.« Als er nicht hinsah, schrieb ich *Jan, wir sind bei meinen Eltern. Ruf bitte sofort an* darunter.

Ich wartete, bis er eine neue Kollektion von

Actionfiguren und Autos zusammengeklaubt hatte, und verkniff mir, ihn zu drängen, da ich nicht schon wieder einen genervten Tonfall anschlagen wollte.

Wir fuhren selten unangemeldet zu meinen Eltern. Für gewöhnlich gab ich ihnen vorher telefonisch Bescheid. Doch verständlicherweise wollte

ich ihnen nicht am Telefon erzählen, was geschehen war.

Im Auto wandte ich mich kurz zu Ethan um. »Ich habe etwas mit Oma und Opa zu bereden. Du kannst ja solange etwas Fernsehen schauen.«

»Aber nicht *Family Guy*«, sagte er.

»Nein, den nicht«, sagte ich.

***

Meine Mutter sah zufällig gerade aus dem Küchenfenster, als ich in die Einfahrt einbog, und Dad stand bereits an der Tür, als Ethan die Stufen zur Veranda hinauflief. Er schlüpfte an meinem Vater vorbei und flitzte ins Haus.

Hinter meinem Dad tauchte meine Mutter auf.

Dad warf stirnrunzelnd einen Blick zum Wagen.

»Wo ist Jan?«, fragte er.

Ich fiel ihm in die Arme und begann zu weinen.

10

Dr. Andrew Samuels verabscheute die Vorstellung, ein Klischee zu sein, wurde aber das Gefühl nicht los, dass er tatsächlich eines darstellte.

Er war Arzt, und er spielte Golf. Cops aßen

Donuts, Bauarbeiter tranken Bier zum Frühstück, und Ärzte spielten Golf.

Er hasste Golf.

Er hasste alles, was mit Golf zu tun hatte. Er hasste das Herumlaufen; hasste es, Sonnencreme aufzutragen, wenn die Sonne vom Himmel brannte. Er hasste es, am nächsten Green

herumzustehen und ewig warten zu müssen, weil die anderen Idioten blöd herumflachsten, während er längst den nächsten Ball schlagen wollte. Er hasste die affigen Klamotten, die man anziehen sollte. Am meisten aber hasste er das gesamte Konzept, die Idee, Riesenflächen von Land zu verschwenden, nur damit Männer und

Frauen kleine Bälle durch die Botanik feuern und in winzigen Löchern versenken konnten. Was für ein geisteskranker Schwachsinn.

Doch trotz seiner Abneigung gegen das Spiel besaß Dr. Samuels ein teures Set von Schlägern und die dazugehörigen Schuhe; ja, er war sogar Mitglied des Promise Falls

Golf & Country Clubs, da es von Ärzten, Anwälten und erfolgreichen Geschäftsleuten mehr oder minder erwartet wurde, dass sie einem derartigen Verein angehörten. Wenn man nicht mitspielte, nahmen die anderen an, dass man unausweichlich auf dem absteigenden Ast war.

Also stand er hier am

fünfzehnten Loch, zusammen mit dem Bruder seiner Frau, Stan Reeves, seines Zeichens Stadtrat und ein aufgeblasenes Arschloch vor dem Herrn. Monatelang hatte er ihm pausenlos in den Ohren gelegen, gemeinsam alle achtzehn Löcher zu spielen. Zwar hatte Samuels ihn immer wieder hinhalten können, doch am

Ende waren ihm die Ausreden ausgegangen, von wegen Wochenendtrips, Hochzeiten und Beerdigungen, an denen er teilnehmen musste.

»Du ziehst ein bisschen zu sehr nach rechts«, bemerkte Reeves, nachdem Samuels seinen Ball geschlagen hatte. »Hier, sieh mal zu, wie ich

es mache.«

Samuels steckte seinen Schläger in die Tasche und tat so, als würde er seinen Schwager genau beobachten.

»Siehst du, dass ich meine Körpermitte nicht bewege, wenn ich zum Schlag aushole? Hier, ich mach's dir noch mal in Zeitlupe vor.«

Nur noch drei Löcher,

dachte Samuels. Das Clubhaus befand sich bereits in Sichtweite. Vor seinem inneren Auge sah er sich im klimatisierten Restaurant des Clubhauses ein kühles Bier bestellen. Zugegeben, Golfen hatte auch angenehme Seiten.

»Hast du’s gesehen?«, fragte Reeves. »Viel besser kann man’s nicht

machen. Wo ist dein Ball überhaupt abgeblieben?«

»Irgendwo wird er schon sein«, erwiderte Samuels.

»Hmm«, sagte Reeves. »Du bist ja völlig aus der Übung.«

»Ja, das letzte Mal ist schon ein Weilchen her«, räumte Samuels ein.

»Wir sollten das öfter machen. Golfen bringt einen auf andere

Gedanken. Klar, als Arzt hat man auch eine Menge Stress, aber glaub mir, eine Stadt am Laufen zu halten, das ist eine andere Hausnummer, mein Lieber.«

Reeves' großspuriges Geschwätz war ihm schon immer auf die Nerven gefallen. Was für ein Vollidiot.

»Kann ich mir lebhaft

vorstellen«, erwiderte Samuels.

Im selben Moment klingelte sein Handy.

»Was?« Reeves verzog das Gesicht. »Du nimmst dein Handy mit auf den Golfplatz?«

»Augenblick«, sagte Samuels und griff in seine Jackentasche. *Hoffentlich ein Notfall*, dachte er. Dann hätte er endlich

einen Grund, um sich aus dem Staub machen zu können.

»Hallo?«, sagte er.

»Dr. Samuels?«

»Am Apparat.«

»Hier spricht Detective Barry Duckworth vom Promise Falls Police Department.«

»Was kann ich für Sie tun, Detective?«

Aus dem Augenwinkel

registrierte Samuels, wie Reeves aufmerkte.

»Sie sind gerade irgendwo auf dem Grün, stimmt's? Ich habe Ihren Auftragsdienst angerufen, und die haben mir Ihre Handynummer gegeben.«

»Kein Problem. Was gibt es denn?«

»Ich muss mit Ihnen reden. Und zwar sofort.«

»Ich bin auf dem

Gelände des Golf & Country Clubs. Am fünfzehnten Loch.«

»Und ich hier im Clubhaus.«

»Ich bin sofort bei Ihnen.« Er steckte das Handy wieder ein. »So leid es mir tut, aber du musst ohne mich weitermachen, Stan.«

»Was ist denn los?«

Samuels hob die Hände

und setzte eine verblüffte Miene auf. »Tja, anscheinend bin ich heute fast so gefragt wie du.«

»He, wenn du den Cart nimmst, muss ich zu Fuß …«

Aber Samuels lenkte den Cart bereits Richtung Clubhaus.

***

Barry Duckworth wartete draußen vor der Garage, wo die Golfer die Carts abstellten. Er schüttelte Dr. Samuels die Hand.

»Kann ich Sie auf einen Drink einladen?«, fragte Samuels.

»Tut mir leid, keine Zeit«, sagte der Detective. »Ich muss mit Ihnen über eine Ihrer Patientinnen reden.«

Samuels' buschige Augenbrauen schossen nach oben. »Wen denn?«

»Jan Harwood.«

»Was ist passiert?«

»Sie ist verschwunden. Sie war mit ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn im Five-Mountains-Park, und seitdem fehlt jede Spur von ihr.«

»Du lieber Gott«, entfuhr es Samuels.

»Wir haben den Park von oben bis unten durchkämmt, ohne das geringste Ergebnis.« Duckworth führte den Arzt in den Schatten des Clubhauses, zum einen, um nicht weiter in der sengenden Hitze stehen zu müssen, zum anderen, um nicht von den anderen Golfern gehört zu werden. »Mr Harwood glaubt, seine

Frau könne sich möglicherweise etwas angetan haben.«

Samuels nickte, dann schüttelte er den Kopf. »Das ist ja furchtbar. Jan Harwood ist eine wirklich nette Frau.«

»Das glaube ich gern«, gab der Detective zurück. »Nun ja, Mr Harwood sagt jedenfalls, sie hätte in letzter Zeit an

Depressionen gelitten. Stimmungsschwankungen. Unter anderem soll sie davon gesprochen haben, ihre Familie sei ohne sie besser dran.«

»Wann war das?«, fragte Samuels.

»Vor ein, zwei Tagen, wenn ich es richtig mitbekommen habe.«

»Trotzdem muss sie sich nicht gleich umgebracht

haben«, sagte Samuels. »Schließlich haben Sie ja keine Leiche gefunden.«

»Das stimmt. Umso wichtiger ist es, dass wir sie schnellstmöglich finden.«

»Verstehe. Aber warum wollten Sie mich sprechen, Detective?«

»Auch wenn Sie der ärztlichen Schweigepflicht unterliegen, können Sie

mir vielleicht weiterhelfen. Haben Sie eine Idee, was sie vorhaben könnte? Wie ernst ist es ihr mit der Drohung, Selbstmord zu begehen?«

»Ich wüsste nicht, wie ich Ihnen helfen könnte.«

»Bitte, Dr. Samuels. Ich will keine persönlichen Details wissen. Es geht mir lediglich um Informationen, die uns helfen können,

Mrs Harwood zu finden, ehe sie sich etwas antut.«

»Detective, wenn ich irgendetwas wüsste, würde ich es Ihnen sagen, Privatsphäre hin oder her. Mir liegt genauso daran wie Ihnen, dass Sie Jan schnellstmöglich finden.«

»Glauben Sie, Mrs Harwoods Selbstmorddrohungen waren ernst gemeint?

Oder vielleicht doch nur eine Art Hilfeschrei? Was hat sie Ihnen erzählt?«

»Sie hat mir überhaupt nichts erzählt, Detective.«

»Gar nichts? Hat sie vielleicht irgendeinen Ort erwähnt, an den sie sich zurückziehen wollte?«

»Nein. Sie hat gar nicht mit mir gesprochen.«

Der Detective blinzelte erstaunt. »Was?«

»Das letzte Mal war sie vor … hmm, vor ungefähr einem Dreivierteljahr bei mir. Der übliche Routinecheck. Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen.«

»Merkwürdig.

Mr Harwood hat mir nämlich erzählt, dass er Sie aufgesucht hätte. Wegen der Depressionen seiner Frau. Und dass Sie

ihm geraten hätten, sie solle einen Termin vereinbaren und persönlich bei Ihnen vorbeisehen.«

»So war es auch. David war letzte Woche in meiner Praxis. Ich habe ihn noch nie so besorgt gesehen. Nun ja, jedenfalls habe ich ihm gesagt, ich müsse selbst mit ihr reden und dass ich sie gegebenenfalls an einen

Spezialisten überweisen würde.«

»Aber sie ist nicht bei Ihnen vorbeigekommen.«

Dr. Samuels schüttelte den Kopf.

Duckworth runzelte die Stirn. »Mir hat Mr Harwood erzählt, seine Frau hätte mit Ihnen gesprochen.«

»Leider nein.« Abermals schüttelte der Doktor den Kopf. »Ich habe darauf

gewartet, dass sie vorbeisieht, aber sie hat sich nicht blicken lassen. Das ist ja entsetzlich. Ich habe sogar kurz überlegt, ob ich sie nicht selbst anrufen sollte, aber in diesem Fall hätte sie gewusst, dass ihr Mann bei mir gewesen war.« Plötzlich spiegelte sich jähe Erkenntnis in den Zügen des Arztes. »Du meine

Güte. Hätte ich sie angerufen, wäre das alles vielleicht gar nicht passiert, Detective.«

11

Als ich mich wieder einigermaßen im Griff hatte, setzten wir uns an den Küchentisch, um gemeinsam zu überlegen, was wir unternehmen konnten. Im Wohnzimmer lieferte sich Ethan eine

hitzige Diskussion mit seinen verschiedenen Autos – allesamt Modelle aus dem Film *Cars*.

»Vielleicht hat sie sich nur eine Auszeit genommen, um mit sich ins Reine zu kommen«, meinte Dad. »Du weißt doch, wie Frauen manchmal sind. Mach dir keine Sorgen, es dauert bestimmt nicht lange, bis

sie sich bei dir meldet.«

Mom streichelte beruhigend meine Hand. »Lass uns in Ruhe nachdenken. Vielleicht fällt uns ja ein, wo Jan stecken könnte.«

»Ich habe mir bereits den Kopf zerbrochen«, erwiderte ich. »Aber ich habe nicht den leisesten Schimmer, wo sie sein könnte.«

»Und wenn sie bei einer Freundin ist?«, fragte Mom, aber ihr Tonfall ließ darauf schließen, dass sie meine Antwort bereits ahnte.

»Sie ist mit niemandem wirklich eng befreundet«, wandte ich ein. »Im Grunde war sie doch immer eher eine Einzelgängerin. Am meisten redet sie noch mit

ihrer Kollegin Leanne, obwohl sie sie eigentlich nicht richtig leiden kann.«

Ethan kam herein und ließ eines seiner Spielzeugautos über den Küchentisch sausen. »*Vroom!*«

»Ethan«, sagte ich. »Die Rennstrecke ist im Wohnzimmer.« Er drehte noch zwei Runden durch die Küche und gab

Motorengeräusche von sich, ehe er wieder hinüberging.

»Lass uns doch mal diese Leanne anrufen«, schlug Mom vor. Ich nickte, allerdings kannte ich ihre Nummer nicht. Mom holte das Telefonbuch.

Ein L. Kowalski war eingetragen. Ich wählte die Nummer.

Es klingelte zweimal, dann meldete sich eine Männerstimme. »Ja?«

»Lyall?«

»Ja?«

»Dave Harwood hier. Jans Mann.«

»Hi, Dave. Alles klar so weit?«

Ich sparte mir eine Antwort. »Ist Leanne da?«

»Ich glaube, die ist shoppen gegangen.« Er

klang verkatert. »Das dauert bestimmt. Kann ich dir weiterhelfen?«

Ich überlegte, ob ich ihm von Jans Verschwinden erzählen sollte. Lyalls Tonfall verriet zwar keinerlei Argwohn, trotzdem fand er es bestimmt merkwürdig, dass ich mit seiner Frau sprechen wollte.

»Schon okay«, sagte

ich. »Ich versuch's später noch mal.«

»Worum geht's denn?«

»Um ein Geschenk für Jan. Ich dachte, vielleicht hat Leanne eine Idee.«

»Verstehe«, sagte er. »Ich richte ihr aus, dass du angerufen hast.« Ich legte auf.

Einen Augenblick lang saßen wir schweigend am Tisch, dann sagte Dad mit

betont sachlicher Stimme, wenn auch eine Spur zu laut: »Ich kann nicht glauben, dass Jan sich etwas angetan hat.«

»Um Himmels willen, sprich leise!«, zischte Mom ihn an. »Hast du vergessen, dass Ethan nebenan ist?«

Doch Ethans *Brumm-brumm* nach zu urteilen, hatte er offenbar nichts

mitbekommen.

»Tut mir leid«, sagte Dad. Er hatte die Angewohnheit, lauter zu sprechen als notwendig, auch wenn er keineswegs schlecht hörte. Er ging nur stets davon aus, dass ihm der Rest der Menschheit nicht richtig zuhörte, was auf Mom übrigens tatsächlich zutraf. »Nein, ich glaube das einfach

nicht.«

»Trotzdem«, beharrte ich. »Ich habe sie kaum wiedererkannt in den letzten Wochen.«

Mom wischte sich eine Träne von der Wange. »Aber … Ich habe überhaupt nichts davon bemerkt.«

»Ich zuerst auch nicht«, erwiderte ich. »Wahrscheinlich war ich

einfach nicht aufmerksam genug.«

»Was hat sie noch mal in dem Restaurant gesagt?«, fragte Mom.

Ich schluckte. Es fiel mir schwer, darüber zu reden; ich hatte das Gefühl, an meinen eigenen Worten ersticken zu müssen. »Sie hat gesagt, sie wäre nur eine Last für mich. Dass Ethan und ich ohne sie

besser dran wären.«

»Da war sie wohl nicht ganz bei Trost«, sagte Dad. »Du liebe Güte, ich verstehe beim besten Willen nicht, was ihr fehlt. Sie hat einen anständigen Ehemann, einen wundervollen Jungen. Ihr habt ein schönes Haus und beide gute Jobs. Wo, um Himmels willen, liegt also das Problem?«

Mom seufzte und bedeutete mir mit einem Blick, ihm keine Beachtung zu schenken. Dann sah sie Dad an. »Nur weil man einen Mann und ein Dach über dem Kopf hat, bedeutet das noch lange nicht, dass alles in bester Ordnung ist.«

Er runzelte die Stirn. »Worauf willst du hinaus?«

Kopfschüttelnd sah Mom

mich an. »Das würde er sowieso nicht kapieren.« Ein kleiner Versuch, die Stimmung aufzulockern.

»Ich habe bloß gesagt, was ich denke«, gab Dad zurück und senkte den Kopf. Erst jetzt bemerkte ich, dass ihm Tränen in den Augen standen.

Ich ergriff seine Hand. »Dad.«

Er erhob sich wortlos

und verließ die Küche.

»Er will nicht, dass du ihn so siehst«, erklärte Mom. »Es zerreißt ihm jedes Mal das Herz, wenn du Probleme hast.«

Ich wollte aufstehen und ihm folgen, doch Mom hielt mich zurück. »Er kommt gleich wieder. Lass ihm einen Moment, um sich zu beruhigen.«

»Na, Kleiner? Habe ich

dir eigentlich schon die Eisenbahnkataloge mit den neuesten Modellen gezeigt?«, hörte ich ihn in diesem Moment nebenan sagen.

»Ich schaue aber gerade fern«, gab Ethan zurück.

»Wie viel hat Ethan mitbekommen?«, fragte Mom.

»Nicht viel. Ich habe ihm erklärt, dass die Polizei

nach Jan sucht. Im ersten Augenblick dachte er, sie hätte eine Bank ausgeraubt oder so, aber ich habe ihm gesagt, die Polizei würde ihr nur helfen, den Weg nach Hause zu finden.«

Ein kurzes Lächeln huschte über Moms Gesicht.

Plötzlich kam mir ein Gedanke. »Ich muss diese

Brücke finden«, platzte ich heraus.

»Was für eine Brücke?«

»Die, von der sich Jan stürzen wollte. Ich habe der Polizei gesagt, sie sollten alle Brücken in der Umgebung des Parks überprüfen, aber … diese eine, von der sie mir erzählt hat, ist an der Straße, über die man zu Miller's Gartencenter

kommt.«

»Ich glaube, ich weiß, welche du meinst.«

»Dort hat die Polizei bestimmt nicht nach ihr gesucht.«

»Dann ruf die Cops an«, sagte Mom.

»Wer weiß, wann die sich darum kümmern. Nein, ich fahre selber hin. Kannst du auf Ethan aufpassen?«

»Natürlich. Nimm deinen Vater mit.«

»Nicht nötig. Das kriege ich schon allein hin.«

»Nimm ihn mit«, beharrte sie. »So hat er wenigstens das Gefühl, nicht völlig nutzlos zu sein.«

Ich nickte. »He, Dad«, rief ich ins Wohnzimmer. Ein paar Sekunden später stand er im Türrahmen.

»Dad, kannst du mich begleiten?«

»Wohin?«

»Erkläre ich dir unterwegs.«

Wir nahmen meinen Wagen, was sich als ziemliches Problem erwies. Dad war schon immer ein schlechter, übernervöser Beifahrer gewesen, der sich unweigerlich

ausgeliefert fühlte, wenn er nicht selbst hinterm Steuer saß.

»Die Ampel da vorn ist rot«, sagte er.

»Das sehe ich, Dad.« Ich verlangsamte das Tempo, während wir uns der Kreuzung näherten. Dann sprang die Ampel auf Grün um, und ich trat wieder aufs Gas.

»So verbrauchst du nur

sinnlos Sprit«, sagte Dad. »Abruptes Anfahren und Bremsen sind schlecht für die Geldbörse – und für unser Ökosystem.«

»Was du nicht sagst.«

Er warf mir einen Seitenblick zu. »Tut mir leid.«

Ich lächelte. »Schon okay.«

»Und? Kommst du klar?«

»Geht so«, sagte ich.

»Jetzt lass den Kopf nicht hängen«, sagte er. »Es ist viel zu früh, die Hoffnung aufzugeben.«

»Ich weiß.«

»Bist du sicher, dass du die Brücke findest?«

»Ja.« Promise Falls lag hinter uns, und wir fuhren in westlicher Richtung. Nach ein paar Meilen stieß ich auf die Landstraße,

nach der ich suchte. Zweispurig, asphaltiert. Wir fuhren vorbei an Feldern, dann durch ein Waldstück und wieder an Äckern vorbei. Dann erspähte ich die Brücke. Sie führte über einen Fluss, der zwischen dicht bewaldeten Ufern hindurchströmte.

»Da vorn ist sie«, sagte ich.

Es war nicht gerade die

beeindruckendste Brücke aller Zeiten. Sie war vielleicht fünfzehn, höchstens zwanzig Meter lang, begrenzt von einer hüfthohen Betonbrüstung. Ich fuhr auf den Seitenstreifen und stellte den Motor ab.

Um uns herum war es totenstill; nur das Gurgeln des Wassers war zu hören. Wir stiegen aus und

betraten die Brücke.

Ich spähte hinab in den Fluss, der etwa sechs, sieben Meter unter uns lag. Das Wasser umspülte ein paar Felsen und war augenscheinlich nicht sehr tief – zwanzig, höchstens dreißig Zentimeter, wie ich schätzte. Wenn die Hitze weiter zunahm, so wie im Sommer vor zwei Jahren, würde das Flussbett

ziemlich schnell austrocknen.

Wie hypnotisiert starrte ich auf das dahinströmende Wasser.

Dad berührte mich am Arm. »Lass uns auf der anderen Seite nachsehen.« Wir überquerten die Straße und beugten uns über die gegenüberliegende Brüstung.

Von einer Leiche war weit und breit nichts zu sehen. Und fest stand, dass jemand, der sich das Leben nehmen wollte und von dieser Brücke sprang, mit Sicherheit nicht abgetrieben werden würde – dafür war der Fluss nicht tief und das Wasser nicht reißend genug.

Aber ich wollte ganz

sichergehen. »Ich sehe noch unter der Brücke nach«, sagte ich.

»Soll ich mitkommen?«, fragte Dad.

»Nicht nötig.«

Ich lief zum anderen Ende der Brücke und die Uferböschung hinab, wo mir jedoch abgesehen von ein paar leeren Bierdosen und herrenlosen Hamburger-Verpackungen

nichts ins Auge fiel.

»Und?«, rief Dad.

»Nichts«, rief ich zurück, ehe ich die Böschung wieder hinaufkletterte.

»Das ist doch ein gutes Zeichen«, meinte Dad, als ich zu ihm trat. »Oder?«

Ich schwieg.

»Weißt du, was ich gerade gedacht habe?«, fragte er. »Sie hat ja auch keinen Abschiedsbrief

hinterlassen. Und das hätte sie doch wohl, wenn sie sich etwas antun wollte.«

Ich wusste nicht, was ich denken sollte.

»Also, wenn ich mich umbringen wollte, würde ich einen Abschiedsbrief hinterlassen«, fuhr er fort. »So machen Selbstmörder das doch. Um der Nachwelt auf Wiedersehen

zu sagen.«

»Bestimmt nicht jeder«, entgegnete ich. »Das ist bloß in Filmen so.«

Dad zuckte mit den Schultern. »Tja, und wenn Jan Zuflucht bei jemandem gesucht hat? Aus Angst, irgendetwas Überstürztes zu tun?«

»Bei wem denn?«

»Keine Ahnung. Vielleicht bei ihrer

Familie?«

»Sie hat keine Familie. Sie hat jeden Kontakt zu ihren Verwandten abgebrochen.«

Offensichtlich war Dad entfallen, dass Jan schon seit einer Ewigkeit nicht mehr in Verbindung mit ihrer Familie stand. Hätte er einen Augenblick nachgedacht, wäre ihm vielleicht in den Sinn

gekommen, dass wir Weihnachten nie bei ihren Eltern verbrachten.

»Möglich wär's trotzdem«, beharrte Dad. »Vielleicht wollte sie einfach ihren Frieden mit ihnen machen. Oder ihnen ein für alle Mal sagen, was sie von ihnen hält. Wer weiß?«

Ich ließ den Blick über die Bäume am Ufer

schweifen.

»Meinst du wirklich?«, sagte ich dann.

»Ja. Vielleicht versucht sie ja, ihre Familie zu finden. Um endlich die Dinge zu bereinigen. Was auch immer zwischen ihnen vorgefallen sein mag.«

Verblüfft sah er mich an, als ich ihm einen Klaps auf die Schulter gab.

»Gar keine so schlechte Idee«, sagte ich.

»Tja«, gab er zurück. »Ich sehe eben nicht nur gut aus, mein Junge.«

12

Ernie Bertram saß auf der Veranda seines Hauses am Stonywood Drive und nahm gerade einen Schluck aus seiner Bierflasche, als ein schwarzer Wagen am Bordstein hielt. Der

Inhaber von Bertram's Heating & Cooling erkannte sofort, dass es sich um einen Zivilstreifenwagen handelte. Schlichte Radkappen, keinerlei Chrom. Ein übergewichtiger Mann in einem weißen Hemd und schief sitzender Krawatte stieg aus dem Wagen, griff nach seiner Jacke und zog

sie an, während er die Einfahrt heraufkam. Beiläufig nahm er Bertrams Transporter ins Auge, bevor er den Blick zur Veranda richtete.

»Mr Bertram?«, sagte er.

Bertram erhob sich und stellte seine Bierflasche auf das breite Geländer. »Was kann ich für Sie tun?« Beinahe hätte er

»Officer« hinzugefügt, wusste aber nicht genau, ob es angebracht war, da der Mann keine Uniform trug.

»Detective Duckworth, Promise Falls Police«, stellte er sich vor. »Ich hoffe, ich störe Sie nicht.«

Bertram deutete auf einen Korbstuhl. »Ich habe schon gegessen. Setzen Sie sich doch.«

Duckworth nahm Platz. »Kann ich Ihnen ein Bier anbieten?«, fragte Bertram, nahm sein eigenes vom Geländer und setzte sich ebenfalls wieder. Duckworth fiel auf, dass der Mann seine Hose aufgeknöpft und den Reißverschluss einen Zentimeter heruntergezogen hatte; offenbar lag ihm das

Abendessen schwer im Magen.

»Nein, danke«, sagte er. »Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Bertram zog die Augenbrauen hoch. »Worum geht's denn?«

»Jan Harwood arbeitet für Sie, richtig?«

»Ja. Warum?«

»Ich nehme an, Sie haben heute noch nichts

von ihr gehört.«

»Nein. Wir haben Samstag. Ich sehe sie erst wieder am Montag.«

Die Haustür wurde geöffnet, und eine kleine, stämmige Frau in blauer Stretchhose sah heraus. »Du hast Besuch, Ern?«

»Das ist Detective …«

»Duckworth«, stellte er sich vor.

»Detective Duckworth ist

von der Polizei, Irene. Er möchte kein Bier, aber vielleicht kannst du ihm ja eine Limonade bringen.«

»Hätten Sie Lust auf ein Stück Apfelkuchen?«, fragte Irene Bertram.

Detective Duckworth überlegte. »Ich glaube, Sie können mich überreden.«

»Mit Eiscreme?«, fragte sie. »Nur ein bisschen Vanille.«

»Gern«, sagte er. »Klingt verlockend.«

Sie schloss die Tür wieder. »Ist bloß ein Tiefkühlkuchen, den man im Ofen aufbackt. Schmeckt aber wie hausgemacht«, erklärte Ernie Bertram.

»Ich bin gespannt«, sagte Duckworth.

»Also, was ist mit Jan?«

»Sie ist verschwunden«,

sagte der Detective.

»Verschwunden? Was meinen Sie damit?«

»Sie ist seit gestern Mittag nicht mehr gesehen worden. Sie war mit ihrem Mann und ihrem Sohn im Five Mountains, und seither ist sie wie vom Erdboden verschluckt.«

»Ich fasse es nicht«, sagte Ernie Bertram. »Wie kann das sein?«

»Tja«, gab Duckworth zurück. »Wenn wir das wüssten, hätten wir sie wahrscheinlich schon gefunden.«

»Verschwunden«, murmelte Ernie. »Das darf ja wohl nicht wahr sein.«

»Wann haben Sie zuletzt mit ihr gesprochen?«, fragte Duckworth.

»Am Donnerstag.«

»Nicht gestern?«

»Nein, sie hatte sich freigenommen. So wie schon mehrmals in den letzten paar Wochen.«

»Wieso das?«

Ernie Bertram zuckte mit den Schultern. »Einfach so. Sie hatte noch jede Menge Urlaub und mich gefragt, ob sie ein paar Tage zwischendurch freinehmen könnte.«

»Sie war also nicht

krankgeschrieben«, hakte Duckworth nach.

»Nein. Und ich hatte nichts dagegen. Ist sowieso ein ziemlich ruhiger Sommer.« Er überlegte einen Moment. »Die Geschäfte laufen flau. In den letzten zwei Wochen haben wir keine einzige Klimaanlage verkauft, obwohl schon Hochsommer ist. Am

besten gehen Klimaanlagen im Frühling und im Frühsommer, wenn es langsam heiß wird. Aber eben nicht in einer Rezession. Inzwischen überlegen es sich die Leute dreimal, bevor sie zweitausend oder mehr Dollar für eine neue Anlage hinlegen. Sie haben genug damit zu tun, ihre Hypotheken abzubezahlen,

und lassen lieber ihre alten Anlagen brummen.«

»Hmm-hmm«, machte Duckworth.

Die Haustür öffnete sich wieder. Irene Bertram reichte dem Detective einen Teller mit einem Stück Kuchen und einer Kugel Eis von der Größe eines Tennisballs.

»Du liebe Güte«, sagte Barry Duckworth.

Ernie Bertram sah seine Frau an. »Jan ist verschwunden«, sagte er.

»Verschwunden?« Sie zog einen dritten Korbstuhl heran und setzte sich.

»Ja«, erwiderte Ernie knapp. »Sie war mit ihrer Familie in dem neuen Vergnügungspark, und seitdem fehlt jede Spur von ihr.« Er richtete den Blick auf den Detective.

»Was, wenn sie aus einer der Achterbahnen gefallen ist?«

Duckworth schüttelte den Kopf. »Das haben wir alles schon überprüft.«

»Diese Dinger sind gefährlich«, sagte Ernie Bertram.

Duckworth probierte ein Stückchen Apfelkuchen und etwas von dem Eis. »Köstlich«, lobte er.

»Habe ich selbst gemacht«, sagte Irene Bertram.

»Ich habe ihm schon gesagt, woher der Kuchen kommt«, sagte Ernie.

»Du Mistkerl«, zischte sie.

Der Detective wandte sich zu Ernie. »Wie würden Sie Mrs Harwoods Stimmung in den letzten Wochen beschreiben?«

»Ihre Stimmung?«

Duckworth nickte mit vollem Mund.

»Na ja, gut. Mir ist jedenfalls nichts Besonderes aufgefallen.«

»Sie war also nicht anders als sonst? Vielleicht ein bisschen niedergeschlagen oder so?«

Bertram nahm einen Schluck Bier. »Nicht dass

ich wüsste. Andererseits bin ich ziemlich viel unterwegs. Die Mädels könnten nebenbei ein Callgirl-Center betreiben, ohne dass ich es merken würde.«

»Ernie!«, platzte Irene entrüstet heraus.

»War doch bloß ein Witz«, gab er zurück und wandte sicher wieder zu Duckworth. »Es sind

absolut anständige Frauen.«

»Sehr lustig«, sagte Irene.

»Sie hätten es also wahrscheinlich nicht bemerkt, wenn Mrs Harwood depressiv gewesen wäre?«, meinte Duckworth zwischen zwei Bissen.

»Depressiv ist bloß Leanne«, erwiderte Ernie

Bertram. »Immer mies drauf, seit sie vor fünf Jahren bei mir angefangen hat.«

»Mrs Harwood aber nicht?«

»Nein, überhaupt nicht.« Nachdenklich runzelte Bertram die Stirn. »Ich hätte sie eher als aufgeregt bezeichnet.«

»Aufgeregt? Wie meinen Sie das?«

»Nee, das ist das falsche Wort. Na ja, sie wirkte irgendwie so, als würde sie auf irgendetwas warten.«

Duckworth stellte seinen Teller auf die Armlehne des Korbstuhls, während ihm auffiel, dass das Eis langsam schmolz. Wenn er nicht bald weiteraß, würde es über den Tellerrand fließen.

»Worauf?«

»Keine Ahnung. Aber als sie mich fragte, ob sie sich zwischendurch den einen oder anderen Tag freinehmen könnte, kam es mir irgendwie vor, als würde demnächst etwas in ihrem Leben passieren … ehrlich, es ist schwer zu beschreiben.«

»Ernies Menschenkenntnis ist

legendär«, mischte sich Irene ein. »Wenn man den ganzen Tag unterwegs ist, um Klimaanlagen zu warten, entwickelt man dieses ungemeine psychologische Feingefühl, verstehen Sie.«

Duckworth lächelte sie an, als hätte er schon die ganze Zeit auf diesen Gesprächsbeitrag gewartet.

»Wie oft hat sie sich denn in letzter Zeit freigenommen?«, fragte er.

»Lassen Sie mich überlegen … also, das kann Ihnen Leanne, das andere Mädel bei uns …«

»Das sind keine Mädels mehr«, fiel ihm Irene ins Wort, »sondern erwachsene Frauen.« Sie sah Duckworth an.

»Passen Sie auf Ihr Eis auf.«

Eilig nahm Duckworth den Teller an sich, tunkte ein Stück Kuchen in das Vanilleeis und schob sich den Bissen in den Mund.

»Jedenfalls«, fuhr Ernie Bertram fort, »kann Ihnen Leanne da sicher Genaueres sagen. Wenn ich mich recht erinnere, war Jan eben gestern nicht

da, und in der letzten Woche hat sie sich auch zwei Tage freigenommen.«

Duckworth hatte sein Notizbuch gezückt und schrieb sich alles auf. Als er fertig war, hob er den Blick. »Noch mal zurück zu dem, was Sie eben gesagt haben.«

»Ja?«

»Sie meinten, Mrs Harwood wäre

aufgeregt gewesen. Können Sie das spezifizieren?«

Ernie zog eine grüblerische Miene. »Es war ein bisschen so, als stünde etwas an. Als würde sie sich auf irgendwas vorbereiten. Vielleicht eine Reise oder ein Besuch bei Verwandten.«

»Aber Sie hätten sie

nicht als selbstmordgefährdet beschrieben?«

Irene presste sich die Hand an die Brust. »Du lieber Gott. Glauben Sie, Jan hat sich umgebracht?«

»Ich stelle bloß Fragen«, erwiderte Barry Duckworth.

»Nein, bestimmt nicht«, sagte Ernie Bertram. »Aber wer weiß schon, was wirklich in anderen

Menschen vorgeht?«

Duckworth nickte, ehe er die letzten drei Bissen Kuchen und Eis hinunterschlang.

»Wo waren sie eigentlich gestern?«, fragte Ernie.

»Wer? Wovon reden Sie?«

»Jan und David. Sie wollten zusammen irgendwo hinfahren. Jan hat es kurz erwähnt, bevor

sie am Donnerstag nach Hause gegangen ist.«

»Sind Sie sicher, dass sie nicht den Ausflug zum Five Mountains meinte?«

»Ja. Sie sagte bloß, sie würde David irgendwohin begleiten. Mehr wollte sie nicht verraten. Vielleicht ging es um eine Überraschung oder so was.«

Erneut schrieb

Duckworth etwas in sein Notizbuch, ehe er es in seine Jackentasche steckte. Er wollte sich gerade bei Irene und Ernie Bertram bedanken, als drinnen das Telefon klingelte.

Irene sprang auf und ging hinein.

Als Duckworth sich erhob, hievte sich auch Ernie aus seinem

Korbstuhl. »David ist bestimmt außer sich vor Sorge«, sagte er.

Duckworth nickte.

»Ich hoffe, Sie finden Jan bald«, sagte Ernie.

Irene erschien in der Tür. »Lyall ist am Telefon«, sagte sie.

Ernie sah sie an. »Was will der denn?«

»Leanne ist nicht nach Hause gekommen. Er

sagt, er hätte sie schon seit gestern nicht mehr gesehen.«

Duckworth runzelte die Stirn. »Leanne Kowalski?«

Ernie eilte ins Haus und griff nach dem Hörer, der neben dem Telefon auf einem kleinen Tisch in der Diele lag. Duckworth folgte ihm auf dem Fuß.

»Lyall?« Ernie hörte ein paar Sekunden lang zu.

»Nein, ich habe sie nicht … Hör mal, so lange geht doch kein Mensch einkaufen. Hast du mitbekommen, was mit Jan passiert ist? Die Polizei ist gerade bei mir.«

»Darf ich?« Duckworth nahm Ernie Bertram den Telefonhörer aus der Hand. »Mr Kowalski, hier spricht Detective Barry Duckworth vom Promise

Falls Police Department.«

»Ja?«

»Was ist mit Ihrer Frau?«

»Sie ist nicht nach Hause gekommen.«

»Wann haben Sie sie denn zurückerwartet?«

»Vor Stunden schon. Ich dachte, sie wäre einkaufen gefahren, so wie jeden Samstag. Normalerweise fährt sie erst ins

Einkaufszentrum und anschließend zum Gemüsehändler.«

»Ihre Frau ist doch die Arbeitskollegin von Jan Harwood, richtig?«

»Ja. Können Sie mir Ernie noch mal geben? Hat er Le-
anne ins Büro gerufen? Überstunden oder so?«

»Nein«, erwiderte der Detective.

»Und was ist mit Jan? Ihr Mann hat vorhin bei mir angerufen. Was machen Sie überhaupt bei Ernie? Was ist passiert?«

Duckworth kramte sein Notizbuch wieder hervor. »Wie lautet Ihre Adresse, Mr Kowalski?«

13

Von einer Sache hatte ich Jan nie erzählt.

Nein, ich hatte sie nicht belogen. Aber da gab es etwas, von dem ich ihr nie erzählt hatte. Hätte sie mich je danach gefragt, hätte ich womöglich

gelogen. Ziemlich wahrscheinlich sogar. Sie wäre garantiert komplett ausgeflippt.

Ich hatte sie nicht hintergangen. Damit hatte es nichts zu tun. Es hatte nichts mit einer anderen Frau zu tun.

Vor etwa einem Jahr war ich bei ihr zu Hause vorbeigefahren.

Ihrem Elternhaus. Das

Haus, in dem sie aufgewachsen war, lag etwa drei Stunden von Promise Falls entfernt, in einem Ort namens Pittsford unweit von Rochester. Das Haus, ein unscheinbares, einstöckiges Gebäude, befand sich an einer Straße namens Lincoln Avenue. Der weiße Anstrich blätterte von den

Wänden, und zwei der dunklen Fensterläden hingen schief von den Angeln. Der Draht in der Fliegentür wies ein paar Löcher auf, und der Kamin hatte ebenfalls schon bessere Tage gesehen. Dennoch war das Haus keinesfalls baufällig, auch wenn es dringend ein paar Schönheitsreparaturen nötig gehabt hätte.

An jenem Tag war ich auf dem Rückweg von Buffalo gewesen. Ich hatte dort einen Stadtplaner interviewt, der gegen die üblichen Verkehrsberuhigungsmaßna wie Fahrbahnteiler und Bremsschwellen war und sich für Verkehrskreisel und Umgehungsstraßen aussprach, um Anwohner und andere

Verkehrsteilnehmer nicht völlig in den Wahnsinn zu treiben. Als ich an der Ausfahrt nach Rochester vorbeikam, beschloss ich, einen kurzen Abstecher zu machen. Schließlich wusste ich mittlerweile, wo Jans Eltern lebten.

Und ehrlich gesagt hatte ich bereits vor meinem Ausflug nach Buffalo beschlossen, auf dem

Rückweg ein Auge auf ihr Elternhaus zu werfen. Auch wenn ich es mir nicht so recht eingestehen wollte.

Wozu es ohne das Leck in der Rohrleitung zu unserem Badezimmer nie gekommen wäre.

Ich hatte den Schaden ein paar Tage zuvor bemerkt. Jan war bei der Arbeit, und ich hatte mir

einen Tag freigenommen, nachdem ich diverse spätabendliche Sitzungen des Stadtrats mitverfolgt hatte – lange vor der heutigen Zeit, in der unsere Kollegen in Mumbai oder Delhi derlei Aufgaben zu übernehmen pflegten. Als ich gerade zufällig im Keller war, wo sich der Heizkessel befindet, bemerkte ich ein stetes

Tropfen – dort, wo die Kupferrohre nach oben zu unserem Badezimmer abzweigten.

Ich tat das, was ich immer mache, wenn ich ein Problem im Haushalt habe. Ich rief Dad an.

»Das muss ich mir erst mal näher ansehen«, sagte er. »Ich komme sofort rüber.« Er konnte seine Vorfreude kaum

verhehlen.

Eine halbe Stunde später war er da – mit seinem Werkzeugkasten und einem Propanlötkolben.

»Das Leck ist irgendwo hinter der Wand«, sagte er. »Wir müssen es nur finden.«

Schließlich glaubten wir ein leises Zischen hinter dem Waschbecken im

Badezimmer zu vernehmen, als wir unsere Ohren an die Wand legten.

Dad zückte sofort eine Säge mit spitzem Ende, um der Wand zu Leibe zu rücken.

»Moment«, sagte ich mit Blick auf die geblümte Tapete. »Wie wär's, wenn wir es von der anderen Seite versuchen?«

»Was ist denn da

drüben?«, fragte er.

»Warte mal kurz«, gab ich zurück. Auf der anderen Seite der Wand befand sich unser Wäscheschrank. Ich öffnete ihn und begann, die Sachen auszuräumen, die sich im Stauraum unter den Regalbrettern befanden – einen Wäschekorb, eine Großpackung

Toilettenpapier und Küchenrollen –, bis die Wand dahinter frei war. Es erschien mir klüger, hier die Wand aufzustemmen, wo man die Spuren nicht gleich sehen konnte.

Schließlich ging ich auf alle viere und lauschte nach dem Zischen.

Dann fiel mir auf, dass die Abdeckleiste an der Wand lose zu sein schien.

Als ich danach tastete, merkte ich, dass die Leiste an dieser Stelle nicht festgenagelt war. Und plötzlich fühlte ich etwas, das sich dahinter befand.

Es war das obere Ende eines schmalen, länglichen Briefumschlags, der perfekt dahinter passte. Ich zog den Umschlag hervor. Es stand nichts darauf, und er war auch

nicht zugeklebt. Als ich ihn öffnete, fand ich darin ein einzelnes Blatt Papier und einen Schlüssel.

Ich faltete das Blatt Papier auseinander und sah auf den ersten Blick, dass es sich um irgendein amtliches Dokument handelte.

Es war eine Geburtsurkunde.

Jans Geburtsurkunde.

Alles, was sie mir nie hatte erzählen wollen, stand auf diesem Stück Papier. Ja, natürlich kannte ich ihren Mädchennamen – Richler –, doch hatte sie stets dichtgemacht, wenn es um die Namen ihrer Eltern ging; ebenso wenig hatte sie mir verraten wollen, wo ihre Eltern lebten.

Und nun las ich, dass

ihre Mutter Gretchen und ihr Vater Horace hieß. Dass Jan im Monroe Community Hospital in Rochester zur Welt gekommen war. Und nicht zuletzt stand dort eine Adresse: Lincoln Avenue, Pittsford.

Ich prägte mir die Informationen ein, faltete das Blatt Papier wieder zusammen und steckte es

zurück in den Umschlag. Stirnrunzelnd betrachtete ich den Schlüssel. Ich konnte nichts damit anfangen; ein Haustürschlüssel war es jedenfalls bestimmt nicht. Ich ließ ihn dort, wo er war, und schob den Umschlag zurück hinter die Bodenleiste.

Als ich wieder ins Bad kam, traf mich beinahe der

Schlag. In der Wand unter dem Waschbecken klaffte ein riesiges Loch. Dad strahlte mich an. »Ich bin drin!«, verkündete er. »Und da ist das Leck! Am besten, du drehst erst mal das Hauptventil ab.«

***

Bevor ich nach Buffalo fuhr, sah ich im Internet-

Telefonbuch nach. In der Gegend um Rochester waren lediglich fünf Richlers eingetragen, darunter nur ein einziger H. Richler.

Der auch noch an der Lincoln Avenue wohnte.

Womit ich schon mal wusste, dass Jans Eltern noch lebten. Oder zumindest ein Elternteil, falls einer von beiden

gestorben war.

Ich rief von meinem Büro aus an, um Genaueres herauszukriegen. Als ich die Nummer der Richlers gewählt hatte, meldete sich eine Frau, die ich auf Mitte sechzig, Anfang siebzig schätzte. Gretchen Richler, jede Wette.

»Ich würde gern mit Ihrem Mann sprechen«,

sagte ich.

»Einen Augenblick«, erwiderte sie.

Eine halbe Minute später drang eine müde Männerstimme an mein Ohr. »Hallo?«

»Spreche ich mit Hank Richler?«

»Hmm? Nein. Hier ist Horace Richler.«

»Oh, entschuldigen Sie. Da habe ich mich wohl

verwählt.«

Ich legte auf. Und plötzlich war ich neugieriger denn je, warum Jan sich stets so hartnäckig geweigert hatte, über ihre Eltern zu reden.

»Ich will nichts mehr mit ihnen zu tun haben«, hatte sie immer wieder gesagt. »Ich will sie nie mehr sehen, und sie werden bei dem Gedanken

wahrscheinlich auch nicht gerade in Tränen ausbrechen.«

Und selbst als Ethan geboren wurde, wollte sie ihre Eltern nicht davon unterrichten.

»Das ist denen doch schnurzegal«, sagte sie.

»Genauso gut wäre es doch möglich, dass sie völlig aus dem Häuschen sind, wenn sie erfahren,

dass sie einen Enkel haben. Vielleicht führt das ja dazu, dass ihr euch versöhnt.«

»Vergiss es.« Sie schüttelte den Kopf. »Außerdem will ich nicht mehr darüber reden.«

Ich hatte Jan sechs Jahre zuvor in einer Arbeitsvermittlungsagentur kennengelernt, als ich ein paar Arbeitslose für eine

Story interviewt hatte. Über ihre Eltern hatte sie stets nur verlauten lassen, dass ihr Vater ein verdammter Mistkerl und ihre Mutter sowieso ständig nur betrunken sei.

Jan war so gut wie nichts zu entlocken, aber im Lauf der Jahre erfuhr ich doch ein wenig mehr über ihre Eltern.

»Immer haben sie mir

die Schuld gegeben«, war Jan an einem Samstagabend vor zwei Jahren herausgeplatzt, als wir Ethan bei meinen Eltern untergebracht hatten. Wir hatten bereits drei Flaschen Wein intus – ein höchst seltener Umstand, da Jan normalerweise kaum Alkohol trank – und standen kurz davor, nach

oben zu gehen und eine längst überfällige Nummer zu schieben, als Jan unvermittelt von ihrem früheren Leben zu sprechen begann.

»Woran?«, fragte ich.

»Meistens war er es«, erwiderte sie. »Immer war ich daran schuld, dass in seinem Leben nichts funktionierte.«

»Wie? Allein durch deine

Existenz?«

Mit glasigen Augen sah sie mich an. »Ja, so ziemlich. Dad nannte mich immer Hindy.«

»Hildy?«

»Nein. Hindy.«

»So wie die Sprache?«

Sie schüttelte den Kopf, nahm noch einen Schluck Wein. »Nein, mit einem ›y‹ am Ende. Kurz für ›Hindenburg‹. Nicht weil

ich dick wie ein Zeppelin gewesen wäre, sondern weil er mich als sein persönliches Desaster ansah.«

»Das ist ja schrecklich.«

»Ach was. Verglichen mit meinem zehnten Geburtstag war das pure Zuneigung.«

Ich wartete.

»Er hatte mir einen Ausflug nach New York

versprochen. Um sich mit mir ein Musical am Broadway anzusehen. Davon hatte ich immer geträumt. Ich habe mir immer die Verleihung der Tonys angesehen, habe jeden Zeitungsausschnitt aus der *New York Times* ausgeschnitten, wenn sie etwas über Musicals brachten, und an den Anzeigen für die großen

Shows konnte ich mich nicht sattsehen. Tja, jedenfalls sagte er, er hätte Karten für *Grease*. Dass wir mit dem Bus fahren und in einem Hotel wohnen würden. Ich konnte es nicht glauben, weil mein Vater mich sonst immer wie eine Aussätzige behandelt hatte. Aber dann dachte ich, alles würde vielleicht anders, wenn ich

zehn geworden war.«

Sie nahm noch einen Schluck Wein.

»Dann kam der große Tag. Ich packte meine Sachen zusammen. Am wichtigsten waren das rote Kleid und die schwarzen Lackschuhe, die ich im Theater tragen wollte. Mein Vater machte allerdings keinerlei Anstalten. Ich meinte, er

solle sich beeilen, aber er grinste nur und sagte: ›Wir fahren nicht. Es gibt kein Hotel, ebenso wenig wie die Eintrittskarten für *Grease*. Tja, Schätzchen, das ist ’ne Enttäuschung, was? Jetzt weißt du, wie sich so was anfühlt.‹«

Ich war sprachlos. Jan lächelte. »Ich hatte eine echte Glückssträhne. Immerhin ist *Grease* der

pure Horror, oder?«

Ich rang nach Worten. »Und was hast du gemacht?«

»Ich bin woanders hingegangen«, sagte sie leise.

»Wohin? Zu Verwandten?«

»Nein, nein, du verstehst es nicht.« Jan presste sich die Hand auf den Mund. »Ich glaube, ich muss mich

übergeben.«

Und das war's. Am nächsten Morgen machte sie komplett dicht und blockte jeden meiner Versuche, mehr in Erfahrung bringen zu wollen, rigoros ab.

Trotzdem erzählte sie mir im Lauf der Jahre, dass sie mit siebzehn von zu Hause weggegangen war und seitdem keinen

Kontakt mehr zu ihren Eltern hatte. Geschwister hatte sie nicht, so dass sie niemand über das Wohlergehen ihrer Eltern hätte informieren können.

Für Jan waren sie beide tot. Und wenn nicht, so doch zumindest für sie gestorben.

Nur dass ich nach meinem Telefonat mittlerweile wusste, dass

sie noch am Leben waren.

Ich hatte Jan nie von meinem Fund hinter der Bodenleiste erzählt. Irgendwie kam es mir so vor, als würde ich mich damit in ihre Privatangelegenheiten einmischen. Zwar gab es mir zu denken, dass sie alles darangesetzt hatte, mir ihre Familiengeschichte vorzuenthalten, doch nun

fühlte ich mich, als hätte sie mir zu Recht nicht vertraut. Der Fund ihrer Geburtsurkunde hatte genau das bewirkt, was sie immer zu verhindern versucht hatte.

Auf dem Rückweg von Buffalo fuhr ich einen kleinen Umweg über Rochester und fand schließlich die Lincoln Avenue. Ich starrte auf das

leicht heruntergekommene Haus mit den Wänden, von denen die Farbe abblätterte, als könne ich dadurch seine Geheimnisse ergründen. Ich fragte mich, ob Jans ehemaliges Zimmer sich hinter den Fenstern im ersten Stock befand oder ob sie irgendwo hinten im Haus gewohnt hatte.

Ich stellte mir vor, wie

sie als Kind durch diese Haustür ein und aus gegangen war und auf der Straße gespielt hatte. Seilspringen, Himmel und Hölle. Aber vielleicht waren die Bilder in meinem Kopf zu idyllisch. Vielleicht hatte es solche einfachen Freuden gar nicht gegeben in einer Kindheit, in der Liebe ein Fremdwort gewesen war und in der

Jan nur Zorn und Ablehnung zu spüren bekommen hatte. Vielleicht war es für sie so gewesen, als würde sie ein Gefängnis verlassen, wann immer sie aus der Haustür getreten war. Vor meinem inneren Auge sah ich, wie sie die Tage bei ihren Freundinnen verbrachte und nur nach Hause zurückkehrte, wenn kein

Weg daran vorbeiging.

Aber es brachte nichts, das Haus anzustarren. Ich wusste nicht, was ich erwartete.

Dann tauchten ihre Eltern auf.

Horace und Gretchen Richler stiegen aus ihrem zwanzig Jahre alten Oldsmobile. Sie bemerkten mich nicht, da ich knapp zwanzig Meter entfernt auf

der anderen Straßenseite parkte.

Horace öffnete die Fahrertür und setzte schwerfällig einen Fuß auf den Boden. Es kostete ihn sichtlich Mühe, sich aus dem Sitz zu hieven – wahrscheinlich Arthritis oder sonst etwas, das seinen Bewegungsapparat beeinträchtigte. Feines weißes Haar bekränzte

seinen Schädel, und in seinem Gesicht prangten ein paar Altersflecken. Er war Ende sechzig, Anfang siebzig, klein und gedrungen, aber nicht fett. Stattdessen wirkte er verhältnismäßig fit für sein Alter.

Er sah ganz und gar nicht wie ein Ungeheuer aus. Andererseits ist das bei Ungeheuern ja häufig

der Fall.

Er ging zum Kofferraum, während Gretchen auf der anderen Seite ausstieg. Ihre Bewegungen waren ähnlich schleppend wie seine, aber sie war schneller am Kofferraum und wartete darauf, dass er ihn aufschloss.

Sie war winzig, nicht mal einen Meter fünfzig groß, und wog höchstens vierzig

Kilo. Trotzdem wirkte sie irgendwie drahtig. Sie nahm ein halbes Dutzend Einkaufstüten aus dem Kofferraum und ging zur Tür. Ihr Mann schlug den Kofferraum zu und folgte ihr mit leeren Händen.

Sekunden später schloss sich die Haustür hinter ihnen.

Soweit ich gesehen hatte, war kein Wort

zwischen ihnen gefallen.

Zwei alte Leute, die vom Einkaufen nach Hause kamen. Gab es irgendetwas, was ich aus meinen Beobachtungen schließen konnte? Nein. Dennoch konnte ich mich nicht des Eindrucks erwehren, dass dieses Ehepaar aneinander vorbei lebte, sich nichts mehr zu sagen hatte. Es herrschte

zwar keine offensichtliche Feindseligkeit zwischen ihnen, doch schien ein Schleier der Traurigkeit über ihnen zu liegen.

Ich hoffe, ihr seid traurig, dachte ich. *Ja, ich hoffe, es geht euch so richtig dreckig.*

Als der Oldsmobile in die Einfahrt gebogen war, wäre ich am liebsten ausgestiegen, um Horace

Richler am Kragen zu packen und ihm ins Gesicht zu sagen, was für ein Dreckskerl er war. Dass ein Mann, der seine Tochter missbrauchte – und sei es nur emotional –, die Bezeichnung *Vater* nicht verdiente. Dass seine Tochter trotz allem zu einer völlig normalen Frau herangewachsen war. Ich wollte ihm sagen, dass er

einen reizenden Enkelsohn hatte, den er jedoch niemals kennenlernen würde.

Doch ich tat es nicht.

Stattdessen sah ich zu, wie Horace Richler seiner Frau ins Haus folgte und sich die Tür hinter ihnen schloss.

Dann fuhr ich nach Hause und schwor mir, Jan niemals von meinem

Abstecher nach Pittsford zu erzählen.

14

Auf dem Rückweg von der Brücke – Dad saß schweigend neben mir – dachte ich an den Tag, an dem ich die Richlers beobachtet hatte.

Was, wenn Jan sich schon seit Jahren mit dem

Gedanken getragen hatte, mit ihren Eltern Klartext zu reden, ein für alle Mal mit ihnen abzurechnen? Was, wenn sie nie wirklich hatte durchblicken lassen, wie sehr sie quälte, was sie durch ihren Vater hatte erleiden müssen? Vielleicht hatte sie Angst gehabt, sich eine Blöße zu geben, wenn sie preisgab, wie sehr ihr Vater ihre Seele

verletzt hatte. Andererseits hatte sie ja zugegeben, wie schwach und deprimiert sie sich in letzter Zeit fühlte.

Ich wusste nicht mehr, was ich glauben sollte.

Ich versuchte mich in Jan hineinzuversetzen. *Ich bin völlig durch den Wind, spiele sogar mit dem Gedanken, mir das Leben zu nehmen. Aber vorher werde ich meinem Vater*

ins Gesicht sagen, was ich von ihm halte. Meiner Mutter unter die Nase reiben, dass sie mich im Stich gelassen hat. Ich werde ihnen sagen, dass sie mein Leben ruiniert haben, bevor ich endgültig Schluss mache.

Ein kalter Schauder lief mir über den Rücken.

»Alles okay?«, fragte Dad.

»Ja«, sagte ich.

»Ist doch ein gutes Zeichen«, meinte er. »Dass wir sie nicht gefunden haben. Ich glaube, wir können ziemlich sicher davon ausgehen, dass sie sich nichts angetan hat.«

Dad gab sich große Mühe, doch unsere Fahrt zur Brücke war nichts weiter als ein Schuss ins

Blaue gewesen. Dass wir Jan nicht gefunden hatten, bedeutete lediglich, dass sie offenbar nicht dort gewesen war. Fest stand, dass wir nicht wussten, wo sie sich aufhielt, vorausgesetzt, dass sie noch lebte. Aber dass Dad nach einem Silberstreif am Horizont suchte, konnte ich ihm nicht verübeln.

»Hmm«, sagte ich. »Ja,

sieht so aus.« Jan hatte auch die große Brücke in Promise Falls erwähnt, doch dort hätte es mit Sicherheit Zeugen für einen Selbstmord gegeben. Die Polizei wäre im Nu informiert gewesen.

Dad deutete nach vorn. »Hast du das gesehen? Verdammt noch mal, ist es so schwer, den Blinker zu setzen? Das darf doch

nicht wahr sein!«

Als ich nicht antwortete, schien Dad zu begreifen, dass ich Wichtigeres im Kopf hatte. »Hast du mal über meine Idee nachgedacht?«, fragte er schließlich. »Ob Jan vielleicht versucht, ihre Familie zu finden?«

»Ja, habe ich.«

»Hast du eine Ahnung, wie du Kontakt zu ihnen

aufnehmen könntest? Deine Mutter hat gesagt, Jan würde nie über ihre Eltern reden. Weißt du überhaupt, wo sie leben?«

»Ich glaube, ich könnte sie ausfindig machen«, sagte ich.

»Ja? Und wie?«

»Sie wohnen in Rochester«, erwiderte ich. »Ich kenne die Adresse.«

»Hat Jan dir erzählt, wo

sie leben?«

»Nicht direkt.«

»Tja, ich an deiner Stelle würde mal dort anrufen und fragen, ob sie sich bei ihnen gemeldet hat. Vielleicht ist Jan dort, die Fahrt nach Rochester dauert ja nicht lang.«

Die Fahrt? Wir saßen in meinem Wagen, und Jans Auto stand bei uns zu Hause.

»Drei, vier Stunden höchstens, oder?«

»Knapp drei«, gab ich zurück.

»Also, ich bin dafür, wir rufen dort mal an. Auch wenn's ein Ferngespräch ist.«

Womit Dad meilenweit über seinen Schatten gesprungen war. Es war ihm ein Gräuel, wenn von seinem Apparat

Ferngespräche geführt wurden.

Ich warf ihm einen Seitenblick zu. »Danke, Dad. Aber die legen wahrscheinlich sofort auf, wenn sie Jans Namen hören.«

Er schüttelte den Kopf. »Was sind denn das für Eltern?«

»Tja.«

»Wir haben dich ja auch

nicht gleich enterbt, nur weil du mal ein bisschen über die Stränge geschlagen hast.« Dad lächelte gezwungen. »Und du konntest einem manchmal ziemlich auf den Geist gehen.«

»Glaube ich gern.«

»Kinder müssen ihre eigenen Erfahrungen machen, gute wie schlechte.«

»Ist das der Grund, warum du nie den Oberlehrer spielst?«

Er lachte. »Klugscheißer.«

Mittlerweile waren wir zurück in Promise Falls. Es war fast dunkel; die Straßenlaternen brannten bereits. Als wir um die Ecke bogen, beschlich mich ein dumpfes Angstgefühl. Plötzlich

erwartete ich, Streifenwagen mit blinkenden Blaulichtern vor dem Haus zu sehen. Dann aber fiel mir ein Stein vom Herzen. Weit und breit war keine Polizei zu sehen.

Meine Mutter stand in der Haustür und kam die Treppe herunter, als wir in die Einfahrt bogen. Sie blickte uns mit großen Augen an.

Ich schüttelte den Kopf. »Nichts«, sagte ich. »Wir haben Jan nicht gefunden.«

»Sie … sie ist also nicht …«

»Nein«, sagte ich. »Gibt's was Neues? Hat sich die Polizei gemeldet?«

Sie schüttelte den Kopf. Als wir das Haus betraten, hockte Ethan auf der dritten Stufe und setzte

zum Sprung an.

»Ethan, du weißt doch, dass …«

Aber im selben Moment landete er auch schon auf dem Dielenboden. »Schaut mal!«, rief er, rannte die Treppe wieder hinauf und sprang gleich noch einmal.

»Er ist nicht zu bändigen«, sagte Mom. »Wahrscheinlich hätte ich ihn keine Cola trinken

lassen dürfen.«

Wenn Ethan seine fünf Minuten hatte, waren für Mom stets irgendwelche Nahrungsmittel oder Getränke schuld. Obwohl das überhaupt keine Rolle spielte, soweit ich wusste.

Ich gab ihr einen Kuss, ging in die Küche und kramte Detective Duckworths Visitenkarte mit seiner Handynummer

hervor.

»Duckworth.«

»David Harwood«, sagte ich. »Ich wollte nur kurz fragen, ob Sie etwas herausgefunden haben.«

»Tut mir leid«, sagte Duckworth. »Es gibt nichts Neues.« Er klang angespannt.

»Aber die Suche ist noch im Gang?«

»Ja, Mr Harwood.« Er

machte eine Pause. »Sollte sich über Nacht nichts tun, werden wir wohl die Fahndung nach Ihrer Frau einleiten. Aber vielleicht taucht sie ja doch noch auf.«

Ich stellte mir vor, wie plötzlich die Haustür aufging und Jan hereinkam. Aus der Diele drang ein dumpfer Laut; anscheinend konnte Ethan

nicht aufhören, von der Treppe zu springen.

»Okay«, sagte ich. »Was halten Sie von einer Pressekonferenz?«

»Das scheint mir ein bisschen übereilt«, gab er zurück. »Die Chancen stehen gut, dass wir Ihre Frau finden, ohne die Sache gleich an die große Glocke zu hängen.«

»Mit einer

Pressekonferenz stehen sie aber besser«, sagte ich.

»Warten wir erst mal bis morgen früh ab.« Irgendwie klang er anders als sonst. So, als würde er etwas zurückhalten.

»Morgen bin ich wahrscheinlich nicht mehr hier«, sagte ich.

»Wo dann?«

»In Rochester. Jans

Eltern leben dort.«

Mom stand im Türrahmen und sah mich mit großen Augen an. Von meinem früheren Ausflug nach Rochester hatte ich ihr nichts erzählt.

Ich konzentrierte mich wieder auf den Detective. »Sie hat seit etwa zwanzig Jahren keinen Kontakt mehr zu ihren Eltern gehabt. Sie waren nicht bei

unserer Hochzeit, und ihren Enkel kennen sie auch nicht. Trotzdem frage ich mich, ob Jan sie nicht vielleicht aufgesucht hat – und sei es nur, um ihnen ein für alle Mal zu sagen, wie sie über sie denkt.«

»Möglich«, entgegnete er einsilbig.

»Ich habe überlegt, sie vorher anzurufen, aber mir ist nicht wohl bei dem

Gedanken. Schließlich kennen sie mich nicht. Was sollen sie denken, wenn plötzlich ein Wildfremder bei ihnen anruft, sich als ihr Schwiegersohn vorstellt und fragt, ob ihre Tochter zufällig bei ihnen ist. Falls Jan bei ihnen ist und nicht will, dass ich davon erfahre, wird sie wahrscheinlich sofort die

Flucht ergreifen.«

»Hmm.« Duckworth klang nicht sehr überzeugt.

»Schluss jetzt!«, herrschte Mom in der Diele Ethan an.

»Wahrscheinlich fahre ich gleich los«, sagte ich. »Ich übernachte in Rochester und fahre gleich morgens zu Jans Eltern.«

Statt auf meine Pläne einzugehen, sagte

Duckworth: »Wie war das noch mal mit Ihrer Frau und Leanne Kowalski? Wie stehen sie zueinander?«

Die Frage ärgerte mich. »Das habe ich Ihnen doch schon gesagt. Sie sind Arbeitskolleginnen. Mehr nicht.«

»Wann sind Sie und Ihr Sohn im Five Mountains angekommen,
Mr Harwood?«

Wieso redete er nur von mir und Ethan?

»Gegen elf, vielleicht ein bisschen später. Aber das müssen Sie doch anhand unserer Karten feststellen können. Sie sind ja schließlich eingescannt worden.«

»Ja, richtig«, sagte Duckworth.

»Stimmt irgendwas nicht?«, fragte ich.

»Enthalten Sie mir etwas vor?«

»Sobald ich etwas weiß, gebe ich Ihnen Bescheid, Mr Harwood. Ich habe Ihre Handynummer.«

Ich legte auf. Mom und Dad sahen mich erwartungsvoll an.

»Hat Jan dir von ihren Eltern erzählt?«, fragte Mom.

»Ich hab’s selbst

herausbekommen.«

»Wie heißen sie?«

»Horace und Gretchen Richler«, sagte ich.

»Weiß Jan, dass du Bescheid weißt?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich wollte nicht darüber reden. Erschöpft lehnte ich mich gegen die Arbeitsplatte.

»Du musst dich ausruhen«, meinte Mom.

»Ich fahre nach Rochester«, sagte ich.

»Morgen?«

»Nein, jetzt.« Plötzlich fiel mir auf, wie still es im Haus war. »Wo ist Ethan?«

»Er ist auf dem Sofa eingeschlafen«, antwortete Mom. »Gott sei Dank.«

»Kann ich ihn hier bei euch lassen?«

»Du kannst jetzt nicht

fahren«, sagte Mom. »In deinem Zustand gefährdest du dich selbst, und andere noch dazu.«

»Wie wär's, wenn du mir eine Thermoskanne Kaffee machst, während ich Ethan gute Nacht sage?«, gab ich zurück.

Und damit ging ich ins Wohnzimmer, um mir keine weiteren Proteste anhören zu müssen. Ethan

hatte sich am einen Ende der Couch zusammengerollt.

»Ich muss noch auf einen Sprung weg, Partner«, sagte ich. »Du bleibst hier bei Oma und Opa.«

Keine Reaktion. Seine Lider schienen bleischwer zu sein. »Mommy ist bestimmt noch einkaufen.«

»Wahrscheinlich«, sagte

ich.

»Okay«, sagte er, und dann schlossen sich seine Lider wie Blüten bei Einbruch der Dämmerung.

15

Barry Duckworth klappte sein Handy zu und wandte sich zu Lyall Kowalski. »Tut mir leid.«

»War das Jans Mann?«, fragte Kowalski. Er und der Detective saßen im Wohnzimmer der

Kowalskis. Lyall trug ein schwarzes T-Shirt und schmutzige, knielange Shorts mit aufgenähten Taschen. Duckworth fragte sich, ob Lyall frühzeitig kahl geworden war oder sich bloß den Schädel rasierte. Manche Typen entschieden sich ja selbst für radikalen Kahlschlag, sobald ihnen ein paar Härchen ausfielen.

Modeaffen.

Duckworth wusste bereits, dass sich ein Hund im Haus aufhielt, noch bevor der Pitbull aus der Küche kam. Die ganze Wohnung roch nach Köter.

»Ja«, antwortete Duckworth.

»Hat er meine Frau gesehen?«

»Nein«, sagte Duckworth. *Zumindest tut*

er so, dachte er. An diesem Fall gab es so einiges, was ihm nicht gefiel; diverse Ungereimtheiten, die ihm bereits aufgefallen waren, bevor er erfahren hatte, dass Jan Harwoods Arbeitskollegin ebenfalls verschwunden war.

»Noch mal von vorn«, sagte Duckworth. »Wann hat Ihre Frau das Haus

verlassen?«

Lyall Kowalski stützte die Ellbogen auf die Knie und beugte sich vor. »Na ja, eigentlich war sie schon weg, als ich aufgestanden bin. Ich war gestern Abend ziemlich lange unterwegs und musste mich erst mal ausschlafen.«

»Wo waren Sie denn?«

»Im Trenton.« Einer Bar in der Stadt, wie

Duckworth wusste. »Mit ein paar Kumpels. Wir haben einiges gebechert, und anschließend hat mich Mick nach Hause gefahren.«

»Mick?«

»Mick Angus. Wir arbeiten zusammen. Drüben am Thackeray.«

»Am College? Und was machen Sie da?«

»Wir sind dort angestellt.

Als Hausmeister.«

»Und wann sind Sie nach Hause gekommen?«

Lyall runzelte die Stirn, während er sich zu erinnern versuchte. »Um drei? Kann aber auch erst gegen fünf gewesen sein.«

»Und Ihre Frau war da, als Sie nach Hause kamen?«

Er nickte. »Soweit ich weiß.«

»Was soll das denn heißen?«

»Na ja, ich schätze schon. Warum hätte sie nicht da sein sollen?«

»Das verstehe ich nicht.«

»Na ja, geredet habe ich nicht mit ihr. Ich habe hier auf der Couch kampiert.«

»Wieso das?«

»Leanne wird ziemlich zickig, wenn ich betrunken

nach Hause komme. Na ja, wenn ich nüchtern bin, ist sie eigentlich genauso zickig. Außerdem hatte ich ihr versprochen, sie zum Essen auszuführen. Jedenfalls war mir nicht danach, es auf einen Streit ankommen zu lassen.«

»Und Sie waren den ganzen Abend im Trenton?«

»Ich glaube schon.

Jedenfalls, bis sie dichtgemacht haben. Hinterher haben wir noch ein, zwei Bierchen auf dem Parkplatz gezischt.«

Duckworth zog eine missbilligende Miene. »Und dann hat Sie Ihr Freund noch nach Hause gefahren?«

Lyall winkte ab. »Mick fährt betrunken immer noch besser als andere

stocknüchtern.«

»Wohin wollten Sie Ihre Frau zum Essen ausführen?«

»Ins Kelly's?«, sagte er, als warte er auf Duckworths Bestätigung. »Aber dann habe ich es total vergessen.«

»Haben Sie mit Ihrer Frau gesprochen, während Sie im Trenton waren?«

»Nein. Der Akku von

meinem Handy war leer.«

»Sie sind also auf der Couch eingeschlafen. Und haben Sie Ihre Frau am nächsten Morgen gesehen?«

»Warum machen Sie so ein Theater um die Sache? Ich glaube, sie hat irgendwas zu mir gesagt … kann aber auch sein, dass ich es bloß geträumt habe.«

»Okay. Was macht Ihre Frau denn samstags normalerweise so?«

»Das Übliche. Gegen neun verlässt sie das Haus, meistens allein, auch wenn ich am Abend vorher nicht auf der Piste war. Ich habe ihr das eine oder andere Mal angeboten, sie zu begleiten, aber nur, weil ich wusste, dass sie

sowieso nein sagen würde. Scheint so, als würde sie lieber allein gehen. Aber mir macht das nichts aus.«

»Und wo geht sie hin?«

»In die Einkaufszentren. Sie kennt sie alle. Jede verdammte Shopping-Meile von hier bis Albany. Klamotten, Schuhe, Schmuck, Make-up. Mal ehrlich, kriegen Frauen eigentlich nie genug

davon?«

»Hört sich an, als würde sie eine Menge Geld ausgeben.«

»Ich weiß auch nicht, wo sie's hernimmt. Wir sind nämlich ziemlich knapp bei Kasse«, erwiderte Lyall. »Also, eins kapiere ich nicht. Wieso ziehen die Weiber durch ein Shopping-Zentrum nach dem anderen, wo's doch in

allen dasselbe zu kaufen gibt?«

»Keine Ahnung«, sagte Duckworth, während er dachte, dass Lyall gar nicht so blöde zu sein schien, wie er aussah.

»Na ja, und auf dem Rückweg kauft sie dann Lebensmittel und so ein. Macht sie immer so. Damit die Tiefkühlpackungen nicht auftauen, während

sie beim Shoppen ist.«

»Aber wo sie genau war, wissen Sie nicht.«

»Nein.«

»Wo kauft sie die Lebensmittel normalerweise ein?«

Lyall zuckte mit den Schultern. »Im Supermarkt, wo sonst?«

Der Hund, der wie ein Mini-Sandsack auf Beinen aussah, trabte durchs

Zimmer. Seine Krallen verursachten ein klickendes Geräusch auf dem nackten Dielenboden, ehe er sich auf einem kleinen Teppich vor einem Stuhl niederließ.

»Wann erwarten Sie Ihre Frau denn üblicherweise zurück?«

»Gegen drei oder vier. Spätestens um fünf ist sie wieder da.«

»Wann sind Sie aufgestanden?«

»So um eins.«

»Haben Sie versucht, Ihre Frau zu erreichen?«

»Ich habe auf ihrem Handy angerufen, aber das ging gleich auf die Voicemail. Und hier angerufen hat sie auch nicht.«

Duckworth nickte bedächtig. »Wann haben

Sie zuletzt mit Ihrer Frau gesprochen,
Mr Kowalski?«, fragte er dann.

Lyall überlegte einen Augenblick. »Gestern am frühen Nachmittag, glaube ich. Sie hatte mich von der Arbeit aus angerufen, weil sie wissen wollte, wann wir essen gehen.« Er zog eine gequälte Miene, als hätte man ihm Nadeln unter die

Fingernägel geschoben.

»Danach nicht mehr? Weder gestern Abend noch heute?«

Lyall schüttelte den Kopf.

»Haben Sie den Wagen Ihrer Frau gesehen, als Sie nach Hause kamen?«

»Darauf habe ich nicht geachtet. Ich war total breit.«

Duckworth zog die Stirn

in Falten. »Es gibt also nicht den geringsten Beweis, dass sie letzte Nacht hier war.«

»Wo hätte sie denn sonst sein sollen?«

»Keine Ahnung. Ich frage Sie lediglich, ob Sie mir irgendeinen Anhaltspunkt liefern können, dass Ihre Frau gestern Nacht zugegen war, als Sie nach Hause

kamen.«

Lyall sah ziemlich belämmert drein. »Aber es gibt doch keinen Grund, irgendetwas anderes anzunehmen.«

»Haben Sie eine Liste der Kreditkarten Ihrer Frau?«

»Warum?«, fragte Lyall.

»Damit könnten wir herausfinden, wo sie eingekauft hat.«

Lyall kratzte sich am Kopf. »Leanne zahlt meistens bar.«

»Tatsächlich?«

»Na ja, unsere Karten sind gesperrt.«

Duckworth seufzte. »Ist Leanne schon mal nicht nach Hause gekommen oder über Nacht weggeblieben? Es tut mir leid, dass ich Sie das fragen muss, Mr Kowalski,

aber … Wäre es möglich, dass Ihre Frau einen Geliebten hat?«

Lyall schüttelte nachdrücklich den Kopf, ballte die Fäuste und presste die Lippen zusammen. »Im Leben nicht. Nein, so was würde sie nie tun.«

Duckworth horchte auf. »Mr Kowalski?«

»Leanne ist meine

Kleine. Sie würde mich nie betrügen. In tausend Jahren nicht.«

»Ist so was schon mal vorgefallen?«

Lyall zögerte einen Moment zu lange. »Nein.«

»Los, raus damit, Mr Kowalski«, sagte Duckworth. »So was kommt in den besten Ehen vor.«

Lyall zog die Lippen

zwischen die Zähne. »Na ja«, räumte er schließlich ein. »Das ist aber schon Jahre her. Wir hatten eine schlechte Phase, und da ist sie mit einem Kerl in die Kiste gestiegen, den sie in irgendeiner Bar kennengelernt hatte. Bloß ein One-Night-Stand mit einem Typen, der auf der Durchreise war. Wir haben längst wieder alles im

Griff.«

»Wissen Sie noch, wie der Typ hieß?«

»Keine Ahnung. Ich hab's verdrängt. Sie hat seinen Namen erwähnt, um es mir so richtig reinzureiben, so auf die Tour, da gibt's noch jede Menge andere Typen, die Schlange stehen, wenn ich sie nicht bei Laune halte.«

Duckworth sah sich im

Zimmer um, ehe er den Blick wieder auf Lyall richtete.

Der Mann war den Tränen nahe. »Ich habe Angst, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte. Vielleicht hatte sie einen Unfall. Haben Sie das schon überprüft? Sie fährt einen blauen Ford Explorer. Eine alte Rostlaube, die einem

sofort ins Auge sticht.«

»Von einem Unfall mit einem solchen Wagen ist mir nichts bekannt« sagte Duckworth. »Wie nah stehen sich Ihre Frau und Jan Harwood, Mr Kowalski?«

Er blinzelte. »Sie sind Arbeitskolleginnen.«

»Sind sie miteinander befreundet? Treffen sie sich nach der Arbeit?

Verbringen sie ab und zu einen Mädelsabend zusammen?«

»Nein«, erwiderte Lyall. »Und unter uns, Leanne findet Jan ein bisschen hochnäsig. Sie sagt, sie hält sich für was Besseres.«

***

Zum Schluss stellte

Duckworth noch ein paar Routinefragen und notierte sich die Antworten.

»Das Geburtsdatum Ihrer Frau?«

»Ähm, 9. Februar. 1973.«

»Ihr voller Name?«

Lyall schniefte. »Leanne Katherine Kowalski. Ihr Mädchenname war Bothwick.«

Duckworth schrieb

weiter. »Gewicht?«

»Hmm. Fünfundsechzig? Nein, fünfundfünfzig. Und sie ist ungefähr 1,65 Meter groß.«

»Haarfarbe?«

»Schwarz. Kurz, mit ein paar Strähnen drin.«

Der Detective bat ihn um ein Foto. Lyall kam mit einem etwa zehn Jahre alten Hochzeitsfoto zurück, auf dem sich die beiden

gegenseitig mit Torte fütterten.

***

Als er sich hinters Steuer seines Wagens gesetzt hatte, kramte Duckworth sein Handy hervor und wartete, bis sich jemand am anderen Ende meldete.

»Gunner?«

»Ja. Hallo, Detective.«

»Bist du noch draußen im Five Mountains?«

»Schon den ganzen Tag. Aber wir machen jetzt Feierabend.«

»Wie ist es gelaufen?«

»Hmm. Zuallererst haben wir versucht, der dritten Eintrittskarte auf die Spur zu kommen. Der Ehemann hat doch ausgesagt, seine Frau hätte drei Tickets online

gekauft.«

»Und?«

»Wir dachten, es handele sich vielleicht um einen Systemfehler, aber das können wir mit ziemlicher Sicherheit ausschließen. Wenn sie den Park betreten hat, dann jedenfalls nicht mit einem online gekauften Ticket.«

»Okay«, sagte

Duckworth.

»Dann haben wir uns die Videoaufnahmen angesehen und die Vermisste anhand der Fotos gesucht, die der Ehemann zur Verfügung gestellt hat. Alles innerhalb des angegebenen Zeitrahmens, versteht sich.«

»Klar.«

»Die Auswertung war

schwierig. Auf den Bildern sind Hunderte von Besuchern zu sehen. Manche tragen Hüte oder Kappen, so dass ihre Gesichter nicht zu erkennen sind – gut möglich also, dass wir sie übersehen haben.«

»Also Fehlanzeige.«

»Ja. Wir konnten sie nicht ausfindig machen.«

»Okay, danke erst mal.

Und jetzt macht Schluss für heute.«

»Nichts lieber als das.«

»Ist Campion noch da?«

»Klar. Ich sehe sie von hier.«

»Gibst du sie mir mal?«

Duckworth hörte, wie Gunner die Hand über die Sprechmuschel hielt und nach Didi Campion rief. Zwanzig Sekunden später war sie am Apparat.

»Campion.«

»Didi, hier spricht Barry. War ein langer Tag, was?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Du hast doch heute Morgen mit dem Jungen gesprochen. Dem kleinen Harwood.«

»Worum geht's denn?«

»Hat er irgendwas davon gesagt, dass seine Mutter mit ihnen im Park war?«

»Was meinst du?«

»Hat er bestätigt, dass seine Mutter dabei war?«

»Er hat gefragt, wo sie ist. Also, ich hatte definitiv den Eindruck, dass seine Mutter sie begleitet hat.«

»Hmm … aber wäre es vielleicht möglich, dass ihm das jemand bloß *eingeredet* hat? Dass sie das Five Mountains in Wahrheit nie betreten

hat?«

»Du meinst, sein Vater hat ihn manipuliert? Ihm erzählt, seine Mom wartet irgendwo auf sie?«

»Genau«, erwiderte Duckworth.

»Ich weiß nicht«, sagte Didi Campion.

»Der Junge ist gerade mal vier. Erzähle einem Vierjährigen oft genug, dass er unsichtbar ist, und

er fängt an, dir zu glauben. Vielleicht hat ihm sein Vater bloß weisgemacht, seine Mutter würde in ein paar Minuten zu ihnen stoßen.«

»Na schön, der Kleine war müde«, sagte Didi. »Aber ich glaube nicht, dass er sich für dumm verkaufen lassen würde.«

»Denk mal nach. Dieser Harwood behauptet, sie

hätten zusammen einen Tag im Five Mountains verbringen wollen, aber de facto existieren nur zwei Eintrittskarten für den Park. Er behauptet, seine Frau hätte wegen ihrer Depressionen ihren Hausarzt aufgesucht, aufgekreuzt ist sie dort aber nie.«

»Was?«

»Alles Lüge. Ich habe

heute mit Dr. Samuels gesprochen. Jan Harwood war nicht bei ihm. Und ihr Chef hat ausgesagt, er hätte keinerlei Anzeichen einer Depression feststellen können. Sie hätte eher so gewirkt, als würde sie auf etwas warten. Irgendwie gespannt.«

»Seltsam.«

»Ihr Arzt sagt, sie hätte

ihn nicht aufgesucht. Ihr Boss meint, mit ihr wäre alles in bester Ordnung gewesen. Nur der Ehemann versucht mir einzureden, sie hätte Selbstmordabsichten gehegt.«

»Du meinst, da stimmt etwas nicht.«

»Jan Harwoods Boss – Bertram heißt er – hat ausgesagt, sie hätte ihren

Mann am Freitag irgendwo hinbegleiten wollen. Bertram hat nachgefragt, aber sie wollte nichts Genaueres sagen.«

»Und wie wollen wir jetzt weiter vorgehen?«

»Bist du noch im Dienst?«

Campion seufzte. »Eigentlich ist es schon eine Doppelschicht. Soll ich eine dreifache draus

machen? Allmählich gewöhne ich mich dran, kein Privatleben mehr zu haben.«

»Mit Presseerklärungen kennst du dich doch aus, oder?«

»Jedenfalls wäre es nicht meine erste.«

»Wir müssen Nägel mit Köpfen machen. Mal ein bisschen auf den Busch klopfen, verstehst du? Mit

ein bisschen Glück schaffen wir es noch in die Elf-Uhr-Nachrichten. Mach es kurz und knapp. Eine junge Frau, die seit heute Morgen vermisst wird und zuletzt in der Nähe des Five-Mountains-Parks gesehen wurde. Foto nicht vergessen, klar. Die Polizei bittet um Ihre Mithilfe bei der Aufklärung, das übliche Blabla – okay?«

»Alles klar.«

Duckworth bedankte sich bei ihr und klappte sein Handy zu. Allmählich fragte er sich, ob Jan Harwood je auch nur in die Nähe des Vergnügungsparks gekommen war. Er fragte sich, was ihr Ehemann mit ihr angestellt haben mochte.

Er hatte keine Ahnung,

was Leanne Kowalski mit der Sache zu tun hatte. Und trotzdem. Zwei Arbeitskolleginnen, die zur selben Zeit spurlos verschwanden – da ging irgendetwas nicht mit rechten Dingen zu. Er beschloss, sich zunächst auf Jan Harwood zu konzentrieren. Vielleicht gelang es ihm ja so, auch Leanne Kowalski zu finden.

16

Ich befand mich eine halbe Stunde von Rochester entfernt, als mein Handy klingelte.

Mom war dran. »Ich hab’s in den Nachrichten gesehen«, sagte sie atemlos.

»Was?«, fragte ich.

»Sie haben Jans Foto gezeigt und die Bürger um Mithilfe bei der Suche gebeten. Das ist doch gut, oder?«

»Ja.« Ich überlegte. »Obwohl der Detective meinte, dass er erst morgen entscheiden will. Wieso ist er schon jetzt an die Öffentlichkeit gegangen? Was haben sie

noch gesagt?«

»Nicht viel«, erwiderte meine Mutter. »Sie haben eine Personenbeschreibung von ihr durchgegeben – Name, Alter, Größe …«

»Augenfarbe!«, rief mein Vater aus dem Hintergrund.

»Genau. Und was sie anhatte, als sie verschwunden ist.« Sie

hielt einen Moment inne. »Ich verstehe bloß nicht, warum sie den Mann nicht erwähnt haben, der Ethan entführen wollte. Das ist doch wichtig, oder etwa nicht?«

»Und ich verstehe nicht, wieso Detective Duckworth mir nicht Bescheid gegeben hat«, sagte ich. »Warum hat er mich nicht informiert?«

Ich fragte mich, wie lange es dauern würde, bis jemand vom *Standard* anrief, um nachzuhaken, ob es tatsächlich stimmte, dass die Frau eines Kollegen spurlos verschwunden war. Selbst wenn es die Nachricht nicht mehr in die morgige Ausgabe schaffte, würde sie garantiert auf der Website erscheinen.

Aber ich hatte keine Zeit, mir jetzt auch noch darüber den Kopf zu zerbrechen.

»Bist du schon da?«, fragte Mom.

»Sag ihm, er soll den Kaffee nicht vergessen!«, rief Dad.

»Fast«, erwiderte ich. »Eigentlich wollte ich mir ein Hotelzimmer nehmen und erst morgen bei Jans

Eltern vorbeisehen, aber das werde ich wohl noch heute machen. Ich würde sowieso kein Auge zubekommen. Ich muss irgendwas tun, sonst werde ich noch verrückt.«

Am anderen Ende herrschte plötzlich Schweigen.

»Mom?«

»Oh, tut mir leid. Ich habe bloß genickt.« Sie

gab ein erschöpftes Lachen von sich. »Ich habe einen Moment lang gedacht, du könntest mich sehen.«

»Wie geht's Ethan?«

»Er schläft auf der Couch. Wir wollten ihn nicht wecken. Dein Vater und ich gehen jetzt auch ins Bett. Aber ruf sofort an, wenn du etwas herauskriegst, okay?«

»Ja, Mom. Gute Nacht.«

Bevor ich das Handy in meine Jacke zurücksteckte, überlegte ich, ob ich Detective Duckworth anrufen sollte; schließlich war er mir eine Erklärung schuldig. Aber ich war fast da und musste mich auf meine bevorstehende Begegnung mit Jans Eltern konzentrieren.

Ich konnte mir Schöneres vorstellen, nicht zuletzt nach allem, was Jan mir über sie erzählt hatte. Aber ich war nicht hergekommen, um ihre Erziehungsmethoden zu kritisieren oder ihnen Vorwürfe zu machen.

Ich wollte lediglich wissen, ob Jan sich bei ihnen gemeldet hatte. So einfach war das. War sie

aufgetaucht? Hatte sie angerufen? Hatten sie irgendeine Idee, wo Jan stecken könnte?

Kurz nach Mitternacht fuhr ich vom Highway ab und auf der Landstraße weiter in nördlicher Richtung. Bald darauf war ich in Pittsford und im Nu in der Lincoln Avenue.

Nur die Straßenlaternen warfen ihren matten

Schein über die Straße. Obwohl Samstagabend war, brannte in keinem einzigen Haus Licht. Möglich, dass hier ausschließlich ältere Menschen wohnten, die früh zu Bett gingen.

Langsam fuhr ich die Straße entlang, ehe ich vor dem Haus der Richlers anhielt. Der Oldsmobile stand in der Einfahrt. Das

Haus war dunkel. Nur über der Eingangstür brannte eine trübe Funzel.

Ich stellte den Motor ab und lauschte einen Moment lang dem leisen Ticken, während er abkühlte.

Ich fragte mich, ob sich Jan im Haus befand.

Möglich, dass sie tatsächlich ihre Eltern aufgesucht hatte, doch bei

der Vorgeschichte war es nur schwer vorstellbar, dass sie die Nacht unter diesem Dach verbrachte.

»Also los«, sagte ich leise.

Ich stieg aus und schloss die Wagentür so behutsam wie möglich, um niemanden aus dem Schlaf zu reißen. Ich überquerte die stille Straße, betrat die Einfahrt und erklomm die

Stufen zur Haustür.

Ich stand im Schein der Glühbirne über der Tür und hielt Ausschau nach einer Klingel. Sie befand sich rechts im Türrahmen. Ich drückte fest mit dem Daumen darauf.

Aber es klingelte nicht; ich hörte kein Schrillen, keine Türglocke. Ich warf einen Blick zum Briefkasten an der Wand.

»Keine Reklame einwerfen!« stand dort. Vielleicht hatten die Richlers auch ihre Klingel abgestellt, um nicht von Zeitungswerbern und Hausierern belästigt zu werden.

Oder die Klingel war einfach kaputt. Zur Sicherheit drückte ich ein zweites Mal. Immer noch war nichts zu hören.

Ich öffnete die Fliegentür und erspähte einen Türklopfer. Ich betätigte ihn fünf Mal hintereinander. Es klang, als würden Gewehrschüsse durch die Nacht hallen, doch drinnen schien niemand aufzuwachen.

Als nichts passierte, wartete ich fünfzehn Sekunden, ehe ich den

Türklopfer abermals betätigte. Ich wollte gerade zum dritten Mal loslegen, als im oberen Stockwerk Licht anging.

Aha.

Ich klopfte noch zweimal, nun aber etwas leiser. Kurz darauf kam Horace Richler die Treppe herunter. Er trug Pyjama und Morgenmantel, und das verbliebene Haar

stand in allen Richtungen von seinem Kopf ab.

Zögernd näherte er sich der Tür. »Wer ist da?«

»Mr Richler?«, rief ich halblaut, damit er mich durch die Tür verstehen konnte. »Ich muss mit Ihnen reden.«

»Wer zum Teufel sind Sie? Wissen Sie überhaupt, wie spät es ist? Ich habe eine Waffe,

verdammt noch mal!«

Wenn er wirklich eine besaß, hatte er sie jedenfalls nicht dabei.

»Mein Name ist David Harwood. Bitte, ich muss mit Ihnen reden! Es ist sehr wichtig!«

Nun kam noch jemand die Treppe herab. Es war Gretchen Richler, ebenfalls im Morgenmantel. Ich hörte ihre gedämpfte

Stimme, als sie ihren Mann fragte, was los sei.

»Es geht um Jan!«, rief ich.

Horace Richler schien einen Moment lang zu zögern, als müsse er sich erst vergewissern, dass er richtig gehört hatte, ehe er an die Tür kam. Ich hörte, wie ein Schlüssel umgedreht und eine Kette ausgehakt wurde. Dann

wurde die Tür einen Spaltbreit geöffnet.

»Was wollen Sie von uns?«, schnauzte Horace Richler. Seine Frau lugte über seine Schulter. Ob sie hinter ihm Schutz suchte oder nur nicht wollte, dass ich sie im Morgenmantel sah, ließ sich nicht genau sagen.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie um diese

Uhrzeit störe«, sagte ich. »Aber es handelt sich um einen Notfall.«

»Wer sind Sie?«, fragte Gretchen Richler mit hoher, kratzender Stimme. Sie klang wie eine alte, zu schnell gespielte Schallplatte.

»Ich heiße David Harwood. Ich bin Jans Ehemann.«

Die beiden starrten mich

wortlos an. Meine Eröffnung schien ihnen die Sprache verschlagen zu haben.

»Es tut mir leid, dass wir uns unter solchen Umständen kennenlernen müssen«, sagte ich. »Ich komme gerade aus Promise Falls. Jan ist spurlos verschwunden, und ich versuche sie zu finden. Nun ja, ich dachte,

dass sie vielleicht hier hergekommen sein könnte.«

Sie starrten mich immer noch an. Doch plötzlich verzerrte sich Horace Richlers steinerne Miene.

»Sie irren sich, Mister«, knurrte er. »Verlassen Sie sofort unser Grundstück.«

»Bitte«, beschwor ich ihn. »Ich weiß, dass Sie schon seit Ewigkeiten

keinen Kontakt mehr zu Ihrer Tochter haben, aber ich mache mir ernste Sorgen, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte. Ich dachte, Sie haben vielleicht eine Idee, wo sie steckt.«

Richler ballte die Fäuste und lief rot an vor Wut.

»Ich habe keine Ahnung, was für ein Spiel Sie hier spielen, Mister, aber eins

schwöre ich bei Gott. Ich mag ein alter Mann sein, aber ich werde Sie persönlich die Lincoln Avenue runterjagen, wenn Sie mich dazu zwingen.«

Trotzdem war ich nicht bereit, so schnell aufzugeben.

»Habe ich mich etwa im Haus geirrt?«, hakte ich nach. »Sind Sie nicht Horace und Gretchen

Richler? Haben Sie keine Tochter namens Jan?«

Gretchen trat hinter ihrem Mann hervor.

»Doch, das sind wir«, sagte sie leise.

»Meine Tochter ist tot«, stieß Horace Richler zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Ich fühlte mich, als hätte er mir einen Schlag in die

Magengrube versetzt. Etwas Schreckliches war passiert. Ich war zu spät gekommen.

»O Gott«, stieß ich hervor. »Wann? Was ist passiert?«

Er sah mich düster an. »Sie ist schon lange tot.«

Ich atmete aus. Im ersten Moment hatte er geklungen, als sei Jan erst vor Stunden etwas

zugestoßen; nun aber klang er so, als sei Jan »tot« für ihn, weil er nichts mehr mit ihr zu tun haben wollte.

»Mag ja sein, dass Sie so empfinden, Mr Richler«, sagte ich. »Aber wenn Sie Ihre Tochter je auch nur eine Sekunde geliebt haben, müssen Sie mir helfen.«

»Sie haben das falsch

verstanden«, fiel mir Gretchen ins Wort. »Sie ist wirklich tot.«

Unwillkürlich formte sich ein Kloß in meiner Kehle. War ich tatsächlich zu spät gekommen? Hatte sich Jan hier, im Haus ihrer Eltern, das Leben genommen? Als finalen Racheakt sozusagen?

»Wovon reden Sie?«, brachte ich hervor.

»Sie war noch ein kleines Mädchen, als sie gestorben ist«, sagte Gretchen. »Sie ist nur sechs Jahre alt geworden. Oh, es war eine furchtbare Geschichte.«

TEIL 3

17

Die Frau öffnete die Augen. Sie blinzelte ein paarmal, um sich an das Dunkel zu gewöhnen.

Sie lag auf einem Bett und blickte an die Decke. Es war heiß und stickig – zwar brummte irgendwo

eine Klimaanlage, die aber nicht richtig zu funktionieren schien. Im Schlaf hatte sie die Decke bis zur Taille hinuntergeschoben.

Sie streckte die Hand aus und berührte ihren Bauch. Ihre Haut war ein wenig feucht, aber kühl. Einen Augenblick lang wunderte sie sich, dass sie nackt war. Sie hatte schon

lange nicht mehr nackt geschlafen. Klar, als Frischverheiratete machte man das noch so, aber nach einer Weile wollte man beim Schlafen doch lieber etwas anhaben.

Durch die verbogenen Jalousien fiel der grelle Schein der Highway-Beleuchtung ins Zimmer. Sie lauschte dem endlosen Verkehrsstrom. Schwer

beladene Trucks, die durch die Nacht donnerten.

Sie versuchte sich zu erinnern, wo genau sie sich befand.

Sie setzte sich auf und stellte die Füße auf den Boden. Der billige Teppichboden kratzte unter ihren Fußsohlen. Die Haare fielen ihr in die Augen, als sie sich vornüberbeugte und den

Kopf in die Hände stützte.

Sie hatte bohrende Kopfschmerzen. Sie warf einen Blick zum Nachttisch hinüber, als stünde dort wundersamerweise ein Glas Wasser nebst Aspirin bereit, doch im Zwielicht konnte sie nur ein paar Scheine und Kleingeld erkennen, eine blonde Perücke und eine Digitaluhr, die in roten

Ziffern 00:12 Uhr anzeigte.

Was bedeutete, dass sie höchstens eine Stunde geschlafen hatte. Sie war gegen halb elf ins Bett gegangen, hatte sich aber noch lange von einer Seite auf die andere gewälzt, immer wieder an die Zimmerdecke gestarrt. Irgendwann war sie eingenickt, aber von Erholung konnte keine

Rede sein.

Sie erhob sich langsam, ging leise zum Fenster und spähte durch die Jalousie. Es gab nicht viel zu sehen. Ein Parkplatz, der zu etwa einem Viertel belegt war. Ein hoch aufragendes Schild mit der Aufschrift »Best Western«, schon von weitem für Reisende sichtbar. In einiger Entfernung weitere

Schilder, unter anderem für eine Mobil-Tankstelle und ein McDonald's.

Die Frau ging zur Tür und überprüfte, ob sie nach wie vor abgeschlossen war.

Dann durchquerte sie leise das Zimmer und öffnete die Tür zum Bad. Sie tastete nach dem Lichtschalter, schloss aber die Tür, bevor sie das Licht

anknipste.

Der grelle Schein stach ihr in die Augen. Sie blinzelte ein paarmal, ehe sie einen Blick in den großen Spiegel über dem Waschbecken warf.

»O nein!«, flüsterte sie. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen. Ihre Haare waren strähnig und ihre Lippen rissig.

Auf der Ablage neben

dem Waschbecken lag ein kleiner, offener Kulturbeutel, daneben eine Zahnbürste, Make-up und eine Haarbürste. Sie zog den Reißverschluss des Täschchens ganz auf und kramte darin herum.

Dann hatte sie gefunden, was sie suchte: ein Fläschchen Aspirin. Sie schraubte den Verschluss ab und ließ zwei Tabletten

in ihre Handfläche fallen. Sie steckte sie sich in den Mund und ließ Wasser in ihre Hand laufen. Schließlich spülte sie mit einem Schluck Wasser nach, ehe sie nach einem Handtuch griff und sich das Kinn abwischte.

Sie warf einen Blick auf den Verband an ihrem linken Handgelenk und zog eine Grimasse. Bestimmt

war der Schnitt noch nicht verheilt, aber in ein paar Tagen würde wohl nichts mehr davon zu sehen sein.

Ihr Magen knurrte, laut genug, dass die Wände ein Echo zurückzuwerfen schienen. Vielleicht rührten die Kopfschmerzen daher. Sie hatte Hunger. Kein Wunder, schließlich hatte sie den ganzen Tag so gut wie nichts gegessen. Zu

viel Stress. Sie hatte befürchtet, nichts bei sich behalten zu können.

Das McDonald's hatte wahrscheinlich rund um die Uhr geöffnet. Für Lastwagenfahrer und alle anderen, die spätnachts einen Happen essen wollten. Sie stellte sich vor, wie angenehm leer es dort jetzt war. Hier im Zimmer gab es nichts außer einer

kleinen Tüte Chips und einen angebissenen Marsriegel. Sie hatten zwar unterwegs ein paar belegte Brötchen an einer Tankstelle gekauft, sie aber kaum angerührt.

Doch obwohl sie einen Bärenhunger hatte, beschloss sie, das Motelzimmer vorerst lieber nicht zu verlassen. Besser, sie hielt sich bedeckt. Eine

Frau, die allein unterwegs war, konnte schnell ungewollte Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Bevor sie die Badezimmertür wieder öffnete, knipste sie das Licht aus. Nun mussten sich ihre Augen erst wieder an das Dunkel gewöhnen; nicht, dass sie noch über irgendetwas stolperte.

Als sie aus dem Fenster sah, erwartete sie halb, den blauen Explorer auf dem Parkplatz zu sehen. Doch die Rostlaube stand mutterseelenallein irgendwo in der Pampa, weit, weit weg. Natürlich würde die Polizei den Wagen irgendwann aufstöbern; was daraus resultieren würde, ließ sich schwer sagen. Inzwischen

hatte Lyall wahrscheinlich die Cops alarmiert. Was für ein Loser, ständig besoffen und mit seinen Kumpels unterwegs, und im Haushalt half er auch nie mit. Oh, und der verdammte Köter. Der Explorer hatte durchdringend nach Hund gestunken. Aber zumindest wurde Lyall nicht gewalttätig, wenn er

getrunken hatte. Manchmal trat zwar so ein Blick in seine Augen, als hätte er es endgültig satt, sich gängeln zu lassen, aber lange hielt sein Zorn nie an. Am Ende zog er immer den Schwanz ein. Er hatte es einfach nicht in sich.

Jemand regte sich auf dem Bett, in dem sie gerade noch selbst

gelegen hatte.

Sie wandte sich vom Fenster ab. Im Grunde blieb ihr nichts anderes übrig, als wieder ins Bett zu gehen. Vielleicht würde sie ja doch schlafen können, wenn das Aspirin zu wirken begann. Sie warf einen Blick auf die Uhr: Es war 00:21 Uhr.

Es gab keine Veranlassung, früh

aufzustehen. Alles war erledigt. Und Frühstück brauchte sie auch niemandem mehr zu machen.

Sie ließ sich vorsichtig auf der Bettkante nieder, hob langsam die Beine, schlüpfte unter die Decke und ließ den Kopf aufs Kissen sinken. Das war das Gute an Motelbetten. Die Matratzen lagen nicht

auf Sprungfedern, sondern auf betonhartem Untergrund, und so konnte man aufstehen oder sich wieder ins Bett legen, ohne seinen Partner im Schlaf zu stören.

Irrtum.

Der Mann auf der anderen Seite des Betts drehte sich zu ihr. »Was ist los, Babe?«

»Shhh«, machte sie.

»Schlaf wieder.«

»Was gibt's denn?«

»Ich habe bloß zwei Aspirin genommen. Gegen meine Kopfschmerzen.«

»Schon besser?«

»Noch nicht.«

Er streckte die Hand aus, ließ sie über ihre Brust gleiten und drehte ihren Nippel zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her.

»Verdammt, Dwayne. Ich habe Kopfschmerzen, und dir fällt nichts Besseres ein, als an meinen Titten herumzufummeln?«

Er zog die Hand zurück. »Du bist bloß gestresst. Wird ein Weilchen dauern, bis du über die Sache mit Jan hinweg bist.«

»Wieso?«, gab die Frau zurück. »Tot ist tot, oder?«

18

»Also, jetzt wissen Sie's!«, schnauzte mich Horace Richler an. »Und jetzt verschwinden Sie endlich, verdammt!«

»Ich … Ich verstehe das alles nicht«, sagte ich. Die Richlers starrten mich

argwöhnisch an.

»Ihr Problem«, sagte er und wollte mir die Tür vor der Nase zuschlagen.

»Warten Sie!«, stammelte ich. »Bitte! Das ergibt doch alles keinen Sinn.«

»Was soll das?«, gab Richler zurück. »Sie wecken uns mitten in der Nacht und fragen nach unserer toten Tochter.

Finden Sie das witzig, oder was?«

Er wollte die Tür gerade endgültig schließen, als Gretchen sagte: »Horace.«

»Was?«

»Warte.« Die Tür blieb einen Spaltbreit geöffnet. »Wie heißen Sie noch mal?«, fragte Gretchen.

»David Harwood«, sagte ich. »Ich komme aus Promise Falls.«

»Und Ihre Frau heißt Jan?«

»Verdammt noch mal, Gretchen«, unterbrach Richler sie. »Das ist ein Verrückter. Jetzt ermutige ihn nicht auch noch!«

»Ja.« Ich sah Gretchen an. »Jan, kurz für Janice. Jetzt heißt sie Jan Harwood, aber ihr Mädchenname war Jan Richler.«

»Jan Richlers gibt es wie Sand am Meer«, sagte Gretchen. »Sie haben sich bestimmt nur in der Adresse geirrt.«

Ich betete, dass sie mir nicht die Tür vor der Nase zuschlagen würden. »Warum steht dann in ihrer Geburtsurkunde, dass ihre Eltern Horace und Gretchen heißen? Und dass sie in Rochester

geboren wurde?«

In den Mienen der beiden spiegelte sich deutlich, dass sie nicht wussten, was sie glauben sollten.

Verblüffenderweise war es Horace, der schließlich das Wort an mich richtete.

»Wann ist sie geboren?«, fragte er. Er klang trotzig, als stünde bereits fest, dass ich die

Antwort nicht wissen konnte.

»14. August 1975«, erwiderte ich.

Es war, als würde von einer Sekunde auf die andere alle Luft aus ihnen weichen. Horace krümmte sich vornüber, als hätte ihm jemand einen Schlag in die Magengrube versetzt. Er ließ die Tür los und wich einen Schritt

zurück.

Gretchen blickte mich entgeistert an, hielt aber die Stellung.

»Es tut mir leid«, sagte ich. »Ich kann es genauso wenig fassen wie Sie.«

Traurig schüttelte Gretchen den Kopf. »Sie haben ihn ins Herz getroffen.«

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll«,

brachte ich hervor. Meine Knie waren butterweich, und ich spürte, wie ich am ganzen Körper zitterte. »Meine Frau wird seit gestern vermisst. Sie ist spurlos verschwunden, am helllichten Tag. Und ich habe gedacht, sie wäre vielleicht zu ihren Eltern gefahren. Das ist der Grund, warum ich überhaupt hier bin.«

»Wie kommt Ihre Frau an die Geburtsurkunde unserer Tochter?«, fragte Gretchen Richler. »Wie ist das möglich?«

Ich hatte keine Ahnung, aber ich wollte auch nicht an der Haustür weitersprechen. »Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich hereinkomme?«

Gretchen wandte sich zu ihrem Mann um, der

immer noch mit gesenktem Kopf dastand. »Horace?«, sagte sie.

Er antwortete nicht, sondern machte nur eine ebenso wegwerfende wie passive Handbewegung, als wäre er zu keiner Entscheidung mehr fähig.

»Bitte«, sagte sie und öffnete die Tür.

Sie führte mich ins Wohnzimmer. Das Mobiliar

sah aus, als hätten sie es bereits von ihren Eltern geerbt; nur das Sofa schien jünger als zwanzig Jahre alt zu sein. Die wenigen Farbtupfer stammten von diversen, auf Couch und Sesseln verteilten Kissen, die wie Briefmarken auf alten Luftpolsterumschlägen wirkten. Die Wände waren bis unter die Decke mit

billigen Landschaftsgemälden vollgepflastert.

Ich nahm in einem der Sessel Platz. Gretchen ließ sich auf dem Sofa nieder und raffte ihren Morgenmantel zusammen. »Komm, setz dich zu mir, Horace.«

Ich entdeckte ein paar gerahmte Familienfotos; viele davon zeigten die

Richlers mit einem Jungen und einem jungen Mann, bei denen es sich eindeutig um ein und dieselbe Person handelte. Wären die Bilder in chronologischer Reihenfolge arrangiert gewesen, hätte man sehen können, wie er vom Dreijährigen zum jungen Mann Anfang zwanzig herangewachsen war.

Eines der Fotos zeigte ihn – als Erwachsenen – in Uniform.

Gretchen folgte meinem Blick. »Das ist Bradley«, sagte sie.

Ich nickte. Unter normalen Umständen hätte ich etwas geantwortet – gutaussehender Typ, sehr sympathisch, irgendetwas in der Art, außerdem stimmte es auch. Aber ich

war immer noch zu durcheinander, zu geschockt, um Nettigkeiten von mir zu geben.

Zögernd schlurfte Horace Richler durch das Zimmer und nahm neben seiner Frau auf dem Sofa Platz. Gretchen legte eine Hand auf sein Knie.

»Er ist tot«, sagte Horace mit rauer Stimme, als er sah, dass mein Blick

auf dem jungen Mann in Uniform ruhte.

»Afghanistan«, erklärte Gretchen. »Eins von diesen Sprengstoffattentaten.«

»Das tut mir leid«, sagte ich.

»Er und zwei Kanadier«, sagte sie. »Nur ein paar Kilometer von Kabul. Fast zwei Jahre ist es jetzt her.«

Eine halbe Minute oder noch länger war nichts zu hören außer dem kaum wahrnehmbaren Ticken einer Uhr.

»Tja«, brach Gretchen das Schweigen. »Unsere beiden Kinder.«

Ich zögerte einen Moment. »Ich sehe gar keine Fotos von Ihrer Tochter«, sagte ich dann. Wie hatte das Mädchen

ausgesehen? Selbst wenn sie erst sechs Jahre alt gewesen war … falls es sich wider Erwarten doch um meine Jan handelte, war ich sicher, dass ich sie erkennen würde.

»Wir … wir haben keine aufgehängt«, sagte Gretchen.

Ich schwieg, wartete auf eine Erklärung.

»Wir können es nicht

ertragen, daran erinnert zu werden«, sagte sie leise. »Selbst nach all den Jahren.«

Erneut herrschte düstere Stille, bis Horace, der die ganze Zeit über lautlos die Lippen bewegt hatte, mit krächzender Stimme herausplatzte: »Ich habe sie umgebracht.«

Um ein Haar versagte mir die Stimme. »Was?«

Er blickte in seinen Schoß, als würde er sich zutiefst schämen. Gretchen legte die Hand auf seine Schulter. »Horace, hör auf damit.«

»Das ist die Wahrheit«, sagte er. »Wir können die Dinge ruhig beim Namen nennen.«

Gretchen richtete den Blick auf mich. »Es war furchtbar, einfach

furchtbar«, sagte sie. »Aber es war nicht Horaces Schuld.« Sie verzog das Gesicht, kämpfte sichtlich mit den Tränen. »An jenem Tag habe ich meine Tochter und meinen Mann verloren. Danach war er nie wieder derselbe, dreißig Jahre lang nicht. Er ist ein guter Mensch. Sie dürfen nichts Schlechtes

von ihm glauben.«

»Was ist passiert?«, fragte ich.

Gretchen öffnete den Mund, doch Horace schnitt ihr das Wort ab. »Lass mich erzählen«, sagte er, als wolle er eine Beichte ablegen. »Ich habe eine Tochter und einen Sohn verloren. Es macht sowieso keinen Unterschied mehr.«

Er holte tief Luft, um sich zu sammeln.

»Es war am 3. September 1981«, sagte er dann. »Gretchen hatte schon Abendessen gemacht, und Jan und eine ihrer Freundinnen, Constance, spielten vorn im Garten.«

»Eigentlich haben sie mehr gestritten«, unterbrach ihn Gretchen.

»Ich hatte sie durchs Küchenfenster im Blick. Na ja, Sie wissen bestimmt, wie kleine Mädchen manchmal sind.«

»Ich war mit ein paar Freunden zum Kegeln verabredet«, fuhr Horace fort. »Wie auch immer, ich schlang mein Abendbrot hinunter, weil ich spät dran war. Wir hatten uns um sechs treffen wollen, und

als ich auf die Uhr sah, war ich schon zehn Minuten über die Zeit. Ich stopfte mir den letzten Bissen in den Mund, lief zum Wagen und setzte mit quietschenden Reifen rückwärts aus der Einfahrt.«

Ich wartete, während sich ein flaues Gefühl in meiner Magengrube ausbreitete.

»Es war nicht seine Schuld«, sagte Gretchen. »Sie hat Jan … geschubst.«

»Was?«, platzte ich heraus.

»Hätte ich nicht so abrupt zurückgesetzt«, sagte Horace, »wäre nichts passiert. Hör auf, dem anderen Mädchen die Schuld zu geben.«

»Aber genau das ist

passiert«, gab Gretchen zurück. »Die Mädchen haben sich gezankt, und Constance hat Jan in die Einfahrt gestoßen – genau in dem Moment, als Horace aufs Gaspedal trat.«

»O Gott«, sagte ich.

»Ich wusste gleich, dass ich etwas gerammt hatte«, sagte Horace. »Ich bin sofort ausgestiegen,

aber …«

Er hielt inne und ballte die Hände krampfhaft zu Fäusten, als könne er sich so am Weinen hindern. Und tatsächlich funktionierte es, während Gretchen nicht länger an sich halten konnte. Tränen liefen ihr über die Wangen.

Ich schluckte. Meine Kehle war staubtrocken.

»Das andere Mädchen

begann zu schreien«, sagte Gretchen. »Es war ihre Schuld, aber sie war ja noch ganz klein. Kinder können die Folgen ihres Handelns nicht absehen.«

»Sie saß nicht hinter dem Steuer«, sagte Horace. »Sondern ich, daran gibt's nichts zu rütteln. Ich hätte aufpassen müssen. Und das habe ich eben nicht

getan. Ich hatte nur diese beschissene Kegelbahn im Kopf.« Er schüttelte den Kopf. »Aber am schlimmsten war, dass mich niemand zur Rechenschaft gezogen hat. Die Cops meinten, es wäre nicht mein Fehler gewesen, einfach bloß ein grauenhafter Unfall. Ich wünschte, jemand hätte mich dafür bezahlen

lassen, aber letzten Endes hätte es wahrscheinlich auch keinen Unterschied gemacht. Was ich getan hatte, war nicht wiedergutzumachen. Und es gab nichts, wie ich meine Tat hätte sühnen können.«

»Horace hat zweimal versucht, sich das Leben zu nehmen«, erklärte Gretchen tonlos.

Er senkte den Kopf. Als er nicht weitersprach, wusste ich, dass er seiner Geschichte nichts mehr hinzuzufügen hatte.

»Das Leben des Mädchens, das Jan geschubst hatte, war genauso zerstört, aber ich hatte trotzdem kein Mitleid mit ihr. Ihre Familie ist bald darauf weggezogen. Manchmal denke ich, wir

hätten dasselbe tun sollen.«

»Sobald ich ins Auto steige, muss ich unweigerlich daran denken, was ich getan habe«, sagte Horace leise. »All die Jahre, und ich habe immer noch den Aufprall im Ohr.«

Das Wohnzimmer der Richlers war der traurigste Ort, an dem ich je

gewesen war.

Mir schwirrte der Kopf. Die erschütternde Geschichte der Richlers war mir schwer an die Nieren gegangen. Doch die Konsequenzen, die sich daraus ergaben, brachten mich schier um den Verstand.

Er hatte von seiner Tochter Jan gesprochen. Der Jan auf der

Geburtsurkunde meiner Frau.

Doch seine Tochter war seit Jahrzehnten tot. Wohingegen meine Jan vor vierundzwanzig Stunden noch am Leben gewesen war.

Meine Frau trug den Namen von Horace und Gretchen Richlers verstorbener Tochter. Sie besaß ihre

Geburtsurkunde.

Trotzdem war sonnenklar, dass es sich nicht um dieselbe Person handelte.

Ich war völlig durcheinander, so ratlos, dass mir nicht einmal mehr weitere Fragen einfielen.

»Mr Harwood?«, fragte Gretchen. »Alles okay mit Ihnen?«

»Tut mir leid, ich …«

»Sie sind so blass. Sie sehen völlig übernächtigt aus.«

»Ich … Ich verstehe das alles nicht.«

»Tja.« Horace räusperte sich. »Wir verstehen genauso wenig, was Sie von uns wollen.«

Ich versuchte mich zu konzentrieren. »Bitte zeigen Sie mir ein Bild von Ihrer Tochter.«

Gretchen warf ihrem Mann einen Blick zu, doch er schien keine Einwände zu haben. Sie stand auf, trat an einen alten Sekretär mit Holzrollladen, öffnete ihn und zog eine Schublade auf.

Anscheinend sah sie sich das Foto öfter an, da sie es innerhalb von Sekunden in Händen hielt. Ich verstand, warum

Horace kein Foto von seiner Tochter an der Wand hängen haben wollte. Wer will sich schon tagaus, tagein ein Bild von jemandem ansehen, dessen Tod er verschuldet hat?

Es handelte sich um ein Schwarzweißporträt, etwa 8 × 12 Zentimeter groß. Leicht verblichen, und eine der Ecken hatte einen

Knick.

Sie reichte mir das Foto. »Das Bild ist etwa zwei Monate vorher gemacht worden. Bevor sie …«

Jan Richler war ein hübsches Kind gewesen. Ein engelhaftes Gesicht blickte mich an. Grübchen, strahlende Augen, lockiges blondes Haar.

Ich betrachtete das Foto eingehend, auf der Suche

nach Ähnlichkeiten mit meiner Frau. Vielleicht irgendetwas in ihren Augen oder an der Art, wie sie den Mundwinkel hochzog. Oder der Schwung ihrer Nase.

Ich versuchte mir das Bild auf einem Tisch inmitten von anderen Kinderfotos vorzustellen, malte mir aus, wie ich das Foto in die Hand nahm und

urplötzlich sagte: ›Das ist sie. Das ist das Mädchen, das ich geheiratet habe.‹

Aber da war nichts.

Ich reichte Gretchen Richler das Bild zurück. »Danke«, sagte ich leise.

»Und?«, fragte sie.

»Es klingt bestimmt lächerlich«, sagte ich, »aber es ist tatsächlich nicht meine Frau.«

Horace gab eine Art

Schnauben von sich.

»Darf ich Ihnen ein Foto zeigen?«, fragte ich, griff in meine Tasche und kramte eins von den Bildern heraus, die ich per E-Mail auch an Detective Duckworth geschickt hatte.

Horace nahm es entgegen, warf einen kurzen Blick darauf und gab es an Gretchen weiter.

Sie nahm das Foto –

einer der Schnappschüsse aus Chicago, auf dem sie zusammen mit Ethan zu sehen war – aufmerksam in Augenschein, so wie es einer Frau gebührte, die den Namen ihrer Tochter trug. Sie hielt es erst auf Armlänge und betrachtete es dann mit zusammengekniffenen Augen aus der Nähe, ehe sie es auf den

Wohnzimmertisch legte.

»Fällt Ihnen irgendetwas auf?«, fragte ich.

»Ich … Ich habe nur gedacht, wie schön Ihre Frau ist«, sagte sie in fast verträumtem Tonfall. »Vielleicht wäre unsere Jan als Erwachsene ja genauso schön geworden.« Sie griff nach dem Bild, um es mir zurückzugeben, hielt aber

in der Bewegung inne. »Wenn diese Frau den Namen unserer Tochter benutzt, stammt sie vielleicht hier aus der Gegend. Soll ich mich bei Ihnen melden, falls ich sie irgendwo sehe?«

Ich hatte noch mehr ausgedruckte Bilder dabei. Und vielleicht tauchte Jan ja tatsächlich hier auf, auch wenn ich mir nicht

vorstellen konnte, warum. »Das wäre nett«, sagte ich. »Behalten Sie das Foto.«

Sie nahm das Bild und legte es zusammen mit dem Foto ihrer Tochter in den Sekretär, ehe sie sich wieder zu uns setzte.

Horace räusperte sich. »Und diese Frau behauptet, wir wären ihre Eltern?«

»Sie hat Sie nie namentlich erwähnt«, antwortete ich. »Ich bin erst über ihre Geburtsurkunde auf Sie gestoßen.«

Gretchen wandte sich langsam zu mir. »Aber fanden Sie das nicht seltsam? Dass sie Ihnen nie ihre Eltern vorgestellt hat?«

»Sie hat immer gesagt,

sie hätte den Kontakt zu ihnen abgebrochen. Deshalb bin ich ja hergekommen. Weil ich dachte, sie wolle sich vielleicht wieder mit ihren Eltern versöhnen. Oder mit ihnen abrechnen, was auch immer. Nun ja, in den letzten Wochen war sie sehr niedergeschlagen. Depressiv. Ich habe mich gefragt, ob sie vielleicht …

na ja, die Geister ihrer Vergangenheit konfrontieren wollte.«

»Würden Sie mich eine Minute entschuldigen?«, fragte Gretchen. Ihre Stimme bebte.

Wir schwiegen, während sie das Zimmer verließ. Nachdem sie die Treppe hinaufgegangen und eine Tür hinter sich geschlossen hatte, sagte

Horace: »Man glaubt, man ist über etwas hinweg, und dann werden die alten Wunden aus heiterem Himmel doch wieder aufgerissen.«

»Es tut mir leid«, sagte ich.

»Hmm«, brummte Horace.

Ich nickte bedauernd und wollte aufstehen. Erst jetzt merkte ich, dass

meine Beine zitterten.

»In Ihrem Zustand wollen Sie sich ja wohl nicht wieder hinters Steuer setzen«, sagte Horace.

»Ach was«, sagte ich. »Ich trinke irgendwo unterwegs einen Kaffee.«

»So wie Sie aussehen, hilft wahrscheinlich auch der stärkste Kaffee nichts mehr«, sagte er. Zum ersten Mal klang er ein

wenig freundlicher.

»Ich muss zurück«, sagte ich. »Mein Sohn wartet auf mich. Im Notfall fahre ich auf einen Rastplatz und schlafe ein, zwei Stunden im Auto.«

Wir hörten, wie Gretchen wieder die Treppe herunterkam. »Wie alt ist Ihr Junge denn?«, rief sie. »Dem Foto nach würde ich ihn auf drei

schätzen.«

Augenblicke später stand sie in der Wohnzimmertür. Mittlerweile schien sie die Fassung wiedererlangt zu haben.

»Inzwischen ist er vier«, sagte ich. »Er heißt Ethan.«

»Wie lange sind Sie schon verheiratet?«

»Seit fünf Jahren.«

»Glauben Sie, Sie tun Ihrem Sohn einen Gefallen, wenn Sie unterwegs in den Graben fahren?«

Sie hatte recht. »Ich suche mir ein Hotel«, sagte ich.

Gretchen wies auf das Sofa. »Sie können auch hier übernachten. Betrachten Sie sich als unseren Gast.«

Die Couch mit den Kissen sah plötzlich überaus verlockend aus.

»Ich will Ihnen keine Umstände machen«, sagte ich.

»Tun Sie nicht.«

Ich nickte. »Ich werde Ihnen nicht lange auf die Nerven fallen. Bei Sonnenaufgang fahre ich wieder los.«

Horace musterte mich

stirnrunzelnd, während er angestrengt zu überlegen schien. »Darf ich Ihnen mal eine Frage stellen?«, sagte er schließlich. »Wenn Ihre Frau sich ›Jan Richler‹ nennt, es aber nicht ist … Wer, zum Teufel, ist sie dann sonst?«

Dieselbe Frage lauerte schon die ganze Zeit in meinem Hinterkopf. Ich

hatte sie nur immer wieder verdrängt.

Aber Horace war noch nicht fertig. »Wie konnte sie das unserer Kleinen nur antun? Warum hat sie ihr den Namen gestohlen? Reicht es nicht, was mit ihr passiert ist?«

19

Am Sonntagmorgen klingelte der Wecker bei den Duckworths um 6:30 Uhr.

Der Detective rührte sich nicht. Er hörte nicht, wie der Nachrichtensprecher sagte, es würde ein

bewölkter Tag werden, nicht wärmer als 22 Grad, und dass für Montag Regen erwartet wurde.

Maureen Duckworth aber hörte jedes einzelne Wort, da sie bereits wach war. Tatsächlich hatte sie schon seit gut zwei Stunden kein Auge mehr zugetan. Gegen vier war sie aus einem Alptraum aufgeschreckt. Wieder

einmal hatte sie von Trevor geträumt, ihrem neunzehnjährigen Sohn, der mit seiner Freundin Trish unterwegs in Europa war und – typisch für ihn, dass er nie an seine Mutter dachte – bereits seit zwei Tagen weder angerufen noch eine E-Mail geschickt hatte. In ihrem Traum hatte Trevor beschlossen, mit einem

Bungeeseil vom Eiffelturm zu springen, war aber auf dem Weg nach unten aus unerfindlichen Gründen von fliegenden Affen angegriffen worden.

Sie wusste, dass einem jungen Mann in der Ferne so manches zustoßen konnte, musste aber zugeben, dass ein derartiges Szenario äußerst unwahrscheinlich

war. Sie sagte sich wieder und wieder, dass der Alptraum keinerlei Bedeutung hatte, dass es sich nicht um ein Omen handelte, sondern nur um eine hirnrissige Phantasie. Und normalerweise hätte sie die Augen geschlossen und weitergeschlafen, wäre da nicht das lautstarke Schnarchen ihres Manns gewesen. Er

schnarchte, dass die Wände wackelten.

Sie verpasste Barry einen Schubs, so dass er auf die Seite rollte, wodurch es jedoch keinen Deut besser wurde. Es war, als würde sie neben einer Kettensäge schlafen.

Sie griff nach den Ohrstöpseln, die für den Notfall auf dem Nachttisch lagen, aber sie waren

ungefähr so wirksam, wie in Unterhosen in einem Schneesturm herumzulaufen.

Und nun schnarchte Barry immer noch, obwohl der Wecker um Punkt halb sieben losgegangen war. Unlängst hatte sie Barry dazu überredet, es mit Nasenstreifen zu versuchen, die offenbar die Atemwege öffneten. Er

hatte eingewilligt, doch gebracht hatte es gar nichts. Daraufhin hatte sie ihm eine Packung Anti-Schnarch-Pillen gekauft, deren Wirkung ebenfalls gegen null tendierte.

Sie meinte zu wissen, wo das Problem lag. Barry musste einfach ein wenig abnehmen. Deshalb achtete sie auf seine Ernährung, stellte zum

Frühstück Obst und Müsli auf den Tisch, packte ihm reichlich Karotten in seine Lunchbox und vermied es, ihn beim Abendessen mit Fett und Kohlehydraten zu mästen.

Sie stand auf und sammelte die Wäsche vom Vortag ein, die in die Maschine musste; Barrys Hemd und seine Hose, die er achtlos auf den

Schlafzimmerstuhl geworfen hatte, als er spät nach Hause gekommen war. Jede Menge Überstunden wegen dieser Frau, die spurlos verschwunden war.

Sie nahm die Hose näher in Augenschein. Was waren das für Flecken? Eiscreme? Und Kuchenreste?

»Barry«, sagte sie. Er

rührte sich nicht. »Barry«, wiederholte sie, diesmal ein bisschen lauter, um über das Schnarchen zu ihm durchzudringen.

Sie ging um das Bett herum und rüttelte an seiner Schulter.

Er schnaubte, öffnete die Augen und blinzelte verwirrt, ehe er einen Blick auf das Radio warf.

»Okay, okay«, sagte er.

»Ich hab’s nicht gehört.«

»Ich schon«, erwiderte Maureen. »Musst du heute wirklich zur Arbeit?«

Er sah zu ihr auf. »Ja. Ich hoffe, unsere Presseerklärung hat etwas gebracht.«

»Kannst du mir mal verraten, was das hier ist?« Sie hielt ihm die fleckige Hose unter die Nase.

Er runzelte die Stirn. »Verdeckte Ermittlungen. Ich musste mir einen runterholen lassen, um an die nötigen Informationen zu kommen.«

»Das hättest du wohl gern. Das ist doch Eiscreme, oder?«

»Vielleicht«, gab er zurück.

»Wo hast du denn Eiscreme gegessen?«

»Na ja, ich musste. Wegen der verschwundenen Frau. Ich habe mit ihrem Boss gesprochen. Bertram's Heating & Cooling – du hast bestimmt schon mal den Transporter gesehen.«

»Ja.«

»Seine Frau hat mir den Kuchen aufgedrängt.«

»Mit Eiscreme.«

»Genau.«

»Was war es denn für ein Kuchen?«

»Apfelkuchen.«

Maureen Duckworth nickte, als ging ihr plötzlich ein Licht auf. »Das hättest du bestimmt auch gern zum Frühstück«, sagte sie.

»Was gibt's überhaupt?«

»Obst«, sagte sie. »Und Ballaststoffe.«

»Hast du nicht mitbekommen, dass wir

eine neue Regierung haben? Die Folter ist abgeschafft.«

Im selben Augenblick klingelte das Telefon.

»Ich geh schon ran«, sagte Maureen und nahm den Hörer ab. »Hallo … Oh, hi … Nein, kein Problem, ich war sowieso schon wach … Ja, er ist hier … Ich versuche ihn nur gerade zum Aufstehen

zu bewegen.«

Sie hielt ihm das Telefon hin. Barry nahm den Hörer entgegen.

»Duckworth«, sagte er.

»Hi, Detective. Haben Sie was zu schreiben?«

Notizblock und Kugelschreiber lagen stets griffbereit auf dem Nachttisch. Barry notierte sich einen Namen und eine Nummer, ehe er sich

bedankte und wieder auflegte.

Maureen musterte ihn neugierig.

»Wir haben etwas«, sagte er.

***

Barry Duckworth ging erst einmal unter die Dusche und zog sich an, bevor er mit einer Tasse Kaffee in

der Hand das Telefon in der Küche zu sich heranzog und die Nummer wählte.

Es klingelte zweimal, dann wurde abgehoben. »Ted's«, sagte eine Männerstimme.

»Spreche ich mit Ted Brehl?«, fragte Duckworth.

»Ja.«

»Habe ich Ihren Namen richtig ausgesprochen?«

»Absolut. Wie die Blindenschrift.«

»Detective Barry Duckworth, Promise Falls Police Department. Sie haben vor einer halben Stunde bei uns angerufen?«

»Ja. Ich habe gestern Abend Ihren Aufruf in den Nachrichten gesehen. Jedenfalls bin ich jetzt hier in meinem Laden, und …«

»Wo ist denn Ihr Laden?«

»An der 87, ganz in der Nähe vom Lake George.«

»Ah ja«, gab Duckworth zurück. »Hübsche Gegend.«

Maureen stellte ein mit Bananenscheibchen und Erdbeeren garniertes Schälchen Müsli vor ihn hin.

»Also, ich habe wegen

der vermissten Frau angerufen. Ich habe sie nämlich gesehen.«

»Jan Harwood.«

»Ja. Sie war in meinem Laden.«

»Wann?«

»Am Freitag. So gegen fünf muss es gewesen sein.«

»Am späten Nachmittag?«

»Genau. Sie hat eine

Flasche Wasser und eine Dose Eistee gekauft.«

»War sie allein?«

»Bei mir im Laden schon. Aber draußen wartete jemand im Wagen auf sie. Offensichtlich ihr Mann.« Seine kurze Beschreibung des Autos passte haargenau auf David Harwoods Wagen.

»Die beiden haben also nur hier gehalten, um ein

paar Getränke zu kaufen?«

»Nein. Sie haben noch eine ganze Weile draußen im Wagen gesessen und geredet. Ich habe ein paarmal durchs Fenster gesehen. So gegen halb sechs sind sie dann weggefahren.«

»Und Sie sind sich sicher, dass es Jan Harwood war?«

Brehl zögerte keine Sekunde. »Allerdings. Eigentlich kann ich mir Gesichter nicht besonders gut merken, aber wir haben ein paar Worte gewechselt. Außerdem war sie ziemlich attraktiv, der Typ Frau, der einem gleich auffällt.«

»Worüber hat sie denn gesprochen?«

»Hmm … Sie meinte, sie

wäre noch nie hier oben gewesen, jedenfalls könne sie sich nicht daran erinnern. Ich habe gefragt, wohin sie unterwegs wären, und sie sagte, sie wüsste es nicht genau.«

»Wie? Und haben Sie nachgehakt?«

»Sie meinte, ihr Mann würde mit ihr einen Ausflug in die Wälder machen. Es wäre wohl eine

Uberraschung oder so, weil er ihr gesagt hatte, sie solle niemandem etwas davon erzählen.«

Duckworth dachte nach.

»Was hat sie sonst noch gesagt?«

»Das war's schon, glaube ich.«

»In was für einer Stimmung war sie?«

»Stimmung?«

»War sie gut gelaunt?

Depressiv? Angstlich?«

»Ganz normal, würde ich sagen.«

»Okay«, meinte Duckworth. »Danke, dass Sie angerufen haben. Gut möglich, dass ich mich noch einmal bei Ihnen melde.«

»Keine Ursache. Ich wollte bloß helfen.«

Duckworth legte auf und warf einen Blick auf sein

Müsli. »Kann ich ein bisschen Zucker oder Schlagsahne haben?«

Maureen setzte sich ihm gegenüber. »Zwei Tage schon«, sagte sie leise. Barry war sofort klar, dass sie von ihrem Sohn sprach. Er griff nach ihrer Hand und hielt sie fest.

20

Am frühen Morgen wachte ich auf der Couch der Richlers auf. Die beiden waren Frühaufsteher und bereits auf den Beinen. Es war kurz nach sechs. Vom Sofa aus sah ich Horace in der Küche. In

Morgenmantel und Pantoffeln stand er an der Spüle, ließ Wasser in ein Glas laufen und spülte ein paar Tabletten herunter, ehe er zur Treppe schlurfte.

Als er verschwunden war, schlug ich die Decke zurück – von Gretchen selbst gehäkelt, wie sie mir verraten hatte. Sie war so groß, als hätte sie

zweihundert Jahre daran gearbeitet. Ich hatte zwar in aller Eile eine kleine Reisetasche gepackt, es aber vorgezogen, in meinen Klamotten zu schlafen. Nur meine Jacke und meine Schuhe hatte ich ausgezogen, bevor ich meinen Kopf auf das weiche Daunenkissen gebettet hatte. Gretchen hatte es mir extra noch

heruntergebracht.

»Es tut mir leid, dass wir Ihnen nur die Couch anbieten können«, hatte sie gesagt. »Aber im Zimmer unseres Sohns können Sie nicht schlafen. Wir haben dort nichts verändert, seit er gefallen ist. Und das Gästezimmer ist bis unter die Decke vollgeräumt mit Kartons und Gerümpel. Wir haben

so gut wie nie Besuch.« Sie hatte einen Moment überlegt. »Eigentlich überhaupt nie. Ehrlich gesagt, sind Sie unser erster Gast seit dem Tod unserer Tochter.«

Ich sehnte mich nach einer heißen Dusche, aber ich wollte nicht den Eindruck erwecken, als hätte ich mich bereits häuslich eingerichtet. Ich

nahm meine Reisetasche und ging nach oben ins Gästebad, wo ich mir die Zähne putzte, mich rasierte und mein Haar mit ein wenig Wasser wieder halbwegs in Form brachte. Als ich aus dem Badezimmer kam, stieg mir Kaffeeduft in die Nase.

Gretchen stand, bereits angezogen, in der Küche. »Guten Morgen«, sagte

sie.

»Guten Morgen.«

»Haben Sie gut geschlafen?«

»Erstaunlich gut sogar«, antwortete ich. Obwohl ich völlig fertig und außer mir vor Sorge gewesen war, hatte mein Körper schlicht nicht mehr mitgespielt; von einer Sekunde auf die andere war ich weg gewesen. »Und Sie?«

Sie lächelte, als wolle sie meine Gefühle nicht verletzen. »Nicht so gut. Es war ziemlich aufwühlend, was Sie uns erzählt haben. All diese Erinnerungen, die wieder hochgekommen sind … der Verlust hat uns beide damals mitten ins Herz getroffen, aber Horace hat das Trauma nie überwunden, verstehen

Sie?«

»Das tut mir leid«, sagte ich. »Aber ich wusste ja nichts davon.«

»Es war nicht nur für uns ein Schock«, sagte sie. »Jans ehemalige Lehrerin, Miss Stephens, war so außer sich, dass sie sich eine Woche lang krankschreiben lassen musste. Die anderen Kinder waren am Boden

zerstört. Und das kleine Mädchen, das Jan gestoßen hatte … Wäre es heute geschehen, würde man sie wahrscheinlich zu einem Therapeuten schicken. Wer weiß, vielleicht haben ihre Eltern das ja sogar getan. Wie auch immer, der Schuldirektor hat die anderen Kinder eine kleine Gedenktafel für Jan

anfertigen lassen, aber ich habe es einfach nicht über mich gebracht, sie mir anzusehen, und Horace könnte es heute noch nicht. Er wollte kein Aufhebens um Jans Tod. Der halbe Ort war wie versteinert.«

»Und dann tauche auch noch ich auf«, sagte ich.

»Allerdings«, sagte sie. »Kaffee?«

»Gern.«

»Aber mit Ihnen ist es anders«, fuhr Gretchen fort.

Sie schenkte mir eine Tasse Kaffee ein, während ich darauf wartete, dass sie weitersprach.

»Sie kannten unsere Jan nicht. Sie haben sie nie kennengelernt. Sie kannten weder Horace noch mich. Und trotzdem

sind Sie hier, weil Sie irgendetwas mit unserer Vergangenheit verbindet.«

Ich gab ein wenig Milch in den Kaffee, sah zu, wie sich die beiden Flüssigkeiten miteinander vermischten, und nickte. »Wenn ich nur wüsste, was«, sagte ich.

Gretchen stützte sich mit den Händen auf die Arbeitsplatte, als hätte sie

etwas besonders Wichtiges zu verkünden. »Was ist Ihrer Meinung nach wirklich mit Ihrer Frau passiert, Mr Harwood?«

»Ich weiß es nicht«, gab ich zurück. »Ich habe Angst, dass sie sich etwas angetan haben könnte.«

Gretchen sah mich stirnrunzelnd an, doch dann fiel der Groschen. »Aber wenn … wenn sie

doch noch lebt …« Sie rang nach Worten.

»Ja?«

»Und Sie sie finden … Wollen Sie dann alles unter den Teppich kehren?«

»Was meinen Sie?«

»Ihre Frau heißt nicht Jan Richler. Ist Ihnen das nicht klar?«

Ich sah zu Boden.

»Anscheinend ist sie doch nicht die Frau, für die

sie sich ausgibt. Wie wollen Sie damit umgehen?«

Ich zögerte. »Vielleicht handelt es sich nur um eine Verwechslung«, sagte ich dann, »und es gibt eine völlig harmlose Erklärung für alles.«

Gretchen musterte mich ungerührt. »Was für eine?«

»Ich weiß es nicht.«

»Warum hat sie die Identität einer anderen Person angenommen? Für so etwas gibt es doch einen Grund.«

»Ich weiß es einfach nicht.«

»Und warum, um Himmels willen, hat sie die Identität meiner Tochter angenommen?«

Ich bekam kein Wort mehr heraus.

»Horace hatte recht«, sagte sie. »Wie kann jemand unserer Kleinen im Nachhinein so etwas antun? Ihrem Namen, ihrem Andenken? Wie kann sich ein Mensch so an einer Toten vergreifen?«

»Jan …« Der Name meiner Frau blieb mir im Hals stecken. »Sie kann das bestimmt erklären.

Wenn sie tatsächlich dazu gezwungen war, einen anderen Namen anzunehmen, hat sie es bestimmt nicht getan, um Sie vorsätzlich zu verletzen.«

Was zum Teufel redete ich da eigentlich? Ich wusste selbst nicht mehr, was ich glauben sollte.

»Mal angenommen«, sagte ich zögernd, »dass

sie ihre Identität wechseln musste, aus welchem Grund auch immer. Dass sie dabei den Namen Ihrer Tochter angenommen hat, könnte auch bloßer Zufall sein.«

Gretchen musterte mich skeptisch. Ich blickte auf meinen unberührten Kaffee.

»Horace hat die ganze Nacht kein Auge zugetan«,

sagte sie. »Er war nicht nur zutiefst aufgewühlt. Er war wütend. Wütend darüber, dass uns jemand so etwas antut. Wütend auf Ihre Frau. Obwohl er sie gar nicht kennt.«

»Ich hoffe, Sie werden eines Tages mit ihr reden können«, sagte ich.

Ehe ich mich verabschiedete, schrieb ich ihr meine Telefonnummern

und meine Adresse auf, nur für den Fall, dass Jan wider Erwarten doch noch bei den Richlers auftauchte.

»Bitte melden Sie sich, wenn Sie irgendetwas in Erfahrung bringen«, sagte ich.

Gretchen lächelte mich an, als wüsste sie, dass sie mir ohnehin nichts mitzuteilen haben würde.

***

Auf dem Rückweg klingelte mein Handy. Mom war dran.

»Wo steckst du denn?«, platzte sie heraus. »Wir sind außer uns vor Sorge. Warum hast du nicht angerufen?«

»In ein paar Stunden bin ich zurück«, sagte ich.

»Hast du Jan

gefunden?«

»Nein.«

»Was ist mit den Richlers? Hast du mit ihnen gesprochen?«

»Ja«, sagte ich.

»Hat sich Jan bei ihnen gemeldet?«

»Nein«, sagte ich. Mir widerstrebte es, ihr mehr zu erzählen. Fast hatte ich Angst, nach Ethan zu fragen, der bestimmt

schon wieder seine wilden fünf Minuten gehabt hatte, tat es aber trotzdem.

»Oh, ihm geht's bestens. Heute Morgen haben wir gedacht, es gäbe ein Erdbeben, aber das war bloß er auf der Treppe. Dein Vater ist gerade unten im Keller mit ihm und …«

»Um ihn einzusperren?«

Mom lachte. »Quatsch.

Sie reden über die Modelleisenbahn, die er ihm bauen will.«

»Okay. Ich sehe dann später vorbei und hole Ethan ab.«

»Ich liebe dich«, sagte Mom.

»Ich dich auch.«

Die Interstate ist ein ziemlich guter Ort, um in Ruhe nachzudenken. Und wenn man den Tempomat

einstellt, funktioniert es noch viel besser. Aber ich war alles andere als ruhig. Und all meine Gedanken kreisten um immer dieselben Fragen.

Warum trug meine Frau den Namen eines Kindes, das im Alter von sechs Jahren gestorben war? Und warum besaß sie dessen Geburtsurkunde?

Das war kein verrückter

Zufall. Hier ging es nicht um zwei Menschen, die zufällig denselben Namen trugen. Jans Geburtsurkunde hatte mich geradewegs zu den Richlers geführt.

Ich dachte darüber nach, was ich zu Gretchen gesagt hatte. Dass Jan vielleicht dazu gezwungen gewesen war, ihre Identität zu wechseln.

Ich versuchte mir einen Reim auf das Ganze zu machen. Jan Richler, die Jan Richler, die ich geheiratet hatte und mit der ich seit sechs Jahren zusammen war, war nicht die echte Jan Richler.

Es war kein großes Geheimnis, dass man sich mit dem Namen einer Person, die jung gestorben war, eine neue Identität

aufbauen konnte. Ich arbeitete lange genug als Journalist, um zu wissen, wie so etwas funktionierte. Man beantragte einfach eine Kopie der Geburtsurkunde der betreffenden Person; in den meisten Fällen wurden Geburts- und Sterbeurkunden in verschiedenen Abteilungen der Standesämter

aufbewahrt. Und hatte man sich erst einmal die Geburtsurkunde verschafft, konnte man sich darüber auch eine Sozialversicherungsnumme einen Bibliotheksausweis oder einen Führerschein besorgen.

Es war keineswegs unmöglich, sich eine andere Identität zuzulegen. Meine Frau war zu Jan

Richler und schließlich zu Jan Harwood geworden.

Davor jedoch hatte sie einen anderen Namen getragen.

Und was war der wahrscheinlichste Grund für jemanden, sein altes Leben ad acta zu legen und ein neues zu beginnen?

Im selben Augenblick schoss mir siedend heiß

ein Wort durch den Kopf: *Zeugenschutzprogramm.*

»Großer Gott«, stieß ich hervor.

Vielleicht war es das. Vielleicht hatte Jan in einem Prozess gegen eine kriminelle Vereinigung ausgesagt. Aber gegen wen? Gegen die Mafia? Irgendeine Rocker-Bande? Wenn, dann musste es sich um eine Organisation

handeln, die über die Mittel verfügte, jemanden aufzuspüren und sich an ihm zu rächen.

Und in dem Fall hätten Staatsanwaltschaft und Polizei ihr garantiert eine neue Identität verschafft.

Und damit hätte sie ein Geheimnis gehabt, das man unter Umständen auch seinem Ehepartner vorenthielt. Vielleicht hatte

sie sich gesorgt, mich – und erst recht Ethan – mit der Wahrheit Risiken auszusetzen, deren Tragweite nicht abzusehen war.

Kein Wunder, dass sie ihre Geburtsurkunde versteckt hatte. Wäre sie aufgeflogen, hätte sie uns als Familie möglicherweise in tödliche Gefahr gebracht.

Aber wenn sie tatsächlich eine neue Identität im Rahmen eines Zeugenschutzprogramms erhalten hatte – inwiefern stand ihr Verschwinden damit in Verbindung?

Hatte irgendjemand herausgefunden, wer sie wirklich war? Glaubte sie, dass ihr jemand auf der Spur war? War sie geflüchtet, um ihr Leben

zu retten?

Aber wenn es so gewesen war, warum hatte sie sich mir nicht anvertraut?

Warum hatte sie mir kein Sterbenswörtchen davon erzählt?

Und handelte ich richtig, wenn Jan sich tatsächlich in Lebensgefahr befand? Oder lockte ich letzten Endes nur finstere

Gestalten auf ihre Spur, die mit ihr abrechnen wollten?

Immer vorausgesetzt, dass meine Theorien über ein Zeugenschutzprogramm nicht kompletter Unsinn waren.

Ich musste mit Barry Duckworth reden. Er hatte garantiert die richtigen Verbindungen, um

herauszufinden, ob Jan unter anderem Namen in einem großen Prozess als Zeugin ausgesagt hatte. Vielleicht …

Mein Handy klingelte.

»Ja?«

»Dave?«

»Am Apparat.«

»Gütiger Himmel, Dave, du bist Tagesthema Nummer eins, ohne deinen Kollegen auch nur ein Wort

davon zu verraten?«

Brian Donnelly, der Kopf unserer Lokalredaktion.

»Brian«, sagte ich.

»Wo bist du?«

»Auf der I-90. Ich war oben in Rochester.«

»Mann, das ist ja entsetzlich«, sagte er.

»Ja«, erwiderte ich. »Jan ist jetzt schon seit …«

»Verdammte Scheiße.

Als die Cops die Nachricht gebracht haben, war bei uns schon Redaktionsschluss. Heißt, dass Radio und TV alles haben, bloß wir stehen mit leeren Händen da, weil du uns das Ganze verschwiegen hast! Madeline ist stocksauer! Warum hast du das getan? Warum hast du uns im Regen stehen lassen?«

»Tut mir leid, Brian«, sagte ich. »Ich habe einfach nicht nachgedacht.«

»Hör zu. Ich stelle dich gleich zu Samantha durch, sie soll die Titelstory machen. Aber kannst du uns trotzdem zusätzlich was aus deiner Perspektive schreiben? So à la ›*Standard*-Reporter in mysteriösen Kriminalfall

verwickelt‹, du verstehst schon, was ich meine. Ich will hier nicht als Arschloch rüberkommen, aber …«

»Mach dir keine Gedanken«, sagte ich.

»Wie auch immer, wir wollen deine Sicht der Dinge, Mann. Die Cops haben sich ziemlich bedeckt gehalten, und … na ja, dir würde es ja auch etwas bringen, ich meine,

vielleicht hilft es ja, sie ausfindig zu machen.«

»Jan«, sagte ich.

»Genau. Also …«

Ich beendete das Gespräch und warf das Handy auf den Beifahrersitz. Sekunden später klingelte es erneut. Ich klappte es auf und lauschte.

»Dave? Samantha hier.«

»Hi, Sam.«

»Ich habe mitgehört, was Brian dir gerade vorgeschlagen hat. Es tut mir leid, wirklich leid. Ich fasse es nicht, dass er so ein Schleimbeutel ist.«

»Hmm.«

»Ist Jan immer noch nicht aufgetaucht?«

»Nein.«

»Kannst du mir irgendwas sagen, was wir drucken können?«

»Bloß, dass ich hoffe, dass wir Jan bald finden.«

»Die Cops sind echt merkwürdig drauf«, sagte sie.

»Was meinst du?«, fragte ich.

»Die lassen so gut wie nichts raus. Duckworth leitet die Ermittlungen. Kennst du den Typ?«

»Sam.«

»Entschuldige, blöde

Frage. Jedenfalls blockt er so ziemlich alle Fragen ab, obwohl wir ja wissen, was im Five Mountains passiert ist.«

»Sam, ich bin gerade unterwegs nach Hause. Sobald ich wieder da bin, rede ich mit Duckworth, vielleicht weiß ich ja dann mehr. Ehrlich, ich dachte, sie bringen ihre Presseerklärung erst

heute. Ich war selber überrascht, als sie schon gestern Abend an die Medien gegangen sind.«

»Okay. Nur unter uns – wie geht's dir eigentlich?«

»Beschissen.«

»Ich lasse dich erst mal in Ruhe, ja? Wir können ja später noch mal telefonieren.«

»Danke, Sam«, sagte ich.

Kurz vor Mittag bog ich in unsere Einfahrt ein.

Ich schloss die Haustür auf und rief nach Jan.

Nichts.

Die letzten zwanzig Meilen hatten sich meine Gedanken nur noch um die Geburtsurkunde gedreht. Ich musste sie mir noch einmal ansehen, mich vergewissern, dass ich mir meinen Fund nicht bloß

eingebildet hatte.

Ehe ich nach oben ging, überprüfte ich den Anrufbeantworter. Fünf Nachrichten, allesamt Anfragen um Interviews. Ich löschte sie nicht; vielleicht brauchte ich die Medien ja noch, um möglichst viele Menschen über Jans Verschwinden zu informieren.

Dann ging ich nach

oben.

Ich öffnete den Wäscheschrank, kramte alles heraus, kroch hinein und löste die Leiste mit einem Schraubenzieher von der Wand.

Aber da war nichts. Der Umschlag, in dem sich Jan Richlers Geburtsurkunde und ein Schlüssel befunden hatten, war verschwunden.

21

Sie hatte geschlafen, als der Mann neben ihr die Bettdecke zurückschlug und über den kratzigen Teppichboden zum Bad tappte. Nachdem sie wieder ins Bett gekommen war, hatte sie noch eine

halbe Ewigkeit an die Zimmerdecke gestarrt und sich gefragt, ob es ihr gelingen würde, überhaupt ein Auge zuzutun. Pausenlos musste sie daran denken, was sie getan hatte.

An die Leiche, die sie begraben hatten.

Aber irgendwann war es dann doch passiert. Ihre Ängste waren der

Müdigkeit gewichen, und schließlich waren ihr die Augen zugefallen. Allerdings war es ein alles andere als erholsamer Schlaf gewesen.

Ebenso wie sie hatte auch Dwayne nackt geschlafen. Dwayne Osterhaus war ein hagerer, drahtiger Bursche, knapp 1,85 Meter groß. Auf der rechten

Hinterbacke hatte er sich eine »6« tätowieren lassen, seine Glückszahl, wie er glaubte. »Die meisten nehmen die Sieben, aber meine ist die Sechs.« Trotz seines jugendlichen, durchtrainierten Körpers hatte er schütteres graues Haar. Vielleicht tat einem der Knast das an, dachte sie, während sie ihn aus

halb geschlossenen Augen beobachtete.

Er schloss die Badezimmertür hinter sich. Trotzdem hörte sie ihn pinkeln. Es schien gar nicht mehr aufzuhören. Sie griff nach der Fernbedienung, schaltete den Fernseher an und machte lauter, um ihn nicht hören zu müssen. Die Morgennachrichten liefen.

Die beiden Sprecher, ein Mann und eine Frau, schwadronierten über Eheschließungen im Fernsehen.

Dwayne kam wieder aus dem Bad. Hinter ihm rauschte die Toilettenspülung.

»He.« Er warf einen Blick auf den Bildschirm. »Habe ich’s doch richtig gehört. Du bist wach.«

Sie stellte den Fernseher auf stumm, während er zurück ins Bett kam.

»Ja, bin ich.«

»Wie hast du geschlafen?«

»Total mies.«

»Ich bin auch zweimal aufgewacht. Und jedes Mal habe ich erst nach den anderen gelauscht, nach ihrem Schnarchen, ihrem Stöhnen, wenn sie

wichsen. So ähnlich ist es wahrscheinlich auch, wenn man lange in New York oder einer anderen Großstadt lebt. Jede Nacht hört man den Verkehrslärm von draußen, und irgendwann hat man sich so dran gewöhnt, dass man ihn gar nicht mehr mitkriegt. Erst wenn man plötzlich eine Nacht auf dem Land

verbringt, wird einem der Unterschied bewusst. Und genauso war's, als ich aufgewacht bin. Im ersten Moment habe ich mich gefragt, wo zum Teufel ich eigentlich bin. Der ganze Lastwagenverkehr auf dem Highway, das bin ich nicht gewohnt. Hast du immer noch Kopfschmerzen?«

»Nein, die sind weg.« Als die Worte über ihre

Lippen kamen, bereute sie sie bereits.

Dwayne rückte näher und griff ihr zwischen die Beine.

»He«, sagte sie. »Jetzt mal langsam mit den jungen Pferden. Ist ja nicht so, als würden sie dich in fünf Minuten in deine Zelle zurückbringen.«

»Tut mir leid«, sagte er. Erst vor kurzem hatte sie

eine ähnliche Bemerkung gemacht. Am Abend zuvor, in einem Schnellrestaurant abseits des Highways, hatte er seine Mahlzeit bereits halb hinuntergeschlungen, ehe sie überhaupt ihre Serviette auseinandergefaltet hatte; er schaufelte das Zeug in sich hinein, als würde morgen die Welt

untergehen. Er hätte sich angewöhnt, sein Essen in sich hineinzustopfen, bevor es ihm jemand wegnehmen konnte, hatte er erklärt.

Er nahm die Hand weg und begann mit einer ihrer Brustwarzen zu spielen. Sie drehte sich ganz zu ihm um. Ein bisschen Entgegenkommen konnte sie ja ruhig zeigen, dachte

sie. Einfach ein bisschen schauspielern. Sie streckte die Hand aus und begann ihn zu masturbieren, während sie sich fragte, wie er seinen Trieb im Knast befriedigt hatte. Vielleicht hatte er es ja sogar mit anderen Kerlen gemacht; klar, er war nicht vom anderen Ufer, aber ein halbes Jahrzehnt ohne Sex? Sie musste ihn

irgendwann mal fragen. Oder vielleicht doch lieber nicht. Möglich, dass er allergisch auf solche Fragen reagierte.

Und letztlich war es ihr auch egal. Sie war bloß neugierig und ging den Dingen gern auf den Grund.

Anscheinend war Dwayne der Meinung, dass dreißig Sekunden Vorspiel

reichten, um ihren Motor auf Touren zu bringen, und wälzte sich auf sie. Nach einer Minute war alles wieder vorbei. Gott sei Dank.

»Wow, du hast es echt drauf«, sagte sie.

»Sicher?«, fragte er. »Ich hätte noch länger gekonnt, Babe, aber dann ist es einfach passiert.«

»Nein, das war echt

klasse.«

»Hör zu.« Er stützte sich auf den Ellbogen. »Wie soll ich dich jetzt eigentlich nennen? Deinen richtigen Namen sollten wir in der Öffentlichkeit wohl besser nicht erwähnen. Wie wär's mit ›Blondie‹?« Er nickte in Richtung der blonden Perücke auf ihrem Nachttisch und grinste. »Du siehst echt heiß aus,

wenn du das Ding aufhast.«

Sie überlegte einen Augenblick. »Kate«, sagte sie dann.

»Kate?«

»Ja«, erwiderte sie. »Ab jetzt heiße ich Kate.«

Dwayne ließ sich zurücksinken und blickte an die Zimmerdecke. »Hmm, manchmal kann ich kaum glauben, dass ich

wieder draußen bin, *Kate*. Ehrlich, es kam mir vor, als würde ich hundert Jahre abreißen. Andere Typen haben einfach bloß ihre Zeit abgesessen, Tag um Tag, und natürlich wollten sie auch wieder raus, aber letztlich hatten sie nichts, wofür sich das Warten gelohnt hätte. Ich hingegen habe meiner Entlassung jeden einzelnen Tag

entgegengefiebert.«

»Tja«, sagte Kate. »Du hattest eben etwas, worauf du dich freuen konntest.«

Dwayne warf ihr einen Blick zu. »Aber hallo«, sagte er. »Außerdem hast du ja auf mich gewartet.«

Dass es in erster Linie nicht um sie ging, war Kate ohnehin klar gewesen.

»Wahrscheinlich hältst du mich immer noch für

den größten Schwachkopf auf diesem Planeten«, sagte er.

Sie schwieg.

»Wahnsinn, was? Da haben wir alles bis ins kleinste Detail geplant, und dann verknacken die mich wegen etwas völlig anderem. Glaubst du, ich hätte mich nicht jeden Tag selbst in den Arsch getreten? Ja, es war echt

bescheuert von mir, aber was sollte ich denn machen? Der Typ hat mich provoziert. Eigentlich hätte ich dafür gar nicht in den Knast wandern dürfen. Es war Notwehr. Mein Anwalt hat mich reingeritten, verdammte Scheiße!«

Sie hörte die Geschichte nicht zum ersten Mal.

»Ich meine, was soll man denn machen, wenn

jemand versucht, einem einen Queue über die Rübe zu ziehen? Einfach stehen bleiben und drauf warten, dass er einem den Scheitel zieht?«

»Hättest du deine Schulden beglichen, wäre es nie dazu gekommen«, gab sie zurück. »Dann wäre er dir nie mit dem Ding zu Leibe gerückt, und du hättest ihm nicht die

Billardkugel an die Stirn gefeuert.«

»Gott sei Dank ist er wieder aus dem Koma aufgewacht«, meinte Dwayne. »Sonst hätten die mir ›lebenslänglich‹ aufgebrummt.«

Zwei Minuten lang sprachen sie kein Wort, ehe Dwayne schließlich das Schweigen brach. »Ehrlich, Babe«, sagte er.

»Manchmal habe ich mir ein bisschen Sorgen gemacht.«

»Worüber?«, fragte sie.

»Dass du nicht auf mich warten würdest. Na ja, es war eine lange Zeit. Auch wenn ich gewusst habe, was wir in der Hinterhand hatten.«

Kate streckte die Hand aus und strich träge über seine Brustwarzen. »Ich

will es nicht vergleichen«, sagte sie, »aber in gewisser Weise war ich die ganze Zeit ja selber in einem Gefängnis.«

»Aber du hast es echt clever hingekriegt mit dem neuen Namen. Im Handumdrehen bist du von der Bildfläche verschwunden.«

Ihre neue Identität hatte sie zu dem Zeitpunkt

bereits parat gehabt; sie hatte sie nur nicht sofort benutzt. Es ging eben nichts über eine gute Vorbereitung. Im Voraus denken. Auch wenn sie damals gar nicht gedacht hatte, dass sie so schnell einen neuen Namen benötigen würde.

Dwayne hatte sich seinerzeit bereits eine neue Identität zugelegt,

obwohl er sich nicht so akribisch mit amtlichen Dokumenten ausgestattet hatte wie Kate; jedenfalls war er davon ausgegangen, dass nichts zu ihm zurückverfolgt werden konnte, falls sich jemand auf seine Spur setzte. Nach seiner Verhaftung war sein wirklicher Name in den Zeitungen erschienen; kein

Grund also, sich größere Sorgen zu machen. Sie hingegen war auf Nummer sicher gegangen, bevor Dwayne die Idiotennummer mit der Billardkugel abgezogen hatte. Nichts hatte sie dem Zufall überlassen – spätestens, nachdem ihr zu Ohren gekommen war, dass der Bote überlebt hatte.

»Und dieser Typ?«, fragte Dwayne.

»Welcher Typ?«

»Na, wer wohl? Der Kerl, den du geheiratet hast.«

»Was meinst du?«

»Wie war er?«

Obwohl sie keine Lust hatte, darauf zu antworten, sagte sie: »Er hat mich geliebt. Trotz allem.«

»Aber wie war er so?«

»Er … Na ja, er war

einer von denen, die ihr wahres Potenzial nicht erkennen.«

Dwayne nickte. »Und genau darum geht's. Selbstverwirklichung. Man muss was aus seinem Leben machen, und genau das habe ich vor. Zusammen mit dir. Weißt du, worauf ich stehen würde? Auf einem Boot zu leben. Da ist man total frei.

Wenn einem irgendein Ort nicht passt, segelt man eben einfach woanders hin. Und obendrein kriegt man was von der Welt zu sehen. Na, wie würde dir das gefallen?«

»Habe ich noch nie drüber nachgedacht.« Sie hörte auf, ihn zu streicheln, und ließ sich ebenfalls zurücksinken. »Da würde ich bestimmt seekrank. Als

kleines Mädchen war ich mal mit meinen Eltern auf dem Lake Michigan und habe mir die Seele aus dem Leib gekotzt.« Sie hielt einen Moment inne, bevor sie weitersprach. »Aber Inseln finde ich toll. Sonne und Sandstrand. Mit einer Piña Colada in der Hand auf die Wellen hinaussehen, ohne dass mir jemand auf die Nerven

geht. Inseln haben was. Da wird man einfach in Ruhe gelassen.«

Dwayne hatte ihr überhaupt nicht zugehört. »Ein richtig großes Boot, das wär's. Eins mit fetten Kabinen und allem Schnickschnack, nicht bloß irgendwelche Kajüten mit Einzelkojen und so. Nein, nein, ich will ein richtiges Doppelbett, in dem man

sich voll entspannen kann, wenn die Wellen gegen die Bordwände spritzen.«

»Spritzen?«, sagte sie.

»Ja, ja, schon gut. Dann eben nicht spritzen. Hätte ich lieber ›schwappen‹ sagen sollen?«

»Warst du überhaupt schon mal auf einem Boot?«, fragte Kate.

Dwayne Osterhaus runzelte die Stirn. »Man

muss nicht alles getan haben, um zu wissen, dass man es prima findet. Ich war ja auch noch nie mit Beyoncé in der Kiste, obwohl es bestimmt eine geile Nummer wäre.«

»Dann ruf sie doch mal an.« Kate schlug die Decke zurück. »Ich gehe erst mal duschen.«

Im Bad überlegte sie, was sich zwischen ihnen

verändert hatte. Irgendetwas war anders nach all den Jahren. Klar, er war schon vorher kein Einstein gewesen, aber dafür hatte er es ihr nach allen Regeln der Kunst besorgt. Und den Kitzel des Risikos hatte sie auch nicht vergessen. Jeder Tag war ein neues Abenteuer gewesen.

Damals war Dwayne

genau der Richtige für sie gewesen. Er hatte ihr alles gegeben, was sie brauchte. Aber es war weiß Gott kein Wunder, dass er nicht mehr derselbe war. Der Knast. Man fuhr ein und kam als anderer Mensch wieder heraus.

Aber vielleicht lag es gar nicht an ihm. Vielleicht hatte sich etwas anderes

verändert.

»Lass uns erst mal frühstücken«, sagte er. »Heute gebe ich's mir. Einen fetten Grand Slam, Eier, Würstchen, Pfannkuchen. Du weißt gar nicht, wie mir der Magen knurrt.«

***

In einem Denny's

ergatterten sie eine Nische neben einem Mann mit zwei kleinen Kindern – offenbar Zwillinge von etwa sechs Jahren. Der Mann saß mit dem Rücken zu Dwayne und herrschte die beiden an, endlich still zu sitzen, statt dauernd auf den Polstern herumzuturnen.

Die Kellnerin brachte die Speisekarten. Dwayne

grinste übers ganze Gesicht. »Erst mal zwei schöne große Tassen Kaffee für *Kate* und mich«, sagte er. Während die Kellnerin zum Tresen ging, wurde sein Grinsen noch breiter. »Ich muss mich ja langsam an deinen Namen gewöhnen.«

»Betone ihn doch noch ein bisschen mehr«, zischte sie. »Nur damit sie

mitkriegt, dass hier irgendwas nicht stimmt.«

Die Kellnerin brachte zwei Tassen und schenkte ihnen Kaffee ein.

Dwayne sah Kate an. »Ich nehme Würstchen, Rührei und Frühstücksspeck. Nimm doch das Gleiche, dann kriegst du endlich wieder ein bisschen was auf die Rippen.« Er griente die

Kellnerin an. »Immer schön nachfüllen, die Tassen, und nicht vergessen, okay?«

»Selbstverständlich«, sagte sie. »Möchten Sie schon bestellen, oder brauchen Sie noch einen Augenblick?«

»Ich will einen Donut!«, rief einer der Jungs hinter Dwayne.

»Es gibt keine Donuts«,

sagte ihr Vater. »Habt ihr Lust auf Speck und Spiegelei?«

»Ich will einen Donut!«, maulte der Junge.

Dwayne knirschte mit den Zähnen und bestellte seinen Grand Slam. Kate entschied sich für Pfannkuchen. »Ohne alles«, sagte sie. »Nur ein bisschen Ahornsirup dazu. Danke.«

Während die Kellnerin wieder verschwand, warf Dwayne einen Blick über die Schulter auf den immer noch quengelnden Jungen. Dann beugte er sich zu Kate. »Deine Perücke sitzt schief, Liebling.«

Sie rückte das Ding zurecht und ließ es so aussehen, als würde sie nur ihre Frisur richten.

»Gut siehst du aus«,

sagte er. »Vielleicht solltest du dir einfach die Haare färben lassen.«

»Und wenn die Cops zufällig herausfinden, dass sie nach einer Blondine suchen müssen? Soll ich mir dann die Haare wieder färben, oder was? Da kaufe ich mir lieber noch ein paar Perücken.«

Dwayne lächelte aufreizend. »Von mir aus

kannst du jeden Tag eine andere aufsetzen.«

»Wie läuft das eigentlich drinnen?«, gab sie zurück. »Nimmt man sich da mal einen Rothaarigen, mal einen mit dunklem Haar und stellt sich vor, es wäre eine Frau?«

Sie konnte selbst nicht glauben, was ihr gerade herausgerutscht war.

Dwaynes Augen

verengten sich zu Schlitzen. »Was?«

»Vergiss es«, sagte sie.

»Kannst du das noch mal wiederholen?«

»Ich sagte, vergiss es.«

Die Zwillinge, die eben noch ein Affentheater veranstaltet hatten, weil ihnen ihr Vater keine Pommes zum Frühstück erlaubte, begannen sich zu knuffen. Ihr Vater

herrschte sie an, sofort damit aufzuhören, was eine Kaskade gegenseitiger Schuldzuweisungen auslöste.

Dwaynes Blick bohrte sich in Kates Augen.

»Glaubst du, ich wäre schwul?«, sagte er.

»Nein«, antwortete sie knapp.

»Man ist nicht gleich

schwul, bloß weil man mal gewisse Dinge macht«, sagte er.

Jetzt wusste sie Bescheid.

»Jeder tut mal Dinge, die er lieber bleiben lassen sollte«, sagte er. »Stimmt's, *Kate?*«

»Dwayne.«

»Na, wie hat sich das angefühlt, als du deine Freundin verscharrt hast?«

»Sie war nicht meine Freundin.«

»Aber ihr wart Kolleginnen.«

»Sie war nicht meine Freundin. Außerdem habe ich's kapiert, okay? Es tut mir leid.«

»Er hat angefangen!«, kreischte der eine Junge.

Dwayne schloss die Augen. »Scheißkinder«, zischte er leise.

»Ist doch nicht ihre Schuld«, sagte sie, erleichtert, das Thema wechseln zu können. »Kinder langweilen sich eben in Restaurants. Ihr Vater hätte ja etwas zum Spielen für sie mitnehmen können, ein Malbuch oder so.«

Dwayne atmete ein paarmal tief durch die Nase ein und aus.

Die Kellnerin brachte dem Vater und seinen Knirpsen ihr Frühstück und kam kurz darauf auch mit Kates und Dwaynes Bestellung. Dwayne fiel über sein Frühstück her wie ein Bär über einen Müllcontainer.

»Iss dein Frühstück«, sagte der Vater zu dem einen Jungen.

»Ich will aber nicht«, gab

der Bengel zurück.

Plötzlich stand der andere an Dwaynes und Kates Tisch und beäugte neugierig ihr Frühstück.

»Verpiss dich!«, zischte Dwayne.

Der Junge trollte sich in Richtung Tresen. Sein Vater beugte sich aus der Nische und rief: »Alton, komm sofort hierher!«

Dwayne verdrehte die

Augen. »*Alton?* Was ist denn das für ein Name?«

Sie tröpfelte ein bisschen Sirup auf ihre Pfannkuchen, schnitt ein Stück ab und spießte es auf ihre Gabel. In den letzten vierundzwanzig Stunden war genug vorgefallen, um ihr den Appetit zu verderben, doch sie war trotzdem hungrig, schon seit sie mitten in der

Nacht aufgestanden war und durchs Fenster zu dem McDonald's am Highway hinübergesehen hatte. Ein ungutes Gefühl sagte ihr, dass sie sich mit dem Essen lieber beeilen sollte.

Dwayne schaufelte sich einen weiteren Riesenbissen in den Mund und spülte ihn mit einem Schluck Kaffee hinunter.

»Na, wie stehen die Chancen? Was meinst du?«, fragte er mit vollem Mund.

Sie verstand kein Wort. Redete er davon, wie alles klappen würde? Das, was sie schon so lange vorhatten?

Als sie nicht antwortete, sagte er: »Dass wir ihr über den Weg laufen, meine ich. Dass sie uns

irgendwo sieht.«

»Alton, du kommst jetzt sofort her!«

»Tja«, fuhr Dwayne fort. »Aber immerhin konnten wir die Sache ja zu unseren Gunsten wenden.«

»Wie auch immer.«

»Alton, ich warne dich. Jetzt ist endgültig Schluss!«

»Mein Rührei schmeckt

nicht!«, nörgelte der andere Junge.

Ohne Vorwarnung fuhr Dwayne herum, packte den Vater mit einer Hand an der Kehle und knallte seinen Kopf gegen die Banklehne. Der Arm des Mannes fegte über den Tisch, riss seinen Kaffeebecher und sein Frühstück vom Tisch, direkt in seinen Schoß. Mit

weit aufgerissenen Augen starrte er Dwayne an, während er nach Atem rang. Er unternahm einen lächerlichen Versuch, sich zu befreien, doch Dwaynes Hand lag wie ein Schraubstock um seinen Hals.

»Eigentlich wollte ich ein Wörtchen mit deinen Bälgern reden«, sagte Dwayne, »aber meine

Kleine hier meinte, dass ihr Benehmen auf deine Kappe geht. Wird Zeit, dass du dir die Bengel mal vorknöpfst.«

Sie war bereits aufgestanden. »Lass uns gehen«, sagte sie.

22

»Wann war das noch mal?«, fragte Barry Duckworth.

Gina überlegte. »Anfang letzter Woche. Montag oder Dienstag, glaube ich. Aber nicht vergangene Woche, sondern in der

Woche davor.«

Dem Detective stieg der Duft von warmem Pizzabrot in die Nase. »Es muss nicht sofort sein, aber wäre es möglich, dass Sie mir den Beleg raussuchen?«

»Ich denke schon«, sagte sie. »Mr Harwood zahlt normalerweise mit Kreditkarte.«

»Gut. Es könnte noch

wichtig werden, wann genau die beiden hier waren.« Jeder Strafverteidiger würde die gute Frau in der Luft zerreißen, wenn sie sich im Zeugenstand nicht daran erinnern konnte, wann die Harwoods in ihrem Lokal gegessen hatten.

»Mr und Mrs Harwood kommen also regelmäßig hierher?«

Gina zögerte. »Regelmäßig? Na ja, so alle drei, vier Wochen vielleicht. Ich frage mich, ob das wirklich richtig von mir war.«

»Was?«

»Dass ich die Polizei angerufen habe. Vielleicht hätte ich das besser nicht tun sollen.«

Duckworth griff über die weiße Tischdecke und

tätschelte ihre Hand. »Sie haben absolut richtig gehandelt.«

»Mein Sohn hat mich darauf aufmerksam gemacht. Er hatte die Nachrichten gesehen und sich an Mr und Mrs Harwood erinnert. Wir haben dann noch mal auf der Website des Senders nachgesehen, und da fiel mir plötzlich ein, was

passiert ist, als die beiden das letzte Mal hier waren.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich will Mr Harwood nicht in Schwierigkeiten bringen. Er hat seiner Frau bestimmt nichts getan. So ein netter Mann.«

»Das glaube ich Ihnen gern.«

»Und er gibt immer gutes Trinkgeld. Also, mir wäre es sehr lieb, wenn er

nicht erfahren würde, dass ich mit Ihnen gesprochen habe.«

»Wir sind sehr darum bemüht, sämtliche Aussagen diskret zu behandeln«, sagte Duckworth, ohne damit irgendetwas zu versprechen.

»Jedenfalls meinte mein Sohn, ich solle Sie informieren. Was ich dann

auch getan habe.«

»Wie sind die Harwoods so?«, fragte Barry Duckworth.

»Normalerweise, meine ich.«

»Wie ein glücklich verheiratetes Paar«, sagte sie. »Nun ja, für gewöhnlich pflege ich meine Gäste nicht zu belauschen, die Leute wollen schließlich ihre

Privatsphäre. Aber natürlich kriege ich mit, wenn ein Paar einen schlechten Abend hat, selbst wenn ich nicht höre, was gesprochen wird. Man sieht es daran, wie sie sich zurücklehnen oder dem Blick des anderen ausweichen.«

»Körpersprache«, sagte Duckworth.

Gina nickte energisch.

»Ja, genau. Aber bei ihrem letzten Besuch brauchte ich gar nicht auf ihre Körpersprache zu achten. Ich habe nämlich gehört, was die beiden gesprochen haben. Na ja, jedenfalls das, was sie gesagt hat.«

»Und?«

»Die Stimmung war nicht gut. Die beiden hatten Streit, das hätte auch ein Blinder gesehen. Und als

ich an ihren Tisch kam, sagte Mrs Harwood gerade zu ihrem Mann, sie wüsste, dass er sie gern loswerden würde.«

»Das war der genaue Wortlaut?«

»Ich weiß es nicht mehr genau. Vielleicht sagte sie auch, er würde sich freuen, wenn sie tot wäre. Irgend so was.«

»Haben Sie

mitbekommen, dass er so etwas zu ihr gesagt hat?«

»Nein. Aber irgendwie muss Mrs Harwood ja darauf gekommen sein. Also muss er so etwas gesagt haben, er wünschte, sie wäre tot oder so.«

»Aber tatsächlich gehört haben Sie das nicht?«, hakte Duckworth nach, während er sich Notizen

machte.

Gina überlegte. »Nein, aber Mrs Harwood war außer sich. Sie ist abrupt aufgestanden, hat ihr Essen einfach stehen lassen. Mr Harwood hat noch schnell bezahlt und ist dann ebenfalls gegangen.«

Duckworth sog genüsslich den Pizzaduft ein. »Hier riecht es wirklich

unwiderstehlich.«

Gina schenkte ihm ein breites Lächeln. »Darf ich Ihnen ein Stück von meiner Spezialpizza anbieten?«

Duckworth lächelte zurück. »Gern. So ein Angebot kann man einfach nicht ablehnen, oder?«

***

Nachdem er ein Riesenstück erstklassiger Pizza verschlungen hatte, setzte sich Detective Barry Duckworth hinters Steuer seines Wagens und erledigte ein paar Anrufe.

Zuerst sprach er mit seiner Frau. »Hey«, sagte er. »Na, gibt's was Neues?«

»Nicht viel«, sagte Maureen.

»Hat Trevor sich schon gemeldet?«

»Bis jetzt nicht. Obwohl er schon wach sein müsste.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

»Ach, wir sollten uns nicht so viele Sorgen machen. Hast du den Salat gegessen, den ich dir mitgegeben habe?«

»Ja, aber ehrlich gesagt

war das doch bloß was für den hohlen Zahn.«

»Dann packe ich dir morgen noch eine Banane ein.«

»Okay. Ich rufe später noch mal an.«

Anschließend erkundigte er sich, ob Leanne Kowalski wieder zu Hause aufgetaucht war. Er rief auf dem Revier an, statt den Ehemann zu

kontaktieren. Lange Diskussionen konnte er jetzt wirklich nicht brauchen.

Leanne Kowalski war nicht nach Hause gekommen.

Dem Detective war bewusst, dass er die Ermittlungen vorantreiben musste. Ein Kollege musste sich mit Mrs Kowalski beschäftigen,

während er dem Verschwinden von Jan Harwood nachging. Dabei war engste Absprache vonnöten, um zu sehen, inwiefern die beiden Fälle zusammenhingen – vorausgesetzt, dass es eine Verbindung gab. Er rief ein zweites Mal auf dem Revier an, um zu klären, wie sie die Ermittlungen auf dieser

Ebene optimieren konnten.

Kurz überlegte er, ob er zum Lake George hinauffahren sollte, aber vorher gab es noch etwas anderes zu erledigen.

Unterwegs zerbrach er sich den Kopf darüber, wo es eine Verbindung geben könnte.

David Harwood hatte die Polizei gerufen, weil seine Frau während eines

Ausflugs in den Five-Mountains-Vergnügungspark spurlos verschwunden war. Bis jetzt war das allerdings eine bloße Behauptung: Durch nichts ließ sich belegen, dass Jan Harwood den Park tatsächlich betreten hatte. Es waren lediglich zwei Eintrittskarten online gekauft worden, für ihn

und für seinen Sohn.

Solche Dinge waren es, die den gewieftesten Kerlen das Genick brechen konnten. Und am Ende gingen sie lebenslänglich hinter Gitter, weil sie versucht hatten, ein paar lausige Dollar zu sparen.

Kaum zu glauben, welche scheinbar harmlosen Fehler perfekte Pläne zum Scheitern

bringen konnten. Man musste nur an den Burschen denken, der 1993 am Anschlag auf das World Trade Center beteiligt gewesen war. Er hatte versucht, sich die Kaution zurückzuholen, die er beim Mieten des Wagens hinterlegt hatte, mit dem der Sprengstoff transportiert worden war. Hätte er das nicht getan,

wäre ihm niemand auf die Schliche gekommen.

Die Überwachungskameras im Five Mountains zeigten keine einzige Aufnahme von Jan Harwood. Was zwar nichts bewies, aber weiß Gott nicht zu Mr Harwoods Entlastung beitrug. Wie auch immer, sie mussten die Aufnahmen noch einmal

sorgfältig checken. Nur um ganz sicherzugehen.

David Harwood hatte erzählt, seine Frau habe unter Depressionen gelitten. Doch niemand schien das bestätigen zu können, ganz im Gegenteil. Und nicht zuletzt hatte Harwood angegeben, seine Frau wegen ihres Gemütszustands zum Arzt

geschickt zu haben – eine Behauptung, die Dr. Samuels' Aussage ins Reich der freien Erfindung verwiesen hatte.

Die Besitzerin des Gina's hatte ein Gespräch mit angehört, das darauf schließen ließ, dass Harwood seine Frau loswerden wollte – sehr, sehr merkwürdig, wie der Detective fand.

Und zu alldem kam noch der Ausflug zum Lake George. Den David Harwood mit keiner Silbe erwähnt hatte. Fest stand aber, dass ein Zeuge Jan Harwood unweit des Lake George gesehen hatte – am Tag, bevor sie von der Bildfläche verschwunden war. Laut dem Ladenbesitzer, Ted Brehl, hatte Jan Harwood nicht

gewusst, wohin sie mit ihrem Mann unterwegs war, und gemeint, es handele sich wohl um so etwas wie eine »Überraschung«. Und ihr Boss, Ernie Bertram, hatte ausgesagt, Jan hätte am vergangenen Freitag mit ihrem Mann »irgendwo hinfahren« wollen – was perfekt zu den anderen Ungereimtheiten passte.

War Ted Brehl womöglich der letzte Mensch, der Jan Harwood lebend gesehen hatte? David Harwood natürlich nicht mitgezählt. Mehr und mehr war Detective Barry Duckworth davon überzeugt, dass David Harwood Dreck am Stecken hatte.

Er hatte es einfach im Urin. Alles, was der Kerl

erzählt hatte, stank drei Meilen gegen den Wind.

***

Arlene Harwood versuchte sich auf Trab zu halten. Ihr Mann, der sich manchmal langweilte und dann regelmäßig anfing, sich als Oberlehrer aufzuführen, spielte mit Ethan. Gut so. Don hatte ein altes

Krocketspiel gefunden und mit Ethan im Garten einen kleinen Parcours aufgebaut. Bald aber hatte Ethan angefangen, die Holzkugeln nicht mehr durch die kleinen Tore zu schießen, sondern wild durch die Gegend zu ballern, woraufhin Don schnell darauf verzichtet hatte, ihm die Feinheiten des Spiels erklären zu

wollen.

Während die beiden im Garten herumtollten, erledigte Arlene den Abwasch, bügelte, zahlte ein paar Rechnungen online, blätterte in der Zeitung und sah ein paar Minuten fern. Nur das Telefon fasste sie nicht an. Sie wollte nicht, dass besetzt war, wenn David anrief. Oder die Polizei.

Vielleicht sogar Jan.

Sie machte sich große Sorgen um Jan, aber auch um David und Ethan. Was, wenn Jan etwas zugestoßen war? Wie würde David damit fertig werden? Wie würde Ethan auf den Verlust seiner Mutter reagieren?

Sie schüttelte den Kopf. Sie wollte positiv denken, war aber seit jeher

Realistin gewesen. Wenn man vom Schlimmsten ausging, konnte es eigentlich nur noch besser werden.

Sie zermarterte sich das Hirn, was um Himmels willen mit Jan passiert sein könnte. Sie hatte immer schon so ein Gefühl gehabt, was Jan anging, auch wenn sie nie mit ihrem Sohn darüber

geredet hatte, geschweige denn mit ihrem Mann, der David gleich alles brühwarm weitererzählt hätte. Trotzdem. Sie hatte von Anfang an gespürt, dass mit Jan etwas nicht stimmte.

Sie hätte nicht mal genau sagen können, was. Vielleicht hatte es etwas mit Jans Verhalten gegenüber Männern zu

tun. David hatte sich Hals über Kopf in sie verliebt, als er für den *Standard* eine Reportage über Menschen geschrieben hatte, die auf dem Arbeitsamt von Promise Falls für Jobs anstanden. Jan war neu in der Stadt, ebenfalls auf der Suche nach Arbeit, und David hatte sie um ein Interview gebeten. Jan war jedoch

ziemlich reserviert gewesen; sie wollte nicht, dass ihr Name in einer Zeitung erschien.

Irgendetwas an ihr hatte David berührt. Seiner Mutter hatte er verraten, sie hätte »verloren« auf ihn gewirkt.

Doch obwohl sie David kein Interview geben wollte, erzählte Jan ihm, dass sie allein lebte, in

Promise Falls niemanden kannte und keine Verwandten in der Stadt hatte.

Und wäre es ihm nicht peinlich gewesen, hätte David sie gefragt, warum eine so auffallend hübsche junge Frau wie Jan so allein war. Eine wirklich interessante Frage, wie Arlene schon damals gefunden hatte.

Aber er hatte eben nicht nachgehakt.

Ein paar Tage später war sie ihm an der Bushaltestelle vor dem Arbeitsamt aufgefallen. Er hatte sie gefragt, ob er sie mitnehmen könne, und nach anfänglichem Zögern hatte sie eingewilligt. Wie sich herausstellte, wohnte sie über einer Spielhölle.

»Also, es geht mich ja

nichts an«, sagte David, »aber die Gegend hier ist nichts für eine alleinstehende Frau.«

»Ich kann mir aber momentan nichts Besseres leisten«, sagte sie. »Sobald ich einen Job habe, suche ich mir was anderes.«

»Was zahlen Sie denn für Ihre Bude?«, fragte er.

Jans Augen weiteten

sich. »Das geht Sie nun wirklich nichts an.«

»Ach, kommen Sie schon«, sagte er.

Sie sagte es ihm.

Zurück in der Redaktion, rief David eine Kollegin in der Anzeigenabteilung an. »Wie steht's mit den Mietangeboten für morgen? Eine Bekannte von mir sucht dringend eine kleine Wohnung.« Er

nannte ihr Jans Budget, worauf ihm die Kollegin vier Angebote per E-Mail schickte. Auf dem Nachhauseweg parkte er gegenüber von der Spielhölle, betrat das Haus und klopfte an ihrer Tür.

Als sie öffnete, gab er ihr die Liste. »Diese Wohnungen stehen erst morgen in der Zeitung. Drei davon sind auf jeden

Fall schon mal in besseren Vierteln, und keine davon ist teurer als Ihr jetziges Apartment.« Er versuchte über ihre Schulter zu spähen. »Viel zu packen haben Sie ja nicht.«

»Wieso machen Sie das für mich?«, fragte Jan.

Am Wochenende half er ihr beim Umziehen.

Wieder mal eine, für die er Lebensretter spielen

kann, hatte seine Mutter gedacht. Nachdem Samantha Henry ihm unterbreitet hatte, dass sie auch ohne ihn klarkäme, nach dem Motto: Danke für alles, und lass uns Freunde bleiben.

Sie hatten nicht lange umeinander geworben. Arlene zog eine Grimasse; du meine Güte, »werben«, so redete doch kein

Mensch mehr – wie alt war sie eigentlich? Nun ja, jedenfalls war alles sehr schnell gegangen.

Bereits nach ein paar Monaten hatten sie geheiratet.

»Warum noch länger warten«, hatte David gesagt, »wenn man die Richtige gefunden hat? Ich will endlich eine Familie gründen. Und das

dazugehörige Haus habe ich ja auch schon.«

Was stimmte. Er hatte es zwei Jahre zuvor gekauft, auf Anraten des Wirtschaftsredakteurs – nur Idioten würden Miete zahlen.

»Und Jan will sich ebenfalls so in die Ehe stürzen?«

»Du und Dad, ihr kanntet euch doch auch

noch nicht so lange, bevor ihr geheiratet habt.«

»Wo du recht hast, hast du recht«, hatte Don gesagt. Sie waren gerade mal fünf Monate miteinander ausgegangen, ehe sie vor den Traualtar getreten waren.

Aber Don war vom ersten Augenblick an von Jan hingerissen gewesen. Sie hatte Dons Sympathien

mühelos für sich gewonnen. Vielleicht kam es Arlene nur so vor, aber irgendwie schien sie instinktiv zu wissen, wie sie Männer um den Finger wickeln konnte.

Was letztlich kein großes Geheimnis war, dachte Arlene. Jan war eine äußerst begehrenswerte junge Frau. Sie mochte nicht die Züge eines

Supermodels besitzen, aber doch volle Lippen, ausdrucksstarke Augen und eine süße Nase. Ihre langen Beine kamen stets bestens zur Geltung, ob sie nun enge Röcke oder verschlissene Jeans trug. Zudem setzte sie ihren Sexappeal auf ganz natürliche Weise ein, ohne aufdringlich oder gar billig zu wirken. Übertriebene

Augenaufschläge oder Anbiederungen mit Babystimme waren nicht ihre Sache. Es war, als hätte sie ein Parfum aufgelegt, dessen betörendem Duft niemand widerstehen konnte.

Sobald David mit Jan aufgekreuzt war, hatte Don sich zum Affen gemacht. Stets spielte er ihren Diener, half ihr aus dem

Mantel, schenkte ihr andauernd nach, holte ihr ein zusätzliches Sofakissen, sobald sie nicht ganz bequem zu sitzen schien. Schließlich hatte Arlene ihn darauf angesprochen. »Du lieber Himmel«, hatte sie eines Abends gesagt, als Jan und David nach Hause gefahren waren. »Was ist bloß los mit dir? Willst du

ihr nächstes Mal auch noch die Füße massieren?«

Seither hatte Don sich am Riemen gerissen, wenngleich ihm auch weiterhin anzusehen war, wie ihn die zukünftige Frau seines Sohnes in den Bann schlug.

Arlene hingegen ließ sich nicht so leicht umgarnen, auch wenn Jan sich stets

von ihrer besten Seite zeigte. Außerdem schien die junge Frau zu spüren, dass die Tour, mit der sie Männer betörte, bei Arlene schlicht nicht zog.

Was für ein Mädchen, fragte sich Arlene, brach jeden Kontakt zu seiner Familie ab? Sicher, nicht jeder Mensch stammte aus einem liebevollen Elternhaus. Aber Jan hatte

ihre Eltern ja nicht einmal von der Geburt ihres Sohns unterrichtet. Was mussten das für Rabeneltern sein, wenn sie ihnen nicht einmal erzählte, dass sie einen Enkel hatten?

Jan hatte bestimmt gute Gründe für ihr Verhalten gehabt, dachte Arlene. Trotzdem war es nicht in Ordnung.

Es klingelte an der Tür.

Arlene stand bereits im Flur, da sie gerade den Garderobenschrank inspizierte und sich fragte, welche Mäntel – einige waren im Lauf der Zeit doch ziemlich fadenscheinig geworden – sie aussortieren konnte. Sie erschrak so sehr, dass sie sich unwillkürlich an die Brust griff und ein lautes

»O Gott!« ausstieß.

Sie machte den Schrank zu und sah zur Haustür. Durch die Glasscheibe war ein übergewichtiger Mann in einem dunkelblauen Anzug zu erkennen.

»Sie haben mich zu Tode erschreckt«, sagte sie, als sie die Tür geöffnet hatte.

»Das tut mir leid. Detective Duckworth,

Promise Falls Police Department. Sind Sie Mrs Harwood?«

»Das bin ich.«

»Die Mutter von David Harwood?«

»Ja.«

»Ich leite die Ermittlungen im Fall Ihrer verschwundenen Schwiegertochter und würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen.«

»Oh, selbstverständlich. Kommen Sie doch herein.« Als Duckworth über die Schwelle trat, fragte sie: »Sie haben Jan nicht gefunden, oder?«

»Tut mir leid, Ma'am«, erwiderte er. »Ist Ihr Sohn da?«

»Nein, nur Ethan. Er ist mit seinem Großvater im Garten. Soll ich ihn holen?«

»Nicht nötig, Ma'am. Ich habe gestern schon mit Ethan gesprochen. Ein wirklich netter Junge.«

Wenn sie sonst so etwas hörte, platzte Arlene Harwood beinahe vor Stolz. Doch die Anwesenheit des Detectives machte sie nervös. Sie deutete auf die Wohnzimmercouch, während ihr Ethans

Actionfiguren ins Auge stachen, die quer über dem Sofa verstreut waren.

»Kein Problem.« Duckworth räumte ein paar Figuren beiseite, bevor er sich setzte. »Mein Sohn ist schon fast zwanzig und sammelt diese Dinger immer noch.«

Arlene nahm ihm gegenüber Platz. »Soll ich meinen Mann rufen?«

»Erst würde ich mich gern mit Ihnen unterhalten.«

»Wenn ich irgendetwas tun kann, um …«

»Ich verstehe nur allzu gut, dass Sie helfen wollen. Ihr Sohn macht bestimmt ebenfalls eine furchtbare Zeit durch.«

»Es ist einfach schrecklich, für uns alle. Auch wenn Ethan gar nicht

versteht, was passiert ist. Er glaubt, seine Mutter wäre nur für ein paar Tage weg.«

Womit sie Duckworth eine perfekte Vorlage geliefert hatte. »Gibt es Gründe, etwas Gegenteiliges anzunehmen?«

»Oh, ich meinte bloß … Na ja, wir hoffen alle, dass es so ist. Trotzdem passt

es nicht zu Jan, einfach so zu verschwinden. Etwas Derartiges ist noch nie vorgekommen – zumindest hat David nie etwas gesagt.« Sie biss sich auf die Unterlippe, als wäre ihr etwas Falsches herausgerutscht. »Ich wollte damit nicht andeuten, dass er uns etwas vorenthält. Wir unterstützen David, wo es

nur geht, kümmern uns um Ethan, wenn Not am Mann ist. Er geht schließlich nicht in den Kinderhort.«

»Verstehe«, sagte Duckworth. »Aber noch mal zu Ihrer Schwiegertochter. War sie niedergeschlagen in letzter Zeit? Depressiv?«

»Du liebe Güte, ja. David hat mehrmals mit uns darüber gesprochen. Jan

war völlig durch den Wind. Hat er Ihnen erzählt, dass sie von einer Brücke springen wollte?«

»Ja.«

»Furchtbar. Was ist bloß in ihr vorgegangen?«

»Sind Sie selbst Zeugin dieser Stimmungsschwankungen gewesen?«

Arlene hielt kurz inne. »So oft ist sie nicht hier.

Meistens sehe ich sie nur kurz, wenn sie Ethan abliefert oder wieder abholt.«

»Verstehe. Aber ist Ihnen irgendetwas aufgefallen, wenn Sie Ihre Schwiegertochter gesehen haben?«

»Nun ja.« Arlene zögerte. »Wenn Jan hier ist, lässt sie wahrscheinlich nicht durchblicken, wie es

ihr wirklich geht. Mir gegenüber hat sie jedenfalls nicht gezeigt, dass es ihr schlechtging.«

»Sie selbst haben Ihre Schwiegertochter also nie in depressiver Stimmung erlebt?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Okay. Machen Sie sich keine Gedanken. Ich stelle nur ein paar Fragen, auch wenn die eine oder andere

momentan keinen Sinn ergeben mag.«

»Ja, natürlich.«

»Leanne Kowalski. War Jan eng mit ihr befreundet?«

»Leanne? Das ist doch ihre Arbeitskollegin, oder?«

»Genau.«

»Tut mir leid, aber über ihr Verhältnis weiß ich nichts. Ich kenne überhaupt keine

Freundinnen von Jan. Da sollten Sie lieber David fragen.«

»Gute Idee«, meinte Duckworth. »Ich versuche bloß herauszufinden, wie der Tagesablauf Ihrer Schwiegertochter am vergangenen Freitag aussah.«

»Ist das denn wichtig?«

»Vielleicht. So etwas weiß man nie.«

»Okay.«

»Haben Sie eine Ahnung, was Jan am Freitag vorhatte? Bevor sie am nächsten Tag mit David zum Five Mountains fahren wollte?«

»Hmm. Na ja … Halt, warten Sie – David und sie wollten einen Ausflug machen.«

»Tatsächlich?«

Duckworth kritzelte etwas

in sein Notizbuch. »Und wohin?«

»Ich überlege gerade. Ja, jetzt fällt es mir wieder ein. David hatte gefragt, ob wir ein bisschen länger auf Ethan aufpassen könnten, weil er und Jan irgendwohin fahren wollten.«

»Was hatten sie vor?«

»Ich weiß nicht genau. David kann Ihnen

bestimmt Genaueres sagen. Ich kann ihn auf dem Handy anrufen, wenn Sie wollen. Er ist gerade unterwegs zu uns.«

»Nein, nein. Ich dachte bloß, Sie wüssten etwas.«

»Ich glaube, es hatte irgendwas mit Davids Arbeit zu tun. Er ist Reporter beim *Standard*, aber das wissen Sie wahrscheinlich schon.«

»Ja. Sie glauben also, der Ausflug hätte mit einer Story zu tun gehabt? Oder einem Interview?«

»Ich weiß es wirklich nicht. Ich weiß bloß, dass er momentan an einer Geschichte über das Gefängnis arbeitet, das hier gebaut werden soll. Haben Sie schon davon gehört?«

»Habe ich«, bestätigte

Duckworth. »Finden Sie es nicht ein bisschen ungewöhnlich, dass Ihr Sohn seine Frau zu einem geschäftlichen Termin mitnimmt?«

Arlene überlegte einen Moment, ehe sie mit den Schultern zuckte. »Ich weiß nicht.«

»Aber er hat Sie gebeten, sich währenddessen um Ethan

zu kümmern?«

»Ja.«

»Wann hat er Ethan wieder abgeholt?«

»Am Abend. Es war noch nicht ganz dunkel.«

»David und Jan«, sagte Duckworth.

»Bloß David«, erwiderte Arlene.

»Hat sie im Wagen gewartet?«

»Nein. David war allein.«

Duckworth nickte, als wäre es nichts Besonderes, doch spürte er, wie sich seine Nackenhaare aufstellten. »Wieso das? Warum haben sie den Kleinen nicht zusammen abgeholt?«

»Es ging ihr nicht gut«, sagte Arlene.

»Pardon?«

»David hat es mir

gesagt. Jan fühlte sich nicht wohl. Deshalb hat er sie erst zu Hause abgesetzt, bevor er zu uns gefahren ist.«

»Ah ja«, sagte Duckworth. »Was fehlte ihr denn?«

»Ich glaube, sie hatte Kopfschmerzen.«

»Okay. Am nächsten Tag war sie dann aber offenbar wieder auf dem

Damm, oder? Schließlich sind sie zum Five Mountains gefahren. Was hatten Sie denn für einen Eindruck von ihr?«

»Ich habe sie gar nicht gesehen. Jan und David sind direkt von zu Hause losgefahren.« Arlene wandte den Kopf, als draußen eine Autotür zugeschlagen wurde, und trat ans Fenster. »Da ist

David. Er kann Ihnen bestimmt weiterhelfen.«

»Hoffentlich«, sagte Barry Duckworth.

23

Als ich bei meinen Eltern vorfuhr, sah ich einen Zivilstreifenwagen vor dem Haus stehen.

Mein Puls beschleunigte sich, als ich dahinter parkte. Ich stieg aus und hetzte die Treppe hinauf.

Als ich die Tür aufriss, stand Barry Duckworth vor mir.

»Mr Harwood«, sagte er.

»Ist etwas passiert?«, platzte ich heraus. Obwohl ich nur ein paar Treppenstufen hinaufgelaufen war, schlug mir das Herz bis zum Hals. Adrenalin schoss durch meine Adern.

»Nein, nein, nichts

Neues«, sagte er. Hinter ihm stand Mom und musterte mich mit besorgter Miene. »Ich bin nur zufällig vorbeigekommen. Ich habe mich gerade mit Ihrer Mutter unterhalten.«

»Haben Sie sonst etwas herausgefunden? Haben Sie die Aufnahmen der Überwachungskameras noch einmal überprüft?

Haben Sie …«

Duckworth hob eine Hand. »Sobald wir etwas in Erfahrung bringen, geben wir Ihnen Bescheid, okay?«

Ich fühlte mich total erschöpft, wie nach einem Marathonlauf. Gleichzeitig fiel mir ein, dass ich jede Menge Neuigkeiten hatte.

»Ich muss mit Ihnen reden«, sagte ich.

»Kein Problem.«

»Aber zuerst möchte ich meinen Sohn sehen«, fuhr ich fort. Aus dem Garten drang Ethans Lachen an meine Ohren. Ich wollte mich an Duckworth vorbeischieben, doch er fasste mich am Arm.

»Ich würde lieber jetzt sofort mit Ihnen sprechen«, sagte er.

Ich sah ihm in die

Augen. Obwohl er gesagt hatte, dass es nichts Neues gäbe, sah ich ihm an, dass er mir etwas verschwieg. Und wäre es etwas Positives gewesen, hätte er garantiert nicht gezögert.

»Sie enthalten mir etwas vor«, zischte ich. »Sagen Sie bloß nicht, Sie haben Jan gefunden.«

»Haben wir nicht«, gab

er ebenso leise zurück. »Außerdem würde ich gern auf dem Revier mit Ihnen reden.«

Mir war, als hätte ich zu viel starken Kaffee getrunken. Kurz fragte ich mich, ob er es spüren konnte.

Ich versuchte so ruhig wie möglich zu klingen. »Okay.«

Er ließ mich los und ging

nach draußen. Mom trat zu mir und umarmte mich. Offenbar wusste sie nicht, was sie sagen sollte.

»Schon gut, Mom«, sagte ich. »Es tut mir leid. Eigentlich wollte ich euch ja Ethan abnehmen, aber …«

»Unsinn.« Als sie mich losließ, sah ich Tränen in ihren Augen. »Es tut mir so leid, aber ich glaube, ich habe etwas Falsches

gesagt.«

»Was?«

»Der Detective hat so komisch geguckt, als ich gesagt habe, dass Jan …«

»Mr Harwood!«

Ich sah über meine Schulter. Detective Duckworth stand neben seinem Wagen und hielt die Beifahrertür auf.

»Ich muss gehen«, sagte ich. Ich drückte

meine Mutter kurz an mich und eilte zu Duckworths Auto. Als ich eingestiegen war, wollte er die Tür hinter mir zuschlagen, doch ich packte den Türgriff und zog sie selbst zu.

Er setzte sich hinters Steuer. »Wie wär's, wenn ich Ihnen hinterherfahre? Dann müssen Sie mich nicht zurückbringen«, schlug ich vor.

»Kein Problem«, sagte er, während er den Motor anließ.

»Wieso fahren wir aufs Revier?«

Duckworth ignorierte meine Frage. »Sie kommen also gerade aus Rochester, richtig?«

»Stimmt.«

»Und was wollten Sie dort noch mal?«

»Mit Jans Eltern reden.«

»Und? Haben Sie sie gefunden?«

Ich zögerte. »Darüber wollte ich mit Ihnen sprechen. Aber zuerst würde ich Sie gern etwas fragen.«

Er warf mir einen Seitenblick zu. »Schießen Sie los.«

»Wird die hiesige Polizei informiert, wenn etwa das FBI jemanden im Rahmen

eines Zeugenschutzprogramms hier in der Stadt ansiedelt?«

Duckworth blickte nachdenklich durch die Windschutzscheibe. Es dauerte eine kleine Ewigkeit, ehe er antwortete. »Noch mal von vorn.«

Ich wiederholte meine Frage.

»Kommt auf die Situation an, würde ich sagen. Aber normalerweise sind lokale Cops für die FBI-Typen nichts als Hinterwäldler, die sowieso keinen Schimmer haben, weshalb sie uns wohl eher nicht einweihen würden. Andererseits kann ich sie verstehen. Je mehr Leute von so etwas wissen, desto größer ist

die Chance, dass das Ganze auffliegt.«

Ich überlegte kurz. »Mag sein.«

»Und warum fragen Sie?«, hakte Duckworth nach.

»Ich weiß es natürlich nicht genau, aber ich glaube, es wäre möglich, dass …«

»Moment, lassen Sie mich raten«, unterbrach

mich Duckworth. »Ihre Frau befindet sich in einem Zeugenschutzprogramm. Und jetzt ist ihre neue Identität aufgeflogen, und sie hat sich aus dem Staub gemacht.«

»Denken Sie, ich mache Witze? Ich dachte, das würde Sie interessieren.«

»Nein, das ist eine ernste Sache«, sagte er. »Todernst sogar.«

»Sie glauben, ich will Sie verarschen, stimmt's?« Ich wartete auf eine Antwort, doch als er beharrlich schwieg, fuhr ich fort: »Anscheinend ist Jan nicht die Person, die sie zu sein vorgibt.«

Ein weiterer Seitenblick. »Ach ja? Wer dann? Ich bin ganz Ohr.«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Ich … Ich habe in

den letzten vierundzwanzig Stunden ein paar ziemlich seltsame Dinge herausgefunden. Aber ich glaube, dass sie mit Jans Verschwinden zusammenhängen könnten.«

»Inwiefern? Wovon reden Sie überhaupt?«

»Ich war oben in Rochester und habe mit Horace und Gretchen

Richler gesprochen.«

»Mit wem?«

»Horace und Gretchen Richler. Auf Jans Geburtsurkunde sind sie als ihre Eltern eingetragen. Und sie hatten tatsächlich eine Tochter namens Jan. Aber sie ist im Alter von sechs Jahren ums Leben gekommen.«

Duckworth runzelte die Stirn. »Wie?«, fragte er.

»Bei einem Unfall. Ihr Vater hat sie versehentlich überfahren, als er zu schnell aus seiner Einfahrt gesetzt hat.«

»Du lieber Gott«, stieß Duckworth hervor. »Wie kann man mit so einer Schuld leben?«

»Das habe ich mich auch gefragt«, erwiderte ich. »Tja, können Sie sich einen Reim auf all das

machen?«

Er überlegte einen Augenblick. »Wissen Sie was?«, sagte er schließlich. »Wir fahren jetzt erst mal aufs Revier, und ich lasse das Ganze überprüfen. Und in der Zwischenzeit können wir uns ganz in Ruhe unterhalten.«

***

Er deutete auf einen schlichten Stuhl vor einem schlichten Tisch in einem kahlen, schmucklosen Raum.

»Nehmen Sie Platz.«

»Das ist ein Verhörraum«, sagte ich.

»Ach wo«, wiegelte Duckworth ab. »Ich will nur ungestört mit Ihnen reden. Also, ich kümmere mich jetzt kurz um die Sache mit

dem Zeugenschutzprogramm. Kann ich Ihnen einen Kaffee oder etwas Kaltes zu trinken anbieten?«

»Nein, danke.«

»Bin sofort zurück.« Er verließ den Raum und schloss die Tür hinter sich.

Ich trat an den Tisch, blieb einen Moment lang stehen und setzte mich schließlich auf den einen

Metallstuhl.

Irgendwas stimmte hier nicht.

An der einen Wand befand sich ein großer Spiegel. Ich fragte mich, ob Duckworth auf der anderen Seite stand und mich beobachtete, zusah, ob ich langsam nervös wurde.

Ich blieb sitzen und versuchte, so ruhig wie

möglich zu bleiben, während sich meine Gedanken überschlugen.

Etwa fünf Minuten später kam Duckworth wieder herein. In der einen Hand hielt er einen Kaffeebecher, in der anderen eine Flasche Mineralwasser.

»Falls Sie doch Durst bekommen sollten«, sagte er.

»Ich bin kein Idiot«, sagte ich.

»Was?«

»Ich bin kein Idiot. Sie bringen mich in einen Verhörraum und lassen mich erst mal schwitzen. Glauben Sie ernstlich, ich kapiere nicht, was hier läuft?«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden.« Duckworth zog sich den

anderen Stuhl heran und stellte die Getränke auf den Tisch.

»Ich weiß selbst, dass ich nicht der größte Reporter der Welt bin. Sonst würde ich wohl kaum für den *Standard* schreiben. Aber ich bin lange genug dabei, um zu wissen, was Sache ist. Sie versuchen mich einzuschüchtern. Warum

tun Sie so, als wäre ich ein Verdächtiger?«

»Das habe ich nie behauptet.«

»Ach ja? Also glauben Sie, dass ich mit dem Verschwinden meiner Frau nichts zu tun habe, richtig?«

»Wie wär's, wenn Sie mir erzählen, warum Sie letzten Freitag mit Ihrer Frau zum Lake George

gefahren sind?«

»Was?«

»Sie haben den kleinen Ausflug bislang mit keinem Wort erwähnt. Warum?«

»Warum sollte ich? Das war am Freitag, und Jan ist erst einen Tag später verschwunden.«

»Dann erzählen Sie es mir doch einfach jetzt.«

»Wieso ist das wichtig?«

»Gibt es irgendeinen

Grund, warum Sie es nicht tun wollen, Mr Harwood?«

»Nein, verdammt noch mal. Jan und ich sind zum Lake George gefahren, weil ich mich mit einer Informantin treffen wollte. Jan hat mich bloß begleitet.«

»Eine Informantin?«

»Ja. Es ging um eine Story, für die ich momentan recherchiere.«

»Was für eine Story?«

Einen Moment lang zögerte ich. Verstieß ich gegen mein journalistisches Ethos, meine Prinzipien als Reporter, wenn ich einen Polizisten in meine Berufsgeheimnisse einweihte?

Scheiß drauf. Im Augenblick waren mir derartige Dinge herzlich

egal.

»Ich arbeite im Augenblick an einer Artikelserie über Star Spangled Corrections – die Firma, die vor den Toren der Stadt einen Privatknast aufziehen will. Jedenfalls habe ich herausgefunden, dass mindestens ein Mitglied des Stadtrats mit größeren Gefälligkeiten geschmiert worden ist.

Und kürzlich habe ich eine E-Mail erhalten, dass noch weitere Stadträte in die Sache verwickelt sind. Es geht um Stimmenkauf, um die Baugenehmigung für das Gefängnis zu erhalten.«

»Wer hat Ihnen die E-Mail geschickt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Oh.« Duckworth zog eine Miene, als hätte er

Mühe, die Augen nicht zu verdrehen. »Alles höchst vertraulich, hmm? Oder was wollen Sie mir hier verklickern?«

»Unsinn«, entgegnete ich. »Es war eine anonyme Mail, das ist alles.«

»Aber wenn Sie sich mit dieser Informantin getroffen haben, wissen Sie ja, wer es ist, oder?«

»Sie ist nicht

aufgetaucht«, sagte ich. »In ihrer E-Mail stand, ich solle nach einer Frau in einem weißen Pick-up Ausschau halten. Aber dann kam niemand, obwohl wir ewig gewartet haben.«

»Wo?«

»Am nördlichen Ende vom Lake George. Ted's Lakeview General Store heißt der Laden. Mit

Tankstelle.«

»Verstehe. Und dort haben Sie also auf Ihre Informantin gewartet.«

»Genau. Am späten Freitagnachmittag. Sie wollte um fünf da sein.«

»Und Ihre Frau war mit dabei?«

»Ja.«

»Warum? Nehmen Sie Ihre Frau auch sonst mit, wenn Sie berufliche

Termine haben?«

»Eher selten.«

»Wann denn zuletzt?«

Ich überlegte. »Tut mir leid, aber mir fällt gerade nichts ein. Moment, warten Sie. Vor zwei Jahren waren wir mal zusammen bei einem Galadiner. Bei einer Preisverleihung für journalistische Verdienste.«

»Tatsächlich? Waren Sie

bloß Gast oder selbst nominiert?«

»Ich stand auch auf der Liste. In der Kategorie für den besten Live-Reporter.«

»Und das nennen Sie einen beruflichen Termin? Zu so einer Veranstaltung würde wohl jeder seine Frau mitnehmen.«

»Stimmt.«

»Und?«, fragte

Duckworth. »Haben Sie gewonnen?«

»Nein.«

»Also noch mal von vorn. Sie wollten sich mit dieser anonymen Informantin treffen. Und warum haben Sie Ihre Frau mitgenommen?«

»Ich habe Ihnen doch schon erzählt, wie niedergeschlagen Jan in letzter Zeit war. Ich

dachte, ein kleiner Ausflug würde sie auf andere Gedanken bringen.«

»Verstehe«, sagte Duckworth. »Worüber haben Sie auf der Fahrt gesprochen?«

Frustriert schüttelte ich den Kopf. »Keine Ahnung, über alles und nichts … Worauf wollen Sie hinaus, Detective?«

»Ich versuche lediglich,

mir ein vollständiges Bild der Ereignisse zu machen, die zum Verschwinden Ihrer Frau geführt haben.«

»Unsere Fahrt zum Lake George hat nicht zu ihrem Verschwinden *geführt*. Du meine Güte, das eine hat doch mit dem anderen nichts zu tun. Es sei denn …«

Duckworth merkte auf. »Es sei denn?«

Der Wagen. Der Wagen, der uns gefolgt und zweimal an dem Laden vorbeigefahren war, wo sich die Frau mit mir hatte treffen wollen.

»Ich glaube, wir wurden beschattet«, sagte ich.

Duckworth lehnte sich zurück und zog die Augenbrauen hoch. »Beschattet?«

Ich nickte. »Jan meinte,

ein Wagen würde uns folgen. Ich habe das erst abgetan, aber als wir auf dem Parkplatz gewartet haben, ist das Auto noch einmal vorbeigefahren. Der Fahrer hat offenbar gewendet. Als ich losgerannt bin, weil ich das Kennzeichen sehen wollte, hat er auf die Tube gedrückt und war weg.«

Duckworth verschränkte

die Arme, wobei seine Unterarme auf seinem Bauch ruhten wie auf einem Bartresen. Von seinem Kaffee hatte er noch keinen Schluck getrunken, und auch meine Wasserflasche stand nach wie vor unberührt auf dem Tisch.

»Soso«, sagte er. »Sie wurden also verfolgt.«

»Ziemlich sicher«,

erwiderte ich.

»Wer hätte Sie denn verfolgen sollen?«

»Ich weiß nicht. Ich dachte, es wäre jemand, der über mein Treffen mit dieser Frau Bescheid wusste. Vielleicht ist sie ja deshalb nicht aufgetaucht.«

»Aber jetzt haben Sie eine andere Theorie?«

»Nach dem, was ich von

den Richlers erfahren habe, denke ich jetzt, dass der Fahrer des Wagens vielleicht Jan im Auge hatte. Nehmen wir an, dass Jan im Rahmen eines Zeugenschutzprogramms eine neue Identität erhalten hat. Vielleicht ist sie ja aufgeflogen und musste deshalb verschwinden.«

Duckworth griff nach

seinem Kaffee und trank einen Schluck. Er lächelte. »Sie werden es nicht glauben, aber der Kaffee ist wirklich erstklassig. Besser als bei Starbucks. Ein Kollege aus dem Raubdezernat macht ihn. Wollen Sie nicht vielleicht doch ein Tässchen?«

»Nein, danke.«

»Was haben Sie denn Ihrer Frau erzählt, wo es

hingeht?«

»Dasselbe wie Ihnen. Dass ich mich mit dieser Informantin treffen wollte.«

»Die darüber auspacken wollte, welche Stadträte von den Betreibern dieses Gefängnisunternehmens geschmiert werden.«

»Genau. Das hat sie mir in einer E-Mail geschrieben.«

»Diese Mail können Sie

mir doch bestimmt zeigen«, sagte Duckworth. »Wann haben Sie sie erhalten?«

»Letzten Donnerstag«, sagte ich. »Aber ich habe sie gelöscht.«

»Oh«, sagte Duckworth. »Wieso?«

»Weil ich nicht wollte, dass sie eventuell sonst jemand zu lesen bekommt.«

»Warum? Haben Sie etwas gegen Ihre Kollegen?«

Ich überlegte, wie ich es ihm erklären konnte. »Meine geplante Story stößt beim *Standard* nicht nur auf Gegenliebe.«

»Was soll das heißen?«

»Nur, dass ich hieb- und stichfeste Informationen über das Gefängnisprojekt haben will, weil ich sonst

Gefahr laufe, dass meine Vorgesetzten die Story nicht zum Druck freigeben. Daher lasse ich mir lieber nicht in die Karten schauen – und eben auch nicht in meine E-Mails.«

Duckworth schien nicht überzeugt zu sein. »Erinnern Sie sich an die Mail-Adresse?«

Verärgert über mich selbst, schüttelte ich den

Kopf. »Nein. Sie bestand aus einer Reihe von unzusammenhängenden Buchstaben. Eine Hotmail-Adresse.«

»Na schön«, sagte Duckworth. »Was ist mit dem Wagen, der Ihnen gefolgt ist? Können Sie ihn genauer beschreiben?«

»Ein dunkelblauer Buick mit getönten Scheiben. Limousine, vier Türen.«

Duckworth wirkte beeindruckt. »Konnten Sie sich das Kennzeichen merken?«

»Leider nein«, sagte ich. »Das Nummernschild war völlig verdreckt. Aber es war ein New Yorker Kennzeichen, so viel konnte ich erkennen.«

»Verstehe. War der ganze Wagen verdreckt oder bloß das

Nummernschild?«

»Nein, sonst war der Wagen ziemlich sauber. Also, für mich sah es so aus, als wäre das Kennzeichen absichtlich verschmutzt worden.«

»Klingt ganz danach«, erwiderte Duckworth.

»Hören Sie schon auf«, sagte ich. »Ich sehe Ihnen genau an, dass Sie mir sowieso kein Wort

glauben. Aber wir waren dort. Fragen Sie doch in dem Laden nach. Er heißt …« Ich überlegte. »Ted's Lakeview General Store. Ja, das war's. Jan hat uns etwas zu trinken besorgt. Bestimmt erinnert sich jemand an sie.«

Duckworth musterte mich wortlos.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Ich glaube Ihnen, dass Sie dort waren«, gab er zurück. »Das bezweifle ich keine Sekunde.«

Er hielt mich geschickt auf Distanz. Kaum fing ich an, ihm sein Misstrauen vorzuwerfen, lenkte er wieder ein.

»Wo liegt dann das Problem?«

»Wann sind Sie wieder zurückgefahren?«

»Gegen halb sechs, als klar war, dass meine Informantin nicht mehr kommen würde.«

»Zusammen mit Ihrer Frau?«

»Ja, natürlich.«

»Haben Sie unterwegs irgendwo haltgemacht?«

»Nein. Ich habe nur noch Ethan bei meinen Eltern abgeholt.«

»Ebenfalls zusammen

mit Ihrer Frau?«

Ich sah ihm an, dass er die Antwort bereits kannte. »Nein«, erwiderte ich. »Ich habe ihn allein abgeholt.«

»Jetzt komme ich nicht mehr mit.« Er runzelte die Stirn. »Wieso sind Sie denn allein zu Ihren Eltern gefahren?«

»Jan fühlte sich nicht wohl«, sagte ich. »Sie hatte Kopfschmerzen und

bat mich, sie erst zu Hause abzusetzen.«

Duckworth nickte, ein bisschen sehr nachdrücklich, wie mir vorkam. »Ah ja. Aber das Haus Ihrer Eltern liegt doch auf dem Weg zu Ihnen. Ich meine, sind Sie allen Ernstes erst nach Hause gefahren und dann noch einmal umgekehrt?«

»Klingt komisch, aber,

ja«, sagte ich. »Manchmal sind meine Eltern … nun ja, ein bisschen redselig. Und sie hätten es als unhöflich empfunden, wenn Jan nicht zumindest für ein paar Minuten mit hereingekommen wäre. Jedenfalls wollte sich Jan das nicht antun, deshalb habe ich sie erst nach Hause gefahren. Worauf wollen Sie eigentlich

hinaus? Dass ich Jan am Lake George zurückgelassen habe?«

Als Duckworth nicht antwortete, sagte ich: »Warum fragen Sie nicht meinen Sohn? Er kann bezeugen, dass Jan am Freitagabend bei ihm war.«

»Ich denke, das ist nicht nötig«, erwiderte Duckworth. »Wir müssen einen Vierjährigen nicht

gleich einem Verhör unterziehen.«

»Ach ja? Weil Sie ihm ohnehin nicht glauben würden? Denken Sie, ich hätte ihm eingetrichtert, was er sagen soll?«

»Das haben Sie gesagt.« Duckworth nippte an seinem Kaffee.

»Dann fragen Sie wenigstens in dem Laden am Lake George nach.

Dort kann sich garantiert jemand an Jan erinnern.«

»Alles kein Problem, Mr Harwood«, sagte Duckworth. »Wir haben bereits die Bestätigung, dass Ihre Frau dort zur betreffenden Zeit gesehen wurde.«

Ich wartete.

»Das Problem besteht darin, was sie dem Besitzer des Ladens

erzählt hat.«

»Was? Ich verstehe kein Wort.«

»Laut Aussage des Ladenbesitzers hat Ihre Frau gesagt, Ihr Ausflug sei eine Art ›Überraschung‹ – sie wüsste nicht, wohin Sie mit ihr unterwegs wären.«

»Wie bitte?«

»Sie schien keine Ahnung zu haben, warum

Sie mit ihr an den See gefahren waren.«

Ich fühlte mich, als hätte er mir einen Hieb in die Magengrube verpasst.

»Das ist doch absurd«, sagte ich. »Jan wusste genau Bescheid. Wer auch immer Ihnen das erzählt hat, lügt, und zwar wie gedruckt.«

»Warum sollte das jemand erfinden?«, gab

Duckworth zurück.

»Keine Ahnung. Aber es stimmt nicht. Jan hätte nie so etwas gesagt. Das ergibt doch überhaupt keinen Sinn.«

»Warum hat Ihre Frau zu Ihnen gesagt, Sie wollten sie loswerden?«

»Was?«

»Beantworten Sie meine Frage.«

»Wovon zum Teufel

reden Sie?«

»Wollen Sie etwa abstreiten, dass Ihre Frau diese Worte geäußert hat?«

Ich öffnete den Mund, aber ich war so fassungslos, dass kein Wort über meine Lippen drang. Ich riss mich mit aller Macht zusammen. »Unser Abend im Gina's«, sagte ich tonlos.

»Ja?«

»Das war vor ungefähr zwei Wochen. Wir wollten uns einen netten Abend beim Italiener machen. Davon reden Sie, stimmt's?«

»Erzählen Sie mal.«

»Jan war völlig durch den Wind an dem Abend. Sie hat auf jede Kleinigkeit überreagiert. Und auf einmal fuhr sie mich an,

ich würde mich freuen, wenn ich sie los wäre – irgendwas in der Art, und auch noch laut genug, dass es wahrscheinlich das halbe Restaurant mitbekommen hat.«

»Interessant. Worauf hat sie sich denn bezogen? Dass Sie ihr vorher gesagt haben, Sie wären froh, wenn sie tot wäre?«

»Nein! Davon stimmt

doch kein Wort, verdammt noch mal! Ja, sie hat gesagt, ich wäre ohne sie besser dran, aber das war kompletter Unsinn, den ich auf Jans Depression geschoben habe. Haben Sie das von Gina? Was zum Teufel hat sie sich da zusammenphantasiert?«

»Von wegen Depression«, sagte Duckworth. »Merkwürdig,

dass außer Ihnen offenbar niemand bemerkt hat, in welchem Zustand sich Ihre Frau befand, nicht wahr?«

»Das stimmt doch nicht!« Ich schüttelte den Kopf. »Sprechen Sie mit unserem Hausarzt. Dr. Samuels wird es Ihnen bestätigen.«

Duckworth warf mir einen mitleidigen Blick zu. »Ihre Frau war nicht bei

Dr. Samuels.«

»Schluss jetzt«, fuhr ich ihn an. »Rufen Sie ihn an. Sofort!«

»Das habe ich bereits getan«, gab der Detective zurück. »Und Dr. Samuels hat ausgesagt, dass Ihre Frau ihn nicht aufgesucht hat – schon gar nicht wegen einer angeblichen Depression.«

Ich hatte keinen Spiegel

dabei, sah aber wahrscheinlich aus wie ein Vollidiot. Mit offenem Mund starrte ich ihn an, während ich mir verzweifelt einen Reim auf all das zu machen versuchte.

»Das ist doch totaler Schwachsinn«, brachte ich schließlich hervor.

Obwohl es durchaus möglich war, dass mich Jan hintergangen hatte,

was Dr. Samuels anging. Aber der Besitzer des Ladens am Lake George war ein gottverdammter Lügner – niemals hätte Jan so etwas gesagt, daran bestand nicht der geringste Zweifel.

»Alles Lügen und Schwachsinn also«, sagte Duckworth. »Und was ist mit den Überwachungskameras im

Five Mountains? Dem Computersystem? Die Technik lügt also auch, oder was?«

»Sprechen Sie von den Eintrittskarten?«

»Mit der Kreditkarte Ihrer Frau wurden nur zwei Tickets gekauft, Mr Harwood. Für einen Erwachsenen und ein Kind. Ich frage mich bloß, warum? Weil Sie wussten,

dass Ihre Frau Sie nicht begleiten würde? Hatten Sie die Karte direkt neben sich liegen, als Sie die Tickets bestellt haben, oder hatten Sie sich die Nummer schon vorher aufgeschrieben?«

»Ich habe die Eintrittskarten doch gar nicht bestellt«, sagte ich. »Jan hat das gemacht. Und sie ist auch mit uns

gefahren. Ich habe keine Erklärung für das fehlende Ticket. Vielleicht … Vielleicht hat sie erst festgestellt, dass sie gar keins hatte, als sie vom Auto zurückkam, und sich dann eins an der Kasse gekauft.«

»Die Kassen sind überwacht«, entgegnete Duckworth. »Und wir haben alle Aufnahmen

mehrmals gecheckt. Aber Ihre Frau ist nirgends zu sehen. Es gibt keinerlei Beweis, dass sie den Park betreten oder verlassen hat.«

»Dann stimmt eben irgendwas nicht«, sagte ich. »Vielleicht haben die Kameras ja zwischendurch ausgesetzt.«

Ich deutete mit dem Zeigefinger auf ihn und

tippte dann auf die Tischplatte. »Ich verstehe Sie ja, aber Sie irren sich. Ich habe nichts mit Jans Verschwinden zu tun. Als Erstes sollten Sie ihre Geburtsurkunde überprüfen und sich mit den Richlers in Verbindung setzen – den Menschen, die ich erst für Jans Eltern gehalten habe.«

»Wo ist denn diese

Geburtsurkunde?«, fragte Duckworth.

»Ich … Ich habe sie nicht mehr.«

»Wieso?«

»Sie steckte in einem Umschlag«, erwiderte ich. »Einem Briefumschlag, der hinter einer Bodenleiste in unserem Wäscheschrank versteckt war. Aber als ich heute noch mal nachgesehen habe, war

der Umschlag verschwunden.«

»Tatsächlich?«

»Selbst wenn Sie mir nicht glauben, können Sie das doch überprüfen, Detective. Sie können jederzeit eine Kopie der Geburtsurkunde anfordern, richtig?«

Duckworth nickte bedächtig. »Tja, das wäre möglich.«

»Aber Sie wollen nicht, stimmt's? Weil Sie mir kein Wort abkaufen. Weil Sie mich für einen Lügner halten.«

»Welche Geschichte soll ich Ihnen denn abkaufen, Mr Harwood? Die über die Selbstmordabsichten Ihrer Frau oder die Sache mit dem Zeugenschutzprogramm? Oder haben Sie eventuell

noch eine dritte Variante?«

Ich stützte meinen Kopf in die Hände. »Warum suchen Sie nicht einfach nach meiner Frau, statt mich hier grundlos zu beschuldigen?«

»Wir könnten uns eine Menge Zeit sparen, Mr Harwood«, sagte Duckworth.

Ich hob den Kopf. »Was meinen Sie?«

»Sagen Sie mir doch einfach, wo sie ist. Was haben Sie getan, Mr Harwood? Was haben Sie mit Ihrer Frau gemacht?«

24

»Ich habe überhaupt nichts mit ihr gemacht!«, brüllte ich Barry Duckworth an. »Das schwöre ich bei Gott! Warum in aller Welt hätte ich Jan etwas antun sollen? Verdammt noch mal, ich liebe meine Frau!

Sie ist die Mutter meines Sohns!«

Duckworth fixierte mich mit ausdrucksloser Miene.

»Ich habe Sie nicht angelogen«, fuhr ich fort. »Jan war depressiv. Sie hat mir selbst gesagt, dass sie bei Dr. Samuels war. Na schön, vielleicht war das nicht die Wahrheit, aber sie hat es mir *gesagt*.«

Duckworth schwieg immer noch.

»Hören Sie mir zu. Ich kann Ihnen nicht erklären, warum niemand etwas von Jans Zustand bemerkt hat. Vielleicht hat sie sich vor anderen einfach verstellt.« Frustriert schüttelte ich den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich noch sagen soll.« Im selben Moment hatte ich eine Idee. »Haben Sie

schon mit Leanne gesprochen? Jans Arbeitskollegin? Sie hat garantiert etwas mitbekommen, die beiden sehen sich schließlich jeden Tag.«

»Leanne«, wiederholte Duckworth.

»Leanne Kowalski«, sagte ich. »Sehen Sie doch einfach ins Telefonbuch. Ihr Mann

heißt Lyall, wenn ich mich recht erinnere.«

»Ich werde das überprüfen«, sagte Duckworth, doch sein Tonfall klang, als hätte er bereits mit ihr geredet. »Was hatten die beiden für ein Verhältnis?«

»Jan und Leanne?«

»Waren Sie befreundet?«

»Das habe ich Ihnen

doch schon mal gesagt. Sie arbeiten im selben Büro, das ist alles.«

»Gemeinsame Unternehmungen?«, fragte Duckworth.

»Zum Beispiel?«

»Gehen die beiden gemeinsam shoppen? Oder ins Kino?«

»Nie.«

»Also bestand keinerlei privater Kontakt?«

»Wie oft muss ich Ihnen das noch sagen? Nein. Ist das irgendwie wichtig?«

»Das weiß man nie«, gab Duckworth zurück.

»Reden Sie doch einfach mit ihr. Mit wem immer Sie wollen. Aber Sie werden niemanden finden, der glaubt, dass ich etwas mit Jans Verschwinden zu tun habe. Ich liebe meine Frau.«

»Das glaube ich gern.«

»Es reicht«, sagte ich. »Sie sind auf dem Holzweg, verdammt noch mal.« Ich stieß meinen Stuhl zurück und stand auf. »Bin ich verhaftet?«

»Keineswegs«, sagte Duckworth.

»Brauche ich einen Anwalt?«

»Glauben Sie, dass Sie einen brauchen?«, gab er

zurück.

Eine tolle Gegenfrage. Wenn ich bejahte, machte ich mich verdächtig. Wenn ich verneinte, stand ich wie ein Idiot da, der die Realitäten verkannte.

»Seien Sie doch so freundlich, mich zurückzufahren, ja? Ach was, vergessen Sie's. Ich nehme mir ein Taxi.«

»Von wegen

vergessen«, sagte Duckworth. »Ich habe vorhin noch einen Durchsuchungsbefehl für Ihr Haus ausstellen lassen, Mr Harwood. Außerdem wird Ihr Wagen beschlagnahmt, ebenso wie der Ihrer Frau.«

»Was?«

»Vielleicht sollten Sie doch einen Anwalt einschalten.«

»Sie wollen mein Haus durchsuchen?«, platzte ich heraus.

»Wir sind schon dabei.«

»Glauben Sie, ich hätte Jan irgendwo eingemauert? Das kann nicht Ihr Ernst sein!«

In diesem Augenblick klingelte mein Handy. Ich warf einen Blick aufs Display. Die Nummer meiner Eltern.

»Hallo?«

»David?« Meine Mutter.

»Ja.«

»Die Polizei schleppt gerade dein Auto ab!«

»Ja, Mom, ich weiß. Ich …«

»Ich habe ihnen gesagt, dass sie das nicht machen können, dass man hier überall parken kann, solange man …«

»Reg dich nicht auf,

Mom.«

»Du musst sofort herkommen! Dein Vater ist draußen und redet auf sie ein, aber …«

»Mom, hör mir zu! Ich bin auf dem Polizeirevier. Kann Dad mich abholen?«

»Einer von meinen Männern kann Sie fahren«, unterbrach mich Duckworth.

Ich funkelte ihn an. »Sie

können mich mal!«

»Was?«, sagte Mom.

»Schick Dad hierher«, sagte ich. »So schnell wie möglich. Bis später, Mom.« Ich schaltete das Handy aus und steckte es wieder ein.

»Was sind Sie bloß für ein Dreckskerl?«, fuhr ich Duckworth an. »Statt nach meiner Frau zu suchen, haben Sie sich auf mich

eingeschossen. Verdammt noch mal! Was, wenn meine Frau einen weiteren Selbstmordversuch unternommen hat? Was, wenn sie Hilfe braucht? Und Ihnen ist das alles scheißegal? Sie stellen mein Leben auf den Kopf, auf die bloße Vermutung hin, dass ich Jan auf dem Gewissen habe?«

Wortlos öffnete

Duckworth die Tür. Während ich den Flur entlangeilte, blieb er dicht hinter mir, wahrscheinlich um sicherzugehen, dass ich keinen Ärger machte. Kurz vor dem Ausgang wandte ich mich abrupt zu ihm um. »Bis jetzt haben Sie doch nicht mal überprüft, ob Jan tatsächlich in einem Zeugenschutzprogramm

war. Stimmt's?«

Duckworth schwieg.

»Sie müssen Jans Hintergrund checken. Anfangs habe ich geglaubt, Jan wolle sich etwas antun, aber inzwischen bin ich mir sicher, dass mehr hinter ihrem Verschwinden steckt. Auch wenn ich nicht die geringste Ahnung habe, was.«

»Glauben Sie mir,

Mr Harwood«, sagte er. »Wir ermitteln in alle Richtungen.«

»Und hören Sie endlich auf, mich zu verdächtigen«, schnauzte ich ihn an. »Ich habe meine Frau nicht umgebracht.«

»Na, das ist aber ein Zufall«, drang eine nur allzu vertraute Stimme an mein Ohr.

Als ich mich umwandte, starrte ich in das Gesicht von Stadtrat Stan Reeves. Er grinste bis über beide Ohren.

»Kaum zu glauben«, sagte er. »David Harwood vom *Standard*. Was man nicht alles zu hören bekommt, wenn man mal einen Strafzettel bezahlen will.«

25

Ich ließ Duckworth einfach stehen und eilte zur Tür. Als ich einen letzten Blick über die Schulter warf, sah ich, wie Stan Reeves auf den Detective einredete.

Fünf Minuten später fuhr Dad in seinem blauen

Crown Victoria vor. Ich stieg ein und knallte die Beifahrertür hinter mir zu.

»He«, sagte Dad. »Willst du, dass die Scheiben rausfallen?«

»Was ist passiert?«, fragte ich.

»Hat Mom dir doch schon am Telefon erzählt. Sie haben deinen Wagen abgeschleppt. Obwohl er gar nicht im Halteverbot

stand.«

»Darum geht's auch nicht«, gab ich zurück.

Dad warf mir einen enttäuschten Blick zu. »Worum dann? Hast du deine Kreditraten nicht bezahlt?«

Immerhin, dachte ich. Mein Vater hielt mich für einen säumigen Schuldner, aber immerhin nicht für einen Mörder.

»Quatsch«, erwiderte ich. »Die Polizei sucht nach Spuren, Dad.«

»Wovon redest du, David?«

»Tja … Ich fürchte, Sie glauben, dass …«

»Was?«

»Dass ich Jan etwas angetan habe.«

»O Gott!«, stieß er hervor. »Wie kommen sie denn darauf?«

»Fahr mich einfach nach Hause, Dad.«

»Was soll das? Jan ist deine Frau! Du würdest doch nie im Leben auf die Idee kommen, Jan weh zu tun! Wie kommen sie überhaupt darauf?« Plötzlich schien es ihm zu dämmern. »Sie haben doch nicht etwa ihre Leiche gefunden, oder?«

»Nein«, sagte ich. »Die

Cops nehmen immer zuerst den Ehemann unter die Lupe, das ist alles.« Ich wusste selbst nicht so recht, ob ich Dad oder mich selbst beruhigen wollte. Vielleicht war es ja nur ein Routineverhör gewesen.

Nein. Ich brauchte mir nichts vorzumachen. Alles schien darauf hinzuweisen, dass ich etwas mit Jans

Verschwinden zu tun hatte. Die Tatsache, dass nur zwei Tickets online bestellt worden waren. Die Tatsache, dass niemand Jan zu Gesicht bekommen hatte, nachdem wir vom Lake George zurückgekehrt waren. Die Tatsache, dass scheinbar niemand etwas von Jans Gemütsschwankungen bemerkt hatte.

All das würde sich irgendwie erklären lassen. Was ich mir allerdings nicht erklären konnte, war die Tatsache, warum der Besitzer von Ted's Lakeview General Store gelogen hatte. Wieso hatte er der Polizei erzählt, Jan hätte nicht gewusst, wohin wir unterwegs waren? Dass sie unseren Trip als ›Überraschung‹ bezeichnet

hatte?

Das war grotesk.

Jan war in den Laden gegangen, um uns etwas zu trinken zu kaufen. Wie wahrscheinlich war es, dass sie mit einem wildfremden Menschen eine Unterhaltung anfing, ihm obendrein noch erzählte, weshalb sie mit ihrem Mann unterwegs war? Ich konnte mir

vorstellen, dass es vielleicht zu einem kurzen Austausch übers Wetter gekommen war, aber aus welchem Grund hätte Jan jemandem erzählen sollen, dass sie nicht wusste, warum ihr Mann mit ihr an den See gefahren war? Und da Jan gewusst hatte, dass ich mich mit einer Informantin treffen wollte, lag auf der Hand, dass sie

sich einem Fremden gegenüber äußerst vorsichtig verhalten hätte.

Also hatte der Ladenbesitzer gelogen. Es sei denn, er war von Jan belogen worden.

Oder log gar der Detective?

Hatte er sich das Ganze ausgedacht, um mich aus der Reserve zu locken? Um zu sehen, wie ich

reagieren würde? Aber woher wusste er überhaupt, dass wir am Lake George gewesen waren und Jan den Laden betreten hatte? Aber es war nicht schwer, eins und eins zusammenzuzählen. Offenbar hatte der Ladenbesitzer die Polizei kontaktiert, nachdem er den Aufruf im Fernsehen gesehen hatte.

»Was ist los?«, sagte Dad. »Was geht dir im Kopf herum?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll«, sagte ich. »Fahr mich einfach nach Hause.«

***

Als wir um die Straßenecke bogen, sah ich die Streifenwagen vor

meinem Haus. Da Jans Wagen nicht mehr in der Einfahrt stand, hatten sie ihn offensichtlich bereits abgeschleppt. Ich stieg aus, noch bevor Dad vollends angehalten hatte, und lief über den Rasen und die Treppe hinauf. Die Haustür stand offen; von drinnen drangen Stimmen.

»Hallo!«, rief ich.

Auf dem oberen

Treppenabsatz erschien eine uniformierte Frau. Die Polizistin, die sich im Five Mountains um Ethan gekümmert hatte. Im selben Augenblick fiel mir auch ihr Name wieder ein. Didi Campion.

»Mr Harwood«, sagte sie.

»Ich möchte den Durchsuchungsbefehl sehen«, sagte ich.

»Alex!«, rief sie, worauf ein kleiner, schmächtiger Mann hinter ihr auftauchte. Er war kaum älter als dreißig, hatte kurzgeschnittene Haare und trug Jeans, ein weißes Polohemd und eine Sportjacke.

»Das ist Mr Harwood«, informierte sie ihn.

Der Mann kam die Treppe herunter, sparte es

sich aber, mir die Hand zu geben. Derartige Höflichkeiten waren offenbar nicht angesagt, wenn man das Haus eines potenziellen Ehefrauenmörders durchsuchte. »Detective Alex Simpson«, sagte er, griff in seine Jackentasche und reichte mir ein zweimal gefaltetes Blatt Papier. »Hier ist der

Durchsuchungsbefehl.«

Ich warf einen Blick auf das Dokument, allerdings war ich so wütend, dass die Buchstaben vor meinen Augen verschwammen. »Sagen Sie mir einfach, wonach Sie suchen, dann zeige ich Ihnen, wo Sie es finden«, sagte ich.

»Tut mir leid«, sagte Simpson, »aber so funktioniert das leider

nicht.«

Ich ging die Treppe hinauf. Als ich unser Schlafzimmer betrat, durchsuchte Campion gerade die Kommode, kramte zwischen Socken und Unterwäsche herum. Sie hielt kurz inne, als sie auf Strapse stieß, dann machte sie weiter.

»Muss das sein?«, fragte ich.

Campion antwortete nicht. Ich bemerkte, dass mein Laptop auf dem Bett lag. »Wie kommt der denn hierher?«

»Ihr Laptop ist beschlagnahmt«, sagte sie.

»Das soll wohl ein Scherz sein«, gab ich zurück. »Darauf sind unsere ganzen Steuerunterlagen und

Adressen.«

»David.«

Ich wandte mich um. Mein Vater stand im Türrahmen. »Du musst dir ansehen, was sie in Ethans Zimmer angerichtet haben.«

Ich eilte hinaus auf den Flur. Im Zimmer meines Sohnes herrschte das nackte Chaos. Sein Bett war abgezogen worden;

die Matratze lehnte an der Wand. Die Plastikkisten mit seinem Spielzeug waren allesamt ausgeleert worden.

»Das darf doch nicht wahr sein«, platzte ich heraus. »Was zum Teufel machen Sie hier?«

Simpson kam die Treppe herauf. »Mr Harwood, Sie haben das Recht, während einer Hausdurchsuchung

anwesend zu sein, aber wenn Sie uns bei unserer Arbeit stören, muss ich Sie entfernen lassen.«

Ich war sprachlos vor Zorn. Während ich noch nach Worten rang, klingelte mein Handy.

»Ja?«, sagte ich.

»Hey, Dave, Samantha hier. Was zum Teufel ist passiert?«

»Ich kann jetzt nicht

reden, Sam.«

»Hör zu, Dave. Ich rufe nicht bloß als Freundin an. Ich brauche etwas, das ich zitieren kann. Etwas von dir.«

Da die Montagsausgabe des *Standard* erst in der Nacht gedruckt wurde, musste es etwas sein, das Sam in der Online-Ausgabe bringen konnte. Ich hatte noch keine

Gelegenheit gehabt, einen Blick auf die Website zu werfen, ging aber davon aus, dass sie nach den gestrigen Nachrichten etwas über Jans Fall gebracht hatten.

Ich ließ den Blick noch einmal durch Ethans Zimmer schweifen. Ich war drauf und dran, Simpson gehörig die Meinung zu geigen. Verdammt noch

mal, was für Schwachköpfe von Bullen mussten das sein, die mir die Bude auf den Kopf stellten und sinnlos wertvolle Zeit verschwendeten, statt nach meiner Frau zu suchen?

»Schieß los, Sam«, sagte ich stattdessen.

»Ist es wahr, dass du verdächtigt wirst, etwas mit

dem Verschwinden deiner Frau zu tun zu haben?«

Es war gerade eine knappe halbe Stunde vergangen, seit ich das Polizeirevier verlassen hatte. Woher wusste man beim *Standard*, dass …

Reeves.

Ich glaubte nicht, dass Duckworth dem Stadtrat irgendetwas erzählt hatte, und für eine weitere

Pressekonferenz war nicht genug Zeit gewesen. Aber Reeves hatte mitbekommen, was ich auf dem Weg zum Ausgang zu Duckworth gesagt hatte. Und anschließend garantiert gleich den *Standard* informiert. Anonym natürlich, so machten das Ratten wie er. Ein kurzer Anruf in der Redaktion, dass ein

Reporter des Hauses auf dem Polizeirevier dabei beobachtet worden war, wie er lautstark abgestritten hatte, seine Frau umgebracht zu haben. Klar, dass beim *Standard* bereits alle Drähte heiß liefen.

Jede Wette, dass Fernseh- und Radiosender inzwischen ebenfalls Bescheid wussten.

»Woher weißt du das, Sam?«

»Komm schon, Dave«, sagte Samantha Henry. »Du weißt doch genau, wie so was läuft. Es tut mir leid, aber ich muss dir diese Fragen stellen. Stimmt es, dass du unter Mordverdacht stehst? Musst du fürchten, verhaftet zu werden? Ist Jans Leiche gefunden

worden?«

»Du meine Güte, Sam. Ich bitte dich. Was sagt denn die Polizei? Haben sie schon offiziell Stellung bezogen?«

»Bis jetzt habe ich nichts …«

»Also gibt es nur Gerüchte. Ihr habt einen anonymen Anruf erhalten, stimmt's?«

»Dave, ich tue nichts,

was du nicht auch tun würdest. Wir haben einen Tipp bekommen, und ich hake lediglich nach, das ist alles. Und, mal ehrlich, du willst doch bestimmt nicht mit jemand anderem reden. Wir stehen auf deiner Seite, Dave.«

Da war ich mir nicht so sicher.

Von draußen drang das Geräusch quietschender

Bremsen herein. Das Handy noch am Ohr, drängte ich mich an meinem Vater vorbei, ging die Treppe hinunter und sah durch die Scheibe in der Haustür.

Es war ein Ü-Wagen.

»Sorry, Sam, ich muss Schluss machen.« Ich beendete das Gespräch.

»News Channel 13?«, sagte Dad. »Was wollen

die denn hier?«

»Lass uns hier schleunigst verschwinden«, sagte ich. »Und falls sie auch bei euch auftauchen sollten, will ich auf keinen Fall, dass sie Ethan belästigen.«

»Klar.«

»Also, wir gehen jetzt in aller Ruhe zu deinem Wagen, okay?«

»Verstanden.«

Wir marschierten über den Rasen, ohne den beiden Personen Beachtung zu schenken, die gleichzeitig aus dem Ü-Wagen stiegen. Ein Mann und eine Frau, die ich aus dem Augenwinkel erkannte. Donna Wegman, Reporterin bei Channel 13. Ende zwanzig, eine attraktive Brünette, die

sich ständig das Haar aus den Augen strich, wenn sie auf Sendung war.

»Entschuldigung«, rief sie. »Sind Sie David Harwood?«

Ich wies zum Haus hinter mir. »Fragen Sie die Cops. Die wissen bestimmt, wo Sie ihn finden können.«

»Hast du überlegt, einen

Anwalt einzuschalten?«, fragte Dad unterwegs.

»Ja«, erwiderte ich. »Sieht allmählich so aus, als könnte ich einen brauchen.«

»Wie wär's mit Buck Thomas? Erinnerst du dich noch? Er hat uns gute Dienste geleistet, als wir den Grundstücksstreit mit den Glendons hatten.«

»Hier geht's nicht um

irgendwelche Nachbarn«, sagte ich.

Dad nickte bedächtig. »Stimmt auch wieder. Aber wie auch immer, Anwälte sind nicht ganz billig. Mom und ich haben ein bisschen was zurückgelegt, falls du Unterstützung brauchst. Nur damit du's weißt.«

»Danke, Dad«, sagte ich. »Aber ich glaube nicht, dass die Polizei etwas

gegen mich in der Hand hat. Sonst hätte mich Detective Duckworth garantiert nicht laufen lassen.«

Erneut nickte Dad, den Blick weiter konzentriert auf den Verkehr gerichtet. »Wahrscheinlich hast du recht. Und da du ja nichts Böses getan hast, werden sie auch nichts finden, was sie dir anhängen können,

egal wie oft sie dein Haus auf den Kopf stellen.«

Klar, er wollte mich beruhigen. Es funktionierte bloß nicht.

»Verdammt noch mal«, platzte Dad heraus. »Kann das Arschloch denn keinen Blinker setzen?«

26

Sie fuhren auf dem Massachusetts Turnpike. In Dwaynes braunem Pick-up, den ihm sein Bruder leihweise zur Verfügung gestellt hatte, als er aus dem Knast entlassen worden war. Es war ein

fünfzehn Jahre alter Chevy, der zwar reichlich Rost angesetzt hatte, aber immer noch ordentlich lief. Trotzdem war er eine üble Spritschleuder, selbst mit abgeschalteter Klimaanlage, zwangsweise, da sie ohnehin nicht mehr funktionierte.

»Bist du sicher, dass wir sie nicht irgendwie in Gang

kriegen?«, fragte Kate.

»Mach die Lüftung an.«

»Da kommt doch bloß heiße Luft raus.«

»Dann mach das Fenster auf«, sagte Dwayne.

»Dein Bruder hasst dich, stimmt's?«, gab Kate zurück. »Oder warum hat er dir diese Mühle angedreht?«

»Ich lasse dich gern

raus, wenn du lieber zu Fuß gehen willst, Babe.«

Zumindest war die Karre nicht geklaut. Falls sie irgendwo angehalten werden sollten – Dwayne war schon in den unmöglichsten Situationen verhaftet worden –, hatten sie auf jeden Fall einwandfreie Nummernschilder. Und Dwayne sogar einen

nagelneuen Führerschein.

»Ich bin mit einer Kate zur High School gegangen«, wechselte Dwayne das Thema. »Die Kleine hat immer Miniröcke getragen, und wenn sie sich nach vorn gebeugt hat, wusste sie genau, dass alle wie die Weltmeister glotzen. War ihr aber komplett egal. Ich frage mich, was aus ihr

geworden ist.«

»Sie sitzt bestimmt nicht in irgendeiner uralten Rostlaube und schwitzt sich die Seele aus dem Leib. Vielleicht hätten wir uns doch nicht von dem Explorer trennen sollen. Da lief die Klimaanlage wenigstens noch.«

Dwayne warf ihr einen Seitenblick zu. »Was ist los? Bist du immer noch

sauer, weil ich mir das Arschloch vorgeknöpft habe?«

In dem Laden, wo sie gefrühstückt hatten. Sie hatte ihm die Hölle heißgemacht, sobald sie auf dem Highway gewesen waren.

»Was hast du dir dabei gedacht, verdammt noch mal?«, hatte sie ihn angezischt. »Willst du uns

die Bullen auf den Hals hetzen, oder was?«

»Vergiss es«, hatte Dwayne gesagt. »Ich habe dem Typ bloß ’nen Gefallen getan.«

»Ach ja?«

»Wie soll er denn sonst lernen, seinen Kids Manieren beizubiegen?«

Die ersten dreißig Meilen hatte sie immer wieder in den Rückspiegel gesehen

und nur darauf gewartet, Blaulicht hinter ihnen zu sehen.

Dwaynes Geduldsfaden war ein echtes Problem; man wusste nie, wann er wieder ausrasten würde. Sie hoffte bloß, dass er sich einigermaßen im Griff hatte, bis die Sache in Boston erledigt war.

»Es tut mir leid, okay?«, sagte Dwayne. »Ist nicht

nötig, länger hier herumzuzicken, Süße.«

Sie hielt die Hand aus dem Fenster, genoss den Fahrtwind zwischen den Fingern. Sie fuhren mehrere Meilen, ohne ein Wort zu wechseln. Sie war es, die schließlich das Schweigen brach.

»Wie war's da eigentlich?«, fragte sie.

»Wo?«

»Im Gefängnis.«

»Fang bloß nicht wieder damit an.«

»Das meinte ich nicht«, gab sie zurück. »Wie lief das ab? So alltagsmäßig, verstehst du?«

»Man kann’s schlechter treffen. Man weiß, wann man aufstehen muss, wann das Licht ausgeht, wann es Essen gibt und wann Hofgang ist. Da lernt

man, dass klare Regeln auch was für sich haben.«

Es war nicht die Antwort, die sie erwartet hatte. »Aber du konntest nirgendwohin«, sagte sie. »Du warst, na ja, ein Knacki eben.«

Dwayne hängte den Arm aus dem Fenster. »Stimmt, aber man musste auch nicht viel entscheiden. Von wegen,

was ziehe ich heute an? Was hole ich mir zu essen? Wie kriege ich die Zeit rum? Ehrlich, manchmal frage ich mich, wie normale Leute das hinkriegen, dauernd irgendwelche Entscheidungen treffen zu müssen. Im Knast gab's diesen Stress nicht. Irgendwie war es sogar beruhigend.«

»Das muss ja das reinste Paradies gewesen sein.«

»So hab ich's nicht gemeint«, gab er zurück. »Das Essen war beschissen, außerdem gab's nie genug. Wenn man am Ende der Schlange stand, guckte man meistens in die Röhre. Frische Wäsche gab's auch viel zu selten.

Seit sie einen Privatknast draus gemacht hatten, wurde an allen Ecken und Enden gespart.«

»Privatknast?«

»Der Laden wurde nicht mehr vom Staat, sondern einer Firma betrieben. Manche Wärter verdienten so schlecht, dass sie nicht wussten, wie sie ihre Familien ernähren sollten. Dagegen hatten wir

beinahe das große Los gezogen. Aber egal. Für uns wird Kohle künftig jedenfalls kein Problem mehr sein.«

Dwayne wechselte auf die linke Spur und überholte einen Bus.

»Verstehst du jetzt, was ich damit sagen wollte?«, fragte er. »Von wegen Entscheidungen. Ich will nur eine einzige

Entscheidung treffen – wie groß das Boot sein soll, das ich mir kaufe.«

Sie dachte darüber nach. Er hatte gar nicht so unrecht. Hatte ihr Leben in den letzten Jahren nicht fast ausschließlich daraus bestanden? Aus Entscheidungen? Endlosen Entscheidungen, die sie nicht nur für sich, sondern auch noch für andere hatte

treffen müssen?

Am Ende hatte es sie nur noch erschöpft.

»Und?«, sagte sie. »Fühlst du dich jetzt frei?«

Dwayne blinzelte. »Ja, klar. Und wie. Also, ich will jedenfalls nicht wieder rein, falls du das meintest.«

Das Problem war, dass sie sich fühlte, als wäre sie ebenfalls jahrelang eingesperrt gewesen. Es

war, als wäre sie aus einem Gefängnis geflohen. Und nun war sie hier, unterwegs auf dem Highway, und stützte die Füße gegen das Armaturenbrett, während ihr der Fahrtwind das Haar zerzauste.

Was für ein Gefühl. Der nackte Wahnsinn.

Sie fragte sich, warum sie sich trotzdem so mies

fühlte.

***

Der Plan war ziemlich einfach.

Zuerst mussten sie die zwei Banken aufsuchen. Sobald sie die Ware aus den Schließfächern geholt hatten, würden sie bei diesem Typen vorbeifahren, der sich die

Ware ansehen und ihnen ein Angebot machen würde. Wenn es nicht gut genug war, konnten sie ja verhandeln. Oder zu jemand anderem gehen. Wer sagte, dass man immer das erstbeste Angebot annehmen musste?

Sie hoffte bloß, dass sich das Warten gelohnt hatte. Ach was. Sie

würden reich sein. Die Frage war nur, wie reich. Allein dieser Gedanke hatte sie all die Jahre durchhalten lassen. Keine Frage, die Aussicht auf Geld war eine mächtige Triebfeder. Die Gewissheit, dass sie am Ende aller Wahrscheinlichkeit nach mehrere Millionen Dollar einsacken würden.

Alles hätte schon viel

früher klappen können, wäre Dwayne nicht wegen schwerer Körperverletzung hinter Gitter gewandert. Und danach war ihr schlicht keine andere Wahl geblieben, als sich in Geduld zu üben.

Auszuharren. Und abzutauchen. Das war besonders wichtig gewesen. Weil sie wusste, dass man nach ihr suchen

würde. Sie hatte die Zeitungen gelesen. Sie wusste, dass der Kurier entgegen aller Wahrscheinlichkeit überlebt hatte. Sobald er wiederhergestellt war, würde er alles daransetzen, die Person zu finden, wegen der er nicht nur ein Vermögen in Diamanten, sondern auch seine linke Hand verloren

hatte.

Ihr war von Anfang an klar gewesen, dass für sie ein weit höheres Risiko als für Dwayne bestand. Der Kurier hatte ihr Gesicht gesehen. Er hatte ihr direkt in die Augen gestarrt, bevor er ohnmächtig geworden war. Sie hatte nicht geglaubt, dass er je wieder aufwachen würde.

Das Blut.

Außerdem war klar gewesen, dass der Kurier nicht lange brauchen würde, um herauszukriegen, wie sie auf ihn gekommen waren.

Durch seine Freundin, genauer gesagt seine Ex-Freundin. Alanna. Sie hatte mit ihr in einer Bar am Stadtrand von Boston gearbeitet. Spätschicht, und in der Pause hatten

sie öfter mal zusammen eine Zigarette geraucht. Bei einer dieser Gelegenheiten hatte ihr Alanna von ihrem Ex erzählt, der sich als das letzte Superarschloch entpuppt hatte. Immer auf Reisen nach Afrika oder sonst wo hin, über seinen Job hätte er sich ausgeschwiegen, und zu ihm nach Hause hätte sie

auch nie kommen dürfen. Eines Tages, sie sind gerade in seinem Audi unterwegs, hält er kurz an, um sich mit jemandem zu treffen. Er verspricht, er wäre in zehn Minuten wieder zurück, und als er hinter den Glastüren eines Bürogebäudes verschwindet, beschließt sie, einen Blick in seine Sporttasche zu werfen, die

hinter dem Fahrersitz klemmt – seltsam, bis dahin hat er nie erwähnt, dass er ins Fitnessstudio geht. Noch seltsamer, dass die Sporttasche nicht stinkt, schließlich stinken Sporttaschen von Typen doch immer, oder? Sie öffnet die Tasche, findet darin aber weder Laufschuhe noch Schweißbänder, sondern

eine Reihe kleiner, mit Samt ausgeschlagener Kästchen. Als sie das erste aufmacht, sieht sie, dass sich darin ein halbes Dutzend Diamanten befindet. Heilige Scheiße, schießt es ihr durch den Kopf, sind die Dinger echt? Und während sie noch entgeistert auf die Klunker starrt, ist er schon wieder da, früher als erwartet, und

kriegt einen tierischen Anfall, macht sie zur Sau, und ab da ist Sense, absolute Funkstille, er ruft sie nicht mal mehr an.

Und die Frau, die sich nun Kate nannte, hatte gedacht: *Diamanten?*

Sie hatte es gleich ihrem Freund Dwayne erzählt, mit dem sie seit einigen Wochen zusammen war. Sie hatten Alannas Ex

ausfindig gemacht, ihn beobachtet und sich mit seinem Tagesablauf vertraut gemacht. Und schließlich hatten sie ihn geködert. Als er mit dem Zug aus New York gekommen war, um sich mit ihnen zu treffen, hatten sie ihn mit einer Limousine abgeholt.

Sie hatte es gleich gewusst. Dass er in null

Komma nichts herausbekommen würde, dass Alanna die undichte Stelle war, sobald er wieder einigermaßen klar denken konnte.

Zwei Monate nach dem Überfall hatte sie auf der Website des *Globe* gelesen, dass eine junge Frau namens Alanna Dysart tot im Bostoner Hafen aufgefunden worden

war. Und in einem Punkt gab es keine allzu großen Zweifel: dass sie ihrem Mörder die Namen aller verraten hatte, denen sie erzählt hatte, womit er seine Brötchen verdiente.

Höchstwahrscheinlich auch den Namen einer gewissen Connie Tattinger.

Und deshalb hatte sie es vorgezogen, schnellstmöglich von der

Bildfläche zu verschwinden.

***

»Meinst du, du warst schon in den Nachrichten?«, fragte Dwayne.

Sie war so in Gedanken versunken, dass sie ihn erst wahrnahm, als er die Frage wiederholte.

»Lass uns das nächste Motel anfahren«, erwiderte sie. »Dann wissen wir mehr.«

Dwayne lenkte den Pick-up die nächste Ausfahrt hinauf. Kurz darauf hielten sie vor einem Motel mit Computerservice für die wenigen Reisenden, die ohne Laptop unterwegs waren.

Kate trat zum Computer

und erzählte der jungen Frau, die fragte, ob sie ihr helfen könne, sie und ihr Mann wollten gern ein Zimmer nehmen, aber erst müsse sie checken, wie es ihrer kranken Tante ginge. Telefonisch würde sie nicht durchkommen, aber vielleicht hatte ihr ja ein Verwandter eine E-Mail geschickt, um sie auf dem Laufenden zu halten. Sollte

sich der Zustand ihrer Tante verschlechtert haben – und nun trug sie richtig dick auf –, würde ihnen nichts anderes übrigbleiben, als umzudrehen und geradewegs nach Maine zurückzufahren.

Kein Problem, sagte die junge Frau, ehe sie an ihren Schreibtisch zurückkehrte. Bitte sehr.

Das wird auch nicht berechnet.

Zuerst ging sie auf die Website des *Standard*, dann checkte sie die Seiten von zwei, drei lokalen TV-Sendern.

Zwei Fragen standen im Vordergrund:

Schlug Jan Harwoods Verschwinden hohe Wellen?

Hatten sie die Leiche

gefunden?

Sie überflog die Berichte und wandte sich zu der jungen Frau. »Danke. O Gott, leider hat sich ihr Zustand drastisch verschlechtert. Ich fürchte, wir müssen zurückfahren.«

»Wie schrecklich«, sagte die junge Frau.

***

Sie schlug die Beifahrertür des Pick-ups zu. »Sie haben sie noch nicht gefunden«, sagte sie.

»Hmm«, sagte er. »Es könnte besser laufen, was?«

»Ist nur eine Frage der Zeit«, gab sie zurück.

Dwayne ließ sich das drei Sekunden durch den Kopf gehen. »Ich habe Kohldampf«, sagte er

dann.

27

Ethan flog in meine Arme, als ich das Haus meiner Eltern betrat. Ich hob ihn hoch in die Luft und küsste ihn.

»Ich will nach Hause«, sagte er.

»Das geht nicht«, sagte

ich. »Später.«

Ethan schüttelte den Kopf. »Nach Hause. Ich will zu Mom.«

»Es geht aber nicht«, sagte ich.

Strampelnd wand er sich in meinem Griff, bis ich ihn wieder herunterließ, und stapfte mit weit ausholenden Schritten zur Haustür.

»Wo willst du hin?«, rief

ich.

»Ich gehe nach Hause«, erklärte er.

»Den Teufel wirst du tun.« Im Nu war ich bei ihm, packte ihn und schwang ihn hoch. Ich trug ihn ein paar Schritte zurück, setzte ihn wieder ab und gab ihm einen leichten Klaps auf den Po. »Und jetzt beschäftige dich.«

Er verschwand in der Küche; ich hörte, wie er den Kühlschrank öffnete. Normalerweise fühlte sich Ethan bei meinen Eltern pudelwohl, nun aber war er schon seit mehr als vierundzwanzig Stunden nicht mehr zu Hause gewesen. Mal ganz abgesehen davon, dass er auch die Nerven meiner Eltern zu strapazieren

begann.

»Tut mir leid«, sagte ich zu Mom.

»Schon okay«, erwiderte sie. »Ihm fehlt seine Mutter. David, was ist denn los? Warum haben sie deinen Wagen abgeschleppt?«

Dad betrat die Diele. »Du solltest mal sehen, was sie bei ihm zu Hause angerichtet haben. Da

sieht es aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen.«

Ich führte Mom auf die Veranda, damit Ethan nichts mitbekam. »Die Polizei glaubt, ich hätte etwas mit Jans Verschwinden zu tun«, sagte ich.

»Oh, David.« Sie klang mehr besorgt als überrascht.

»Offenbar denken sie,

ich hätte Jan umgebracht.«

»Was?«, platzte sie heraus. »Aber wie kommen sie darauf?«

»Einige Umstände scheinen in meine Richtung zu deuten«, antwortete ich. »Einiges ist bloß Zufall, zum Beispiel, dass niemand Jan zu Gesicht bekommen hat, nachdem wir vom Lake

George zurück waren. Und dann ist da noch diese Sache mit den Online-Tickets …«

»Wovon redest du?«

»Außerdem begreife ich nicht, warum mehrere Leute der Polizei gegenüber gelogen haben. Warum hat der Besitzer des Ladens am Lake George eine Falschaussage gemacht?«

»David, ich verstehe kein Wort mehr. Warum sollte jemand Lügen über dich verbreiten?«

»Der Junge braucht einen Anwalt, so viel steht fest«, brummte Dad durch die Fliegentür.

»Ich fahre jetzt dort hin«, sagte ich. »Ich muss wissen, warum der Kerl gelogen hat.«

»Hört mir überhaupt

jemand zu?«, fragte Dad.

»Dad, bitte«, gab ich zurück.

»Dein Vater hat recht«, erklärte Mom. »Wenn die Polizei glaubt, dass du etwas mit Jans Verschwinden zu tun …«

»Ich habe jetzt keine Zeit«, sagte ich. »Ich muss Jan finden. Und ich will endlich wissen, was hier gespielt wird. Jemand

versucht mir etwas anzuhängen …«

Ich hielt abrupt inne.

»Was ist denn jetzt los?«, fragte Mom.

»Reeves«, sagte ich.

»Der Stadtrat?«, fragte Mom. »Stan Reeves?«

»Ich dachte, er hätte nur zufällig auf dem Revier mitbekommen, dass die Polizei mich verdächtigt. Aber was, wenn er das

alles eingefädelt hat?«

»Ich verstehe kein Wort«, sagte Dad.

»Er und Elmont Sebastian«, sagte ich. »Klar, ich bin ihnen ein Dorn im Auge, aber würden sie so weit gehen, mich …«

Meine Gedanken überschlugen sich. Es war nicht besonders schwierig, die Punkte zu verbinden –

aber was für ein Gesamtbild kam dabei heraus?

Wenn Jan etwas zustieß und man mich dafür verantwortlich machen konnte, würde ich keine weiteren unliebsamen Artikel über den geplanten Gefängnisbau schreiben können. Ich würde keine weiteren Versuche unternehmen, Sebastians

Bestechungsversuche publik zu machen.

War das wirklich möglich? Oder witterte ich eine Verschwörung, wo es keine gab?

Würde tatsächlich jemand einen derartigen Aufwand betreiben, um einen Reporter zum Schweigen zu bringen? Vielleicht. Ich arbeitete für die einzige Zeitung der

Stadt, und trotz seines Niedergangs hatte der *Standard* immer noch einigen Einfluss. Und ich war der Einzige dort, der ein kritisches Auge auf das Knastprojekt hatte. Der nicht nur die Frage stellte, ob profitorientierte Gefängnisse wirklich das Gelbe vom Ei waren, sondern auch die Machenschaften von Star

Spangled Corrections unter die Lupe nahm.

Und auch wenn ich bestimmt nicht Elmont Sebastians einziges Problem war, konnte es nicht schaden, mich mundtot zu machen.

Aber selbst wenn ich richtig lag und Elmont Sebastian tatsächlich versuchte, mich auszuschalten – wie

erklärte sich dann, was ich in Pittsford erfahren hatte? Über Jans Vergangenheit, eine Vergangenheit, die gar nicht ihr gehörte.

»Ich brauche ein Glas Wasser«, sagte ich.

Mom ging vor mir her in die Küche, wo Ethan auf dem Linoleumboden lag und ein Spielzeugauto brummend hin und her fahren ließ. Mom ließ das

Wasser aus dem Hahn laufen, bis es kühl war, und schenkte mir ein Glas ein.

Ich nahm einen langen Schluck. »Da ist noch was«, sagte ich.

Meine Eltern sahen mich erwartungsvoll an.

Ich bedeutete ihnen, die Küche zu verlassen, damit Ethan nichts mitbekam.

Eine Stunde später fuhr ich mit dem Wagen meines Vaters los. Inzwischen war ich mir nicht mehr so sicher, ob es wirklich schlau gewesen war, meine Eltern in das einzuweihen, was ich in Pittsford herausbekommen hatte. Dad hatte sich fürchterlich aufgeregt über die unfähigen Sachbearbeiter, die Jan

wahrscheinlich die falsche Geburtsurkunde ausgehändigt hatten.

»Jede Wette, dass sie schriftlich eine Kopie ihrer Geburtsurkunde angefordert hat«, sagte er. »Sie haben ihr das Dokument einer anderen Jan Richler geschickt, und sie hat sich die Unterlagen nicht richtig angesehen. Du meine Güte! Beste

Gehälter und Jobs auf Lebenszeit, und diese Idioten sind nicht mal in der Lage, die einfachsten Dinge zu erledigen!«

Mom hingegen machte sich sichtlich Sorgen, starrte die meiste Zeit nur stumm aus dem Fenster in den Garten, wo Ethan einen Krocketball nach dem anderen über den Rasen feuerte. »Seine

Mutter ist vielleicht eine ganz andere Frau?«, sagte sie irgendwann. »Wie sollen wir ihm das bloß erklären?«

Als ich erwähnte, Jan könnte möglicherweise in einem Zeugenschutzprogramm gewesen sein, hielt mein Vater immerhin mit seiner Tirade gegen träge Beamte inne. Seine

Begeisterung für meine Theorie führte im Nu dazu, dass ich selbst nicht mehr recht daran glaubte.

Als ich mich hinters Steuer setzte, lag mir mein Vater immer noch in den Ohren, ich müsse mir einen Anwalt nehmen. Und damit hatte er zweifellos recht, nur dass ich keine Zeit hatte, noch jemandem zu erläutern, was in den

letzten achtundvierzig Stunden geschehen war.

»Einen Anwalt? Besorg du mir doch einen in der Zwischenzeit. Aber keinen, der auf Nachbarschaftsstreitigkeiten spezialisiert ist, okay?«, sagte ich zu Dad, um ihn zu beruhigen.

Auf der Fahrt zum Lake George blickte ich ein ums andere Mal in den

Rückspiegel. Nicht, weil ich erwartet hätte, noch einmal den dunkelblauen Buick zu sehen, der Jan und mir gefolgt war, sondern weil ich mir ziemlich sicher war, dass Detective Duckworth dafür gesorgt hatte, dass mich jemand im Auge behielt. Wenn er ernsthaft glaubte, dass ich meine Frau umgebracht hatte, würde

er mich nicht unbeobachtet lassen.

Doch wenn ich tatsächlich beschattet wurde, machten sie ihre Sache verdammt gut. Auf der gesamten Fahrt fiel mir kein einziger Wagen auf. Kurz nach drei bog ich von der Straße auf den Parkplatz von Ted's Lakeview General Store ab.

Es war nicht gerade viel los. Niemand tankte, und nur zwei Wagen standen auf dem Parkplatz. Da ich davon ausgehen konnte, dass der eine dem Besitzer gehörte, war außer ihm vielleicht noch ein Kunde im Laden.

Eine Türglocke ertönte, als ich eintrat. Hinter dem Ladentresen erblickte ich einen dünnen Mann Ende

sechzig. Im ersten Moment dachte ich, er würde stehen, doch dann bemerkte ich, dass er auf einem hohen Stuhl saß. Er nickte mir zu.

Eine stämmige Frau trat vor mir mit einer Tüte Doritos, einem großen Snickers-Riegel und einer Flasche Diät-Cola an den Tresen. Er kassierte, packte alles in eine kleine

Tüte und wünschte ihr einen guten Tag.

Als sie gegangen war, sagte ich: »Sind Sie der Besitzer des Ladens hier?«

»Bin ich«, sagte er. »Ted Brehl. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich bin Reporter beim *Standard* in Promise Falls«, sagte ich. »Ich war bei der Polizei, und ein gewisser Detective

Duckworth sagte mir, er hätte mit Ihnen über die Frau gesprochen, die kürzlich spurlos verschwunden ist.«

»Ja, das stimmt.« Sein Tonfall ließ ahnen, dass er sich über die Aussicht freute, interviewt zu werden.

»Dann ist diese Frau also hier gewesen?«

»So sicher wie das

Amen in der Kirche«, gab er zurück.

»Haben Sie die Polizei angerufen? Oder haben die sich bei Ihnen gemeldet?«

»Ich war's selbst.« Er glitt von seinem Stuhl und beugte sich über den Tresen. »Ich habe ihr Bild am Abend vorher in den Nachrichten gesehen und sie sofort wiedererkannt.«

»Wow«, sagte ich, während ich Notizbuch und Kugelschreiber aus meiner Jacke kramte. »Aber besonders lange kann die Frau doch nicht hier drin gewesen sein, oder?«

»Stimmt schon«, sagte er. »Aber sie war ziemlich gesprächig, daher hatte ich Gelegenheit, sie mir ein bisschen genauer anzusehen. Ziemlich

attraktiv übrigens, die Lady.«

Jan? Gesprächig?

»Und was hat sie gesagt?«

»Dass sie mit ihrem Mann unterwegs sei.«

»Wie? Einfach so aus heiterem Himmel?«

»Nein, erst sagte sie, wie schön es hier oben sei, sie wäre noch nie am Lake George gewesen. Ich hab

sie gefragt, ob sie sich irgendwo in der Nähe ein Zimmer genommen hätten, und sie meinte, nein, sie würde nur einen Ausflug mit ihrem Mann machen.«

Das klang plausibel. Ganz normaler Smalltalk. Wieso machte Duckworth so eine Riesensache daraus?

»Und dann?«, fragte ich.

»Sie hat zwei Getränke

gekauft, ich weiß aber nicht mehr, was. Einen Eistee, glaube ich.«

»Und dann ist sie gegangen?«

»Sie hat mich noch gefragt, was man hier in der Gegend unternehmen kann. Irgendwas Spannendes, meinte sie.«

»Etwas Spannendes?«

»Wollen Sie eigentlich nichts aufschreiben?«,

fragte er.

Erst jetzt fiel mir auf, dass ich mir noch keine einzige Notiz gemacht hatte. Ich lächelte. »Keine Sorge. Ich habe ein ausgezeichnetes Gedächtnis.«

»Nicht, dass Sie mich falsch zitieren.«

»Wie gesagt, keine Sorge. Was meinte sie damit, ›etwas

Spannendes‹?«

»Na ja, sie hat sich offenbar gefragt, warum ihr Mann mit ihr hier rausgefahren war. Sie dachte, er will sie vielleicht mit irgendwas überraschen.«

»Hat sie sonst etwas über den Ausflug gesagt? Vielleicht, dass sie und ihr Mann sich mit jemandem treffen wollten?«

Ted überlegte. »Nein, nichts dergleichen. Nur, dass ihr Mann ihr nicht verraten wollte, was er hier draußen vorhatte.«

Ich legte Notizbuch und Kugelschreiber auf den Tresen und schwieg einen Moment.

Ted zog die Stirn in Falten. »Gibt's ein Problem?«

»Wieso lügen Sie,

Ted?«, fragte ich.

»Was?«

»Ich habe Sie gefragt, warum Sie lügen.«

»Wovon reden Sie, verdammt noch mal? Ich hab Ihnen die Wahrheit erzählt. Genau wie der Polizei.«

»Ich kaufe Ihnen die Geschichte aber nicht ab«, gab ich zurück. »Sie haben sich das ausgedacht.«

»Sind Sie nicht ganz dicht? Sie war hier, stand direkt vor mir. Ist gerade mal zwei Tage her.«

»Ich glaube Ihnen, dass sie hier war. Aber das, was sie Ihnen erzählt haben soll, stinkt meilenweit gegen den Wind. Hat Ihnen jemand Geld für Ihre Lügen gegeben? So war's doch, oder?«

»Wer zum Teufel sind

Sie?«

»Habe ich Ihnen doch gesagt. Ich bin Reporter. Und ich kann es nicht leiden, wenn mich jemand an der Nase herumführt.«

»Schwachsinn«, entgegnete Ted Brehl. »Wenn Sie mir nicht glauben, lassen Sie sich doch das Band von der Polizei zeigen.«

»Welches Band?«

»Okay, ich sage Band, aber in Wahrheit ist es e i n e CD oder sonst irgendein digitaler Scheiß.« Er wies über seine Schulter auf eine kleine Kamera, die an einer Vorrichtung oben an der Wand befestigt war. »Sogar mit Ton. Nicht besonders toll, aber wenn man genau hinhört, kriegt man fast alles mit. Vor drei

Jahren hat mich so ein Dreckskerl ausgeraubt. Das Arschloch hat sogar auf mich geschossen, da drüben an der Wand können Sie noch das Einschussloch sehen. Jedenfalls hab ich danach eine Kamera und ein Mikro installieren lassen.«

»Es gibt eine Aufzeichnung von dem Gespräch zwischen Ihnen

und der Frau?«, fragte ich.

»Wenden Sie sich an die Cops. Die waren heute Morgen hier und haben das Band mitgenommen. Und jetzt hören Sie endlich auf, mich als Lügner hinzustellen!«

»Aber warum sollte sie so etwas sagen?«, murmelte ich, mehr an mich selbst gerichtet als an Ted.

Ich steckte mein Notizbuch wieder ein und ging zur Tür.

»He«, rief Ted mir hinterher, »wann erscheint der Artikel denn?«

Ich schüttelte nur den Kopf und stieß die Tür auf. Ich starrte zu Boden, während ich mir den Kopf darüber zerbrach, warum Jan dem Besitzer des Ladens diese hirnrissige

Geschichte aufgetischt hatte. Wieso sie ihm erzählt hatte, ich würde wohl irgendeine Überraschung für sie planen. Logisch, dass sie unser geplantes Treffen mit der anonymen Informantin nicht erwähnt hatte. Das wäre schlicht idiotisch gewesen. Aber warum hatte sie Ted Brehl diese Dinge erzählt? Was

in aller Welt hatte sie vorgehabt?

Und wäre ich nicht so in Gedanken versunken gewesen, hätte ich vielleicht Welland bemerkt – Elmont Sebastians bulligen Chauffeur, der mir offensichtlich aufgelauert hatte.

28

Welland packte mich am Kragen und knallte mich so heftig gegen die Wand von Ted's Lakeview General Store, dass mir schlagartig sämtliche Luft aus den Lungen wich.

»Was zum …«

Mehr brachte ich nicht heraus, ehe Wellands Gesicht unmittelbar vor mir erschien. »Hallo, Mr Harwood«, sagte er. Während ich nach Luft rang, stieg mir sein heißer, nach Zwiebeln stinkender Atem in die Nase.

»Lassen Sie die Finger von mir«, stieß ich hervor, doch er hielt mich so fest, als hätte er vor, mich

durch das Mauerwerk zu drücken.

»Mr Sebastian wäre Ihnen überaus dankbar«, sagte er mit gespielter Höflichkeit, »wenn Sie ihm ein paar Minuten Ihrer wertvollen Zeit schenken könnten.«

Als ich über seine Schulter spähte, erblickte ich Sebastians Limousine, auch wenn mir die

getönten Scheiben den Blick ins Innere des Wagens verwehrten. Ich konnte nur hoffen, dass Wellands Boss sich tatsächlich im Auto befand.

»Finger weg, verdammt noch mal«, zischte ich, doch Welland nagelte mich weiter an die Wand.

Er bleckte die Zähne. »Ich hätte da noch eine Frage an Sie.«

Ich schwieg.

»Typen wie Sie gehen doch durch ihr ganzes Leben, ohne sich je wirklich beweisen zu müssen, stimmt's? Von Mann zu Mann, meine ich.« Er schüttelte den Kopf. »Na, mussten Sie das schon mal? Oder haben Sie sich das letzte Mal als Sechsjähriger geschlagen?«

Ich hielt weiter den Mund. Im selben Augenblick quietschte die Ladentür, und Ted trat heraus. »Was ist denn hier los?«

Welland funkelte ihn an. »Verpiss dich, Opa.«

Ted ließ sich das nicht zweimal sagen.

Welland ließ einen Moment lang von mir ab, dann packte er mich mit

stahlhartem Griff am Arm und führte mich zu der Limousine, öffnete die hintere Tür und stieß mich in den Wagen.

Am anderen Ende der dick gepolsterten Lederrückbank saß Elmont Sebastian. In der Hand hielt er einen Schokoriegel, den er wie eine Banane aus der Verpackung geschält hatte. Ich zog

gerade noch rechtzeitig mein Bein weg, ehe Welland die Tür hinter mir zuschlug.

»Es ist mir eine besondere Freude, Mr Harwood«, sagte Elmont Sebastian.

Welland setzte sich hinters Steuer, drehte den Zündschlüssel und fuhr so abrupt an, dass ich gegen die Lehne prallte.

»Das nenne ich Kidnapping«, sagte ich.

Sebastian grinste. »Soll das ein Witz sein? Oder können Sie einen geschäftlichen Termin nicht von einer Entführung unterscheiden?«

»Ich habe gar nicht gemerkt, dass Sie mir gefolgt sind«, sagte ich. »Und das mit dem Riesenschlitten.«

Sebastian nickte. »Wir waren ein paar Meilen hinter Ihnen.«

»Aber wie …«

»Letztes Mal waren wir ein bisschen nachlässig, als wir Sie bloß mit einem Wagen beschattet haben. Deshalb haben wir diesmal ein paar Fahrzeuge eingesetzt, um Sie im Auge zu behalten. In meinem Arbeitsfeld stehen

Ihnen jede Menge fähiger Kräfte zur Verfügung, die sich mit so was auskennen.« Er gab ein leises Lachen von sich. »Tja, jedenfalls wurde ich umgehend informiert, als Sie hier gehalten haben.«

»Wo fahren wir hin?«, fragte ich, während Welland in nördlicher Richtung weiterfuhr.

»Nur ein bisschen durch

die Gegend«, erwiderte Sebastian. Er nahm den letzten Bissen von seinem Schokoriegel, zerknüllte die Verpackung und warf sie auf den Boden. Da sich dort kein anderer Müll befand, ging ich davon aus, dass Welland noch andere Aufgaben hatte, als nur zu fahren.

»Das gibt eine tolle Schlagzeile«, sagte ich.

»Gefängnisboss kidnappt *Standard*-Reporter.«

»Die wird es nie geben«, sagte er und leckte sich mit der Zunge die letzten Schokoladenreste von den Schneidezähnen.

»Ach ja? Und warum nicht?«

»Sie wissen doch noch gar nicht, was ich Ihnen vorschlagen will. Jede Wette, dass Sie mir um

einiges gewogener sein werden, sobald Sie mich angehört haben.«

»Was für ein Vorschlag soll das sein?«

Er streckte die Hand aus und klopfte mir aufs Knie. »Sie müssen sich nicht mal heute entscheiden. Schließlich haben Sie momentan eine ganze Menge anderer Dinge am Hut.«

»Sie sind ja gut informiert.«

»So gut wie jeder andere, der Nachrichten schaut«, entgegnete er. »Und offenbar gelten Sie als Verdächtiger, auch wenn die Zeitungen das bislang nur durch die Blume formulieren.«

»Reeves hat Sie gleich angerufen, nachdem er mir auf dem Revier über den

Weg gelaufen ist, stimmt's?«

Sebastian grinste. »Schlechte Neuigkeiten verbreiten sich immer wie ein Lauffeuer, aber als Reporter wissen Sie das ja bestimmt. Mal ernstlich: Wieso stürzen sich die Medien eigentlich immer nur auf das Negative? Das zieht mich als Leser doch nur runter.«

»Ein sicher gelandetes Flugzeug macht eben keine gute Schlagzeile«, erwiderte ich.

»Schon klar. Aber betrachten Sie doch mal meine Situation. Ich biete der Stadt eine erstklassige Dienstleistung an, bin bereit, in Promise Falls neue Arbeitsplätze und Wohlstand zu schaffen, und bekomme nichts als

Gegenwind. Zumindest von Ihnen, Mr Harwood.«

»Aber nicht von meiner Zeitung«, sagte ich. »Wie steht's mit dem Grundstück? Haben Sie sich mit Madeline schon geeinigt?«

Sebastian lächelte. »Wir prüfen eine ganze Reihe von Optionen, Mr Harwood.«

»Wie kommen Sie auf

die Idee, dass meine aktuellen Probleme mich davon abhalten könnten, weiter über Ihre Machenschaften zu berichten?«

»Tja, ich verstehe zwar nicht viel von Journalismus, aber selbst eine weniger wichtige Zeitung wie der *Standard* wird es sich nicht leisten können, einen

Mordverdächtigen zu beschäftigen. Über kurz oder lang wird man Sie beurlauben, denke ich.«

Wusste er mehr? Oder war es nur ein Schuss ins Blaue? Wie auch immer, wahrscheinlich hatte er recht.

»Aber selbst wenn sich Ihre persönlichen Probleme in Rauch auflösen sollten, werden

Sie sich nicht länger mit negativer Berichterstattung über uns aufhalten.«

»Ach ja? Und warum?«

»Darauf komme ich später«, sagte Sebastian. »Zuerst würde ich Ihnen gern mein Angebot unterbreiten.«

»Ich höre«, sagte ich.

»Ich habe mich gefragt, was Sie von einer beruflichen Veränderung

halten würden?«

»Was?«

»Einer neuen Karriere. Zeitungen haben keine Zukunft, darüber haben Sie doch sicher schon mal nachgedacht?«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Sobald wir unsere neue Haftanstalt in Betrieb genommen haben – und glauben Sie mir, das ist so

sicher wie das Amen in der Kirche –, benötigen wir natürlich einen erstklassigen Medienreferenten. Einen, der mit der Presse umgehen kann. Und am besten holt man sich für so etwas jemanden vom Fach, stimmt's?«

»Meinen Sie das ernst?«

»Halten Sie mich für den Spaßkasper der Woche,

David?«

Welland gab ein unterdrücktes Lachen von sich.

»Nein«, sagte ich.

»Nun ja, ich würde Sie jedenfalls gern als Pressesprecher gewinnen. Und ich kann mir ungefähr vorstellen, was Sie beim *Standard* verdienen. Siebzig-, achtzigtausend im Jahr?«

Weniger.

»Ich würde Ihr Gehalt verdoppeln. Ein Mann mit Frau und Kind kann's schlechter treffen, nicht wahr?«

»Bislang haben Sie nicht mal den ersten Spatenstich gemacht«, gab ich zurück. »Und in der Zwischenzeit äußere ich mich weiter kritisch über Ihre Pläne, oder

was?«

»Oh, auch in der Vorbereitungszeit brauchen wir jemanden für die Öffentlichkeitsarbeit«, sagte er. »Am liebsten wäre es mir, Sie würden gleich anfangen.« Als ich nicht antwortete, fuhr er fort: »Hören Sie, David, lassen Sie uns nicht lange um den heißen Brei herumreden. Wenn Sie

mein Angebot annehmen, sind für mich gleich zwei Probleme gelöst. Ihre Kampagne gegen meine Vollzugsanstalt ist vorbei, und zusätzlich sichere ich mir die Dienste eines erfahrenen Medienprofis. Es ist die alte Geschichte, David. Man holt sich seine Feinde ins Boot, statt es von außen unter Feuer nehmen zu lassen. Ich

wünsche mir, dass Sie mit ins Boot kommen, und bin bereit, Sie dafür mehr als anständig zu entlohnen.«

Ich überlegte einen Moment. »Tja, Sie haben es ja schon gesagt«, erwiderte ich dann. »Ich habe momentan eine Menge anderer Dinge am Hut.«

Er lehnte sich zurück und nickte. »Ja, natürlich.

Ich kann mir gut vorstellen, was Sie gerade durchmachen.«

»Ich kann Ihnen die Antwort aber trotzdem geben«, sagte ich.

»Oh«, sagte Sebastian. »Und die wäre?«

»Nein.«

Er zog eine enttäuschte Miene, die aber irgendwie gespielt wirkte. »In dem Fall gibt es eigentlich nur

noch einen Punkt zu besprechen. Ich hatte gehofft, wir könnten uns einigen, aber … tja, ich fürchte, das wird jetzt wohl doch schwieriger, als ich dachte.«

»Wovon reden Sie?«

»Wer ist Ihre Informantin?«

»Entschuldigung?«

»Mit wem wollten Sie sich hier treffen?«

»Mit niemandem«, sagte ich.

Sebastian lächelte, als hätte er mich genau durchschaut. »Ich bitte Sie, David. Ich weiß, dass Sie bereits am Freitag hier oben waren, um sich mit Ihrer Informantin zu treffen. Ich weiß, dass Sie von einer Frau kontaktiert worden sind. Und ich weiß auch, dass selbige Frau

Sie versetzt hat. Und jetzt, zwei Tage später, befinden Sie sich wieder am selben Ort – und wollen mir ernstlich weismachen, das wäre nicht der Grund, warum Sie hierhergekommen sind?«

»Da sind Sie verdammt auf dem Holzweg«, sagte ich.

Sebastian seufzte und warf einen Blick aus dem

Fenster. »Haben Sie Zeit für eine kleine Geschichte, David?«, sagte er, ohne mich anzusehen.

»Ich war schon immer ein guter Zuhörer«, gab ich zurück.

»Vor ein paar Jahren gab es in unserer Haftanstalt in Atlanta ein paar Probleme – mit einem Insassen, der von allen Buddy genannt wurde.«

Welland blickte in den Rückspiegel.

»Den Spitznamen hatte er bekommen, weil jeder mit ihm befreundet sein wollte. Obwohl er gar kein netter Kerl war. Die anderen wollten es sich bloß nicht mit ihm verderben. Buddy war nämlich Mitglied der Arischen Bruderschaft, einer rechtsextremen

weißen Gang, die sich in so ziemlich allen Gefängnissen unseres Landes breitgemacht hat. Haben Sie mal von ihnen gehört?«

Ich musterte ihn wortlos.

»Klar haben Sie das«, sagte Sebastian. Er verlagerte sein Gewicht und warf einen Blick auf seinen Chauffeur. »Welland, Sie sind hier der

Experte. Wie würden Sie die Burschen von der Arischen Bruderschaft charakterisieren?«

Welland sah in den Rückspiegel. »Wer sich mit denen einlässt, ist echt gefickt.«

»Besser kann man's nicht ausdrücken«, sagte Sebastian. »Wollen Sie weitererzählen, Welland? Aus meinem Mund hört

sich die Story vielleicht ein bisschen wichtigtuerisch an.«

Welland schwieg einen Augenblick und leckte sich über die Lippen. »Nun ja, Mr Sebastian hatte ein Problem mit Buddy. Wegen seiner Pisse.«

Ich dachte, ich hätte mich verhört. »Wegen was?«, sagte ich.

»Mit Pisse kann man

schreiben, das ist wie unsichtbare Tinte. Erst wenn man das Papier gegen das Licht hält, sieht man, was da steht. Jedenfalls fand Mr Sebastian heraus, dass Buddy seinen Kumpels von der Bruderschaft dauernd irgendwelche Botschaften zukommen ließ. Und natürlich konnte er nicht zulassen, dass die Kerle

heimlich ihr eigenes Süppchen kochen.«

Sebastian grinste wie ein Honigkuchenpferd.

»Nun ja, schließlich ließ Mr Sebastian ihn in Handschellen in sein Büro bringen, und einer der Wärter zog ihm die Hose runter.« Welland räusperte sich, als wäre ihm dieser Teil der Geschichte unangenehm. »Na ja,

Mr Sebastian hat ihm dann fünfzigtausend Volt durch sein Ding gejagt.«

Ich runzelte die Stirn.

»Mit einem Teaser«, erklärte er. »Einer Elektroschockpistole.«

»Sie haben dem Mann Strom in die Genitalien gejagt?«

»Gar nicht so einfach«, sagte Sebastian. »Die Projektile sind ja mit

Drähten verbunden, und man hat keine richtige Treffsicherheit. Aber ich habe ihn genau erwischt. Voll auf die Zwölf sozusagen.«

Allmählich drehte sich mir der Magen um.

»Wollen Sie den Rest erzählen, Mr Sebastian?«, fragte Welland.

»Tja«, fuhr Sebastian fort. »Anschließend habe

ich Buddy erklärt, dass er sich seine Korrespondenz künftig sparen konnte – mit Blut im Urin lassen sich schlecht Geheimbotschaften verfassen. Ehrlich gesagt war ich mir nicht mal sicher, ob ich ihn nicht bloß zum Viagra-Kandidaten gemacht hatte, aber wie sich schließlich herausstellte, passierte

genau das, was ich beabsichtigt hatte.«

Zwei, drei Momente lang herrschte Schweigen, ehe Sebastian fortfuhr. »Ich hätte nie gedacht, dass man ein Mitglied der Arischen Bruderschaft zum Weinen bringen kann.«

»Kein Wunder bei Ihren Methoden«, bemerkte ich.

»Oh, das war es gar nicht«, sagte Sebastian.

»Als er sich halbwegs erholt hatte, habe ich ihm ein Foto von seinem sechsjährigen Sohn gezeigt, der draußen mit Buddys Schlampe auf seinen Papa wartete. Und ihm erklärt, dass es doch sehr bedauerlich wäre, wenn irgendein Ex-Knacki, den er vergewaltigt hatte, herausfände, wo sein Kleiner lebt. Kaum zu

glauben, aber da lief ihm doch tatsächlich eine Träne über die Wange.«

»Du lieber Himmel«, sagte ich.

»Allerdings«, sagte Sebastian. »Jedenfalls würde ich es außerordentlich begrüßen, wenn Sie jetzt endlich damit herausrücken würden, wer Ihnen die E-Mail geschrieben hat und

sich hier draußen mit Ihnen treffen wollte.«

Allmählich begann mir einiges zu dämmern. »Wenn Sie von der E-Mail wissen«, sagte ich, »dann ist Ihnen ja wohl auch bekannt, dass der Absender anonym war.«

Er nickte. »Stimmt. Aber es gibt unzählige andere Möglichkeiten, sich mit jemandem in Verbindung

zu setzen. Und auch wenn Ihr erstes Rendezvous mit der Dame in die Hose gegangen ist, hat sie garantiert einen Weg gefunden, Sie nochmals zu kontaktieren.«

»Hat sie aber nicht«, gab ich zurück. »Offenbar hat sie es sich anders überlegt.«

»Was wollten Sie dann hier oben?«

»Ich habe mit dem Besitzer des Ladens gesprochen. Über meine Frau. Sie hat in dem Laden Getränke gekauft, als wir am Freitag hier waren, und ich dachte, sie hätte ihm gegenüber vielleicht irgendetwas gesagt, was mir bei der Suche nach ihr weiterhelfen könnte.«

Sebastian runzelte die Stirn und schien sich

meine Worte durch den Kopf gehen zu lassen, ehe er antwortete.

»Ich kann mir keine undichten Stellen in meiner Organisation leisten, David. Keine Firma der Welt lässt so etwas zu, weder Apple noch Microsoft, und Star Spangled Corrections schon gar nicht. Wie auch immer, die E-Mail von

dieser Frau kam entweder aus meiner Firma oder aus dem Rathaus von Promise Falls. Und wenn ja, dann wahrscheinlich aus dem Umfeld von Stan Reeves. Ich habe Ihnen bereits neulich erklärt, dass ich eine komplett weiße Weste habe, was meine Kontakte zu städtischen Politikern angeht. Aber falsche Anschuldigungen können

eine Menge Schaden anrichten, vielleicht sogar mehr, als wenn ich wirklich jemanden geschmiert hätte.«

Welland drosselte das Tempo. Ich warf einen Blick durch die Windschutzscheibe, ohne erkennen zu können, worin der Grund dafür bestand.

»Und deshalb muss ich wissen, wer mir etwas am

Zeug flicken will. Der E-Mail lässt sich zweierlei entnehmen: Erstens, dass sie von einer Frau geschrieben wurde, und zweitens, dass sie einen weißen Pick-up fährt. Ich bin der Sache nachgegangen. Meine eigene Firma beschäftigt vier weibliche Arbeitskräfte, die einen weißen Kleinlaster besitzen

und den Lake George innerhalb von zwei Stunden erreichen können. Im Rathaus arbeitet etwa ein halbes Dutzend Frauen, die Zugang zur Korrespondenz von Stadträten haben. Wir sind noch nicht ganz so weit, aber in Kürze werde ich auch wissen, was für Fahrzeuge sich im Besitz dieser Damen befinden. Es

sei denn, Sie wären so freundlich, uns ein wenig Arbeit zu ersparen.«

Im selben Moment wusste ich, warum Welland vom Gas gegangen war. Er setzte den Blinker und bog auf einen schmalen Pfad ab, der mitten in den Wald führte.

»Hut ab, Mr Sebastian«, sagte ich. »Im Einschüchtern sind Sie

einsame Klasse. Es war ja auch nicht so schwer, die Pointe Ihrer kleinen Story zu verstehen. Fest steht jedenfalls, dass ich jedes journalistische Ethos über Bord werfen würde, wenn mein Sohn durch Sie bedroht wäre.«

Sebastian zog eine entrüstete Miene. »So haben Sie meine Geschichte verstanden?

Ich wollte einfach nur eine Anekdote zum Besten geben.«

»Und in dem Fall würde ich jeden Informanten der Welt preisgeben. Danach könnte ich wahrscheinlich nicht mehr in den Spiegel sehen, aber Blut ist nun mal dicker als Druckerschwärze.«

Sebastian nickte.

»Aber wenn Sie meinem

Sohn auch nur ein Härchen krümmen würden, wären Sie erledigt. Tot, verstehen Sie? Weil ich Sie dafür persönlich zur Rechenschaft ziehen würde, das verspreche ich Ihnen.«

Sebastian schenkte mir ein müdes Lächeln. »Wissen Sie, was ich mich gerade frage? Was wäre, wenn die Polizei die Leiche

Ihrer Frau finden und Ihnen die Sache anhängen würde? Vielleicht landen Sie ja in einem meiner Knäste, so zehn bis zwanzig Jahre, und wenn der Prozess lange genug dauert, am Ende sogar in Promise Falls.« Er lachte leise. »Na, Welland, wäre das nicht die blanke Ironie?«

»Allerdings«, bestätigte

sein Chauffeur, während er mitten im Wald anhielt. Ich blickte hinaus – weit und breit nur Bäume und Dickicht.

»Machen Sie sich eigentlich keine Sorgen um sich selbst?«, fragte ich Sebastian.

»Was meinen Sie?«

»Haben Sie keine Angst vor den anderen Arischen Brüdern, die Ihnen

womöglich heimzahlen wollen, was Sie ihrem Kumpel Buddy angetan haben?«

»Vielleicht, wenn ich Familie hätte. Aber als echter Unternehmer sollte man sich nicht mit solchen Dingen belasten.«

Ich sah abermals aus dem Fenster. Ich wusste, dass ich mir eine Blöße gab, aber mir ging der

Arsch auf Grundeis. »Was soll das? Wieso halten Sie hier an?«

Welland warf einen Blick in den Rückspiegel, wartete auf die nächste Anweisung seines Chefs.

»Hübsch hier draußen, was?«, sagte Sebastian. »Gerade mal eine Meile von der Hauptstraße entfernt, und man kommt sich vor, als hätte man die

Zivilisation schon vor Ewigkeiten hinter sich gelassen.«

Ich legte die Hand an den Türgriff, bereit, aus dem Wagen zu springen. Obwohl ich genau wusste, dass meine Chancen, hier draußen zu entkommen, gegen null tendierten.

»Aber manchmal ist es in der Natur so gefährlich wie in meinen Knästen«,

fuhr Sebastian fort. »Speziell für Leute wie Sie, David. Tja, so schnell kann es vorbei sein.«

Wir sahen uns in die Augen. Ich gab mein Bestes, seinem Blick nicht auszuweichen, auch wenn ich mir beinahe in die Hose machte. Möglich, dass meine Leiche für immer unter diesem Waldboden verschwinden würde,

nachdem Welland mich erledigt hatte.

Schließlich gab Sebastian einen müden Seufzer von sich und richtete den Blick auf Welland. »Ich denke, wir können wenden«, sagte er, ehe er sich wieder zu mir drehte. »Heute ist Ihr Glückstag, David. Sie werden sich wundern, aber ich glaube Ihnen, was Ihre

Informantin betrifft.«

Einen Moment lang war ich unendlich erleichtert. Ein, zwei lange Momente hatte ich um mein Leben gefürchtet, aber tatsächlich hatte ich über Elmont Sebastians Erpressungsversuche sogar meine anderen Probleme vergessen.

Ich schwieg. Die Limousine setzte sich

wieder in Bewegung. Welland fand eine schmale Abzweigung, wendete und fuhr zur Hauptstraße zurück.

»Madeline hat Sie informiert, stimmt's?«, sagte ich.

»Pardon?«, sagte Sebastian.

»Madeline Plimpton. Unsere Herausgeberin.«

»Was meinen Sie?«

»Madeline hat die E-Mail an Sie weitergeleitet. Natürlich kann sie sich als Verlegerin problemlos Zugang zu allen E-Mail-Konten in der Redaktion verschaffen. Ich habe die Mail ziemlich schnell gelöscht, aber wahrscheinlich nicht schnell genug. Ist das der Deal? Sie hintergeht ihre Mitarbeiter, hält Ihnen den

Rücken frei, und im Gegenzug sanieren Sie ihre Finanzen, indem Sie ihr das Grundstück abkaufen.«

Einen Moment lang schien Sebastian mir zuzuzwinkern.

»Immer dasselbe mit euch Zeitungstypen«, sagte er dann. »Wie kann man bloß so zynisch sein?«

29

»Warum siehst du dir eigentlich dauernd dieses Bild an?«, fragte Horace Richler seine Frau.

Gretchen saß auf der Treppe vor ihrem Haus an der Lincoln Avenue, hatte die Unterarme auf die Knie

gestützt und hielt das Foto in der Hand, das David Harwood ihr gegeben hatte.

Horace bemerkte, dass neben ihr ein gerahmtes Foto ihrer Tochter Jan lag.

»Was machst du da?«, fragte er.

»Ich denke bloß nach«, sagte sie.

»Willst du einen Kaffee? Oder ein Wasser?«

Gretchen schwieg. Sie sah von dem Bild auf und starrte auf die Straße hinaus. Sie sah die beiden vor sich. Zwei kleine Mädchen, die zusammen im Garten spielten, sich jagten, mal lachten, mal zankten.

Dann Horace, der aus der Haustür hetzte, sich hinters Steuer schwang, den Rückwärtsgang

einlegte und aufs Gas trat.

»He, Gretchen, Kaffee?«

Gretchen wandte den Kopf, was ihr große Mühe bereitete. Am schlimmsten war es, wenn sie vor dem Supermarkt rückwärts aus einer Parklücke stieß und sich ganz auf die Rückspiegel verlassen musste.

»Nein, danke, Schatz.«

»Woran denkst du?«

Als Gretchen nicht antwortete, setzte sich Horace neben sie. Was ziemlich beschwerlich war; seine Knie schmerzten teuflisch.

»Ich habe letzte Nacht von Bradley geträumt«, sagte er leise. »Ich habe geträumt, es hätte gar keinen Krieg in Afghanistan gegeben. Dass Bradley nie

drüben war und dass es dort gar keine Taliban gibt. Ich saß hier auf den Stufen, zusammen mit dir, genau wie jetzt, und plötzlich kam er in seiner Uniform die Straße entlang.«

Eine Träne lief über Gretchens Wange.

»Und weißt du, wer bei ihm war? Jan. Sie war immer noch ein kleines

Mädchen, und er hielt sie an der Hand. Zusammen kamen sie zu uns. Nach Hause.«

Mit der einen Hand kramte Gretchen ein Taschentuch hervor und wischte sich die Augen.

»Und dann wurde mir auf einmal klar, dass sie nicht wirklich lebendig waren«, sagte Horace. »Und du und ich auch

nicht. Wir waren tot, und die Lincoln Avenue, in der wir uns wiedertrafen, war im Himmel.«

Gretchen schnäuzte sich und tupfte sich erneut die Augen ab.

»Tut mir leid«, sagte Horace. »Ich hätte es dir nicht erzählen sollen. Wahrscheinlich hätte ich das auch gar nicht geträumt, wenn dieser

Harwood nicht hier gewesen wäre. Sein Besuch hat alles wieder wachgerufen. Er hätte einfach zu Hause bleiben sollen, statt uns mit seiner hirnrissigen Geschichte zu belästigen. Wir haben genug gelitten.«

Gretchen knüllte das Taschentuch zu einem kleinen Ball zusammen.

Horace nahm das Bild

seiner Tochter in die Hand. Sein ganzer Körper schien sich dabei zu krümmen.

»Es war nicht deine Schuld«, flüsterte Gretchen. Im Lauf der Jahre hatte sie das bestimmt schon tausend Mal gesagt.

Horace schwieg.

Gretchen richtete den Blick wieder auf das Foto von Jan Harwood.

»Ich kann es immer noch nicht fassen«, sagte Horace. »Wie kommt jemand auf die Idee, die Identität eines kleinen Mädchens zu stehlen?«

»So was passiert öfter, als man glaubt«, sagte Gretchen. »Ich hab's neulich im Fernsehen gesehen. Da gibt's Leute, die suchen auf Friedhöfen Gräber von Kindern, die

ein ähnliches Geburtsdatum haben wie sie selbst, und dann bauen sie sich mit dem neuen Namen ein anderes Leben auf.«

»Dreckskerle«, zischte Horace. Er warf einen Blick auf das Foto in Gretchens Händen. »Hübsche Frau.«

»Ja.«

»Ihr Mann muss doch schier verrückt werden«,

sagte Horace. »Diese schreckliche Ungewissheit, ob sie noch lebt oder vielleicht tot ist.«

»Solange man nichts Genaues weiß, hat man immer noch Hoffnung«, sagte Gretchen, während sie weiter das Bild betrachtete. »Ich gucke mir das Bild jetzt schon den ganzen Tag an. Ich wusste schon gestern, als

er es mir zum ersten Mal gezeigt hat, dass …«

»Was?«, sagte Horace.

Gretchen rang nach Worten. »Horace …«

Er legte ihr den Arm um die Schultern. »Ist ja schon gut«, sagte er.«

»Horace, sieh dir das Foto an.«

»Ich hab's schon gesehen.«

»Nein.« Sie tippte auf

das Bild. »Sieh dir das hier an.«

»Moment.« Seufzend griff er in seine Hemdtasche und zog seine Lesebrille hervor. Als er die Bügel aufklappte, bemerkte er, dass die Gläser dringend einmal wieder geputzt werden mussten, aber er setzte sie trotzdem auf.

»Also, was soll ich mir

jetzt ansehen?«

»Das da.«

»Was meinst du?«

»*Das.*«

Er ergriff das Bild mit beiden Händen und betrachtete es zwei, drei lange Sekunden, ehe seine Finger zu zittern begannen.

»Das ist nicht wahr«, sagte er.

30

Als Welland gewendet hatte und wir uns auf dem Rückweg befanden, sagte ich zu Elmont Sebastian: »Mal angenommen, ich würde herausfinden, wer mir die E-Mail geschickt hat, und Ihnen den Namen

der Frau verraten.«

Er zog die Augenbrauen hoch.

»Was würden Sie mit ihr machen?«, fragte ich.

»Ein paar Takte mit ihr reden«, erwiderte Sebastian.

»Und das heißt?«

»Ich würde ihr sagen, dass sie froh sein kann, keinen Schaden angerichtet zu haben.

Außerdem würde ich ihr erklären, dass es nicht sehr schlau ist, sich seinem Arbeitgeber gegenüber illoyal zu zeigen.«

»Vorausgesetzt, sie arbeitet tatsächlich für Sie«, wandte ich ein.

»Oder für Mr Reeves. Wie auch immer, es ist ja wohl das Letzte, seinen Arbeitgeber hinzuhängen.«

Als wir uns Teds Laden näherten, ging Welland erst vom Gas, beschleunigte dann aber plötzlich wieder.

»He«, sagte ich. »Sie sind vorbeigefahren.«

»Hätte ich gar nicht bemerkt«, entgegnete er.

Ich warf Sebastian einen Blick zu. »Was ist los?«

Er schien genauso ratlos zu sein wie ich.

»Welland?«

»Sah so aus, als würde Mr Harwood erwartet«, erklärte Welland.

Was?, dachte ich.

»Fahren Sie nach der Kurve rechts ran«, sagte Sebastian.

Welland fuhr noch etwa zweihundert Meter weiter, ehe er den Wagen auf den Seitenstreifen lenkte. Als er angehalten hatte, sagte

Sebastian: »War mir eine Freude, David.«

Toll, dachte ich. Erst zwangen sie mir einen Abstecher in den Wald auf, und dann brachten sie mich nicht mal zu meinem Wagen zurück.

»Ich will Ihnen keine Ratschläge erteilen, David, aber lassen Sie sich meine Worte noch mal durch den Kopf gehen«, sagte

Sebastian, als ich die Tür öffnete.

Ich stieg aus und machte mich auf den Weg zu Ted's Laden, ohne sie hinter mir zu schließen. Es wäre ein Leichtes für Sebastian gewesen, sie zuzuziehen, aber als ich den Kopf wandte, sah ich Welland aussteigen. Ich erwartete, dass er die Tür einfach ins Schloss werfen

würde, doch er beugte sich kurz in den Wagen, wo er offenbar die Verpackung des Schokoriegels vom Boden klaubte, ehe er wieder zum Vorschein kam. Er warf einen Blick in meine Richtung, und wie bei unserer ersten Begegnung formte er seine Finger zu einer Pistole und zielte auf mich.

Diesmal drückte er

zweimal ab.

***

Während ich am Straßenrand entlangging, klingelte mein Handy. Meine Mutter war dran.

»Langsam wird's unerträglich«, sagte sie.

»Was ist los, Mom?«

»Hier ist die Hölle los. Draußen stehen jede

Menge Reporter, Fernsehen, Radio, alles. Wir können sie uns kaum vom Leib halten. Außerdem wissen sie von Ethan und wollen Fotos von ihm machen.«

»O Gott«, sagte ich. »Wer hat die denn alle informiert?«

»Ich habe im Internet nachgesehen, erst auf der Website vom *Standard*,

dann bei den anderen Zeitungen im Umkreis. Überall Schlagzeilen wie ›Reporter unter Mordverdacht‹ und ›Reporter sagt aus: Ich habe meine Frau nicht getötet‹. Aber es sind nicht bloß die Zeitungen. Auf den Seiten der Sender stehen dieselben Sachen. Oh, David, es ist einfach schrecklich. Ich kann das

alles nicht glauben, was sie über dich verbreiten. Dabei sind das doch alles nur haltlose Anschuldigungen, die …«

»Ich weiß, Mom, ich weiß. Reeves hat eine richtige Lawine losgetreten. Könnt ihr wenigstens Ethan da raushalten?«

»Wir haben ihn erst mal vor den Fernseher gesetzt.

Er schaut gerade ein paar Disney-DVDs. David, du bist sogar auf der Website von CNN. Es ist bloß eine kurze Notiz, aber …«

»Mom, im Augenblick interessiert mich nur Ethan. Weiß er, was los ist?«

»Er hat schon mitbekommen, dass es draußen nur so von Leuten wimmelt, aber ich habe

ihm verboten, noch mal ans Fenster zu gehen. Ich werde auf jeden Fall verhindern, dass ihn jemand fotografiert.«

»Gut, Mom. Weiß er, weshalb der Teufel los ist?«

»Nein«, erwiderte Mom. »Ich habe mir eine Geschichte für ihn ausgedacht.«

»Was für eine

Geschichte?«

»Ich habe ihm erzählt, dass hier manchmal Leute Schlange stehen, weil in unserem Haus früher Batman gewohnt hat.«

Trotz allem musste ich lachen. »Genau sein Ding.«

»Ich habe gar nicht darüber nachgedacht. Es war einfach das Erste, was mir eingefallen ist. Warte

mal. Dein Vater will auch noch kurz mit dir sprechen.«

»Okay, Mom, und noch mal danke, dass …«

»Junge?«

»Hi, Dad.«

»Wo steckst du?«

»Ich gehe gerade einen Highway am Lake George entlang.«

»Was? Wieso machst du denn so was?«

»Vergiss es, Dad. Worum geht's?«

»Ich habe jemanden für dich.«

»Wie?«

»Eine Anwältin. Bondurant heißt sie.«

Den Namen hatte ich schon mal gehört. »Natalie Bondurant?«, fragte ich.

»Genau. Ist ein französischer Name, oder?«

»Keine Ahnung«, sagte ich.

»Egal, jedenfalls hat sie am Wochenende eine Notfallnummer, auf der ich sie tatsächlich erreicht habe. Sie sagt, du solltest dich umgehend mit ihr in Verbindung setzen.«

»Sobald ich kann. Danke, Dad.«

»Am besten, du rufst sie heute noch an. So kann

das nicht weitergehen.«

»Schon kapiert, Dad.«

»Ich habe ihre Nummer hier. Hast du was zu schreiben?«

Ich kramte mein Notizbuch hervor und klemmte mir das Handy hinters Ohr. »Okay, lass hören.«

Er diktierte mir die Nummer. »Alles in Ordnung mit meinem

Auto?«, fragte er dann. Selbst im Auge des Sturms behielt er stets seine Prioritäten im Auge.

»Alles bestens«, sagte ich.

»Ich soll dir noch was von dieser Anwältin ausrichten.«

»Ja?«, sagte ich.

»Du sollst unter keinen Umständen mit der Polizei reden.«

Teds Laden kam in Sicht. Und im selben Augenblick erkannte ich den Mann, der an Dads Wagen lehnte. Es war Detective Duckworth.

***

»Schöner Tag für einen Spaziergang«, sagte Duckworth zur Begrüßung. Sein Zivilstreifenwagen war

Welland offenbar sofort ins Auge gefallen.

»Ja, nicht?«, gab ich zurück. Allmählich fragte ich mich, wer mir sonst noch auf meiner Fahrt hierher gefolgt war.

Ich fischte Dads Autoschlüssel aus meiner Hosentasche, um ihm zu signalisieren, dass ich auf dem Sprung war.

»Was treiben Sie hier

oben?«, fragte Duckworth.

»Dieselbe Frage könnte ich Ihnen auch stellen.«

»Aber ich mache mich nicht verdächtig, wenn ich sie nicht beantworte.«

»Ich habe mit Ted geredet.«

»Ach ja? Und anschließend machen Sie einen kleinen Spaziergang am Highway? Wozu? Hier oben gibt’s doch so gut wie

nichts zu sehen.«

Einen Moment lang überlegte ich, ob ich ihm von meinem Zusammentreffen mit Sebastian erzählen sollte. Aber der Gefängnisboss hatte mich so eingeschüchtert, dass ich lieber den Mund hielt. Abgesehen davon würde Duckworth wahrscheinlich sowieso kein Wort

glauben.

»Ich habe bloß nachgedacht.«

»Über das, was Ted Ihnen erzählt hat?«

»Sie haben also schon mit ihm gesprochen.«

»Nur ganz kurz«, gab Duckworth zurück. »Wollten Sie einen Zeugen beeinflussen?«

»Ich wollte einfach mit eigenen Ohren hören, was

er ausgesagt hat. Für mich klang das alles ziemlich absurd.«

»Und? Hat es Ihnen etwas gebracht?«

»Ja.«

»Glauben Sie immer noch, dass er lügt?«

»Er sagt, sein Gespräch mit Jan wäre von der Sicherheitskamera aufgenommen worden.«

»Das stimmt«, sagte

Duckworth. »Der Ton ist ziemlich schlecht, aber das kriegen unsere Techniker locker hin. Aber man kann auch so genug verstehen. Fest steht, dass der Mann die Wahrheit erzählt hat.«

»Ich kapier's einfach nicht«, sagte ich.

»Ich schon«, meinte Duckworth.

»Weil Sie glauben, ich wüsste, was mit meiner

Frau passiert ist. Aber ich weiß es nicht.«

»Mit wem sind Sie vorhin weggefahren?«

Aha. Darüber wusste er also auch Bescheid. Anscheinend hatte Ted ihm von meinem kleinen Zusammenstoß mit Welland erzählt.

»Mit Elmont Sebastian«, sagte ich. »Und seinem Chauffeur.«

»Dem Gefängnisboss?«

»Ja.«

»Was macht der denn hier oben?«

»Er wollte mit mir sprechen. Ich habe ihn schon seit längerem um eine persönliche Stellungnahme gebeten.«

»Und er fährt extra hierher, um sich mit Ihnen zu treffen?«

»Hören Sie«, gab ich

zurück. »Ich muss dringend zurück nach Promise Falls. Bei meinen Eltern ist die Hölle los.«

»Habe ich gehört«, sagte Duckworth. »Aber ich habe Ihnen die Presse nicht auf den Hals gehetzt, falls Sie das glauben sollten. Das war Ihr alter Freund Reeves, wenn Sie mich fragen. Und als die ersten Reporter bei uns

anriefen, blieb uns nichts anderes übrig, als ihre Fragen zu beantworten. Mein Stil ist es jedenfalls nicht, den Medien jemanden zum Fraß vorzuwerfen.«

»Danke«, sagte ich. »Sie sind mir also hierher gefolgt.«

»Eigentlich nicht«, erwiderte Duckworth.

»Was machen Sie dann

hier?«

»Ich war unterwegs und dachte mir, ich rede noch mal kurz mit Ted. Einer meiner Kollegen hat das Überwachungsvideo heute Morgen abgeholt, aber ich wollte noch ein paar Kleinigkeiten klären. Jedenfalls erwähnte Ted, Sie wären gerade vor ein paar Minuten da gewesen, und dass Ihr Wagen noch

draußen stünde.«

»Und Sie haben beschlossen, auf mich zu warten.«

Duckworth nickte bedächtig.

»Und wohin waren Sie unterwegs?«, fragte ich.

Duckworths Handy klingelte. Er kramte es heraus, lauschte einen Moment und sagte: »Okay … Ist der

Gerichtsmediziner schon da? … Nein, ich bin nicht mehr weit entfernt … Bis gleich.«

Er beendete das Gespräch und steckte das Handy wieder ein.

»Was ist passiert?«, fragte ich. »Wozu brauchen Sie einen Gerichtsmediziner?«

»Das wissen wir noch nicht. Aber es scheint, als

hätten wir ein Grab entdeckt, Mr Harwood.«

»Ein Grab?«

»Ganz in der Nähe, ein Stück abseits der Straße. Jedenfalls sieht es ganz danach aus, als sei dort eine Leiche verscharrt worden.«

»Was?« Unwillkürlich streckte ich die Hand aus, um mich am Wagen festzuhalten. In meinen

Schläfen pochte es, und mir schnürte sich die Kehle zu. »Ist … Ist es Jan?«

»Das wissen wir noch nicht«, sagte Duckworth.

Ich schloss die Augen.

O nein. Das darf nicht sein.

»Nehmen wir doch meinen Wagen«, sagte Duckworth.

***

Wir folgten der Straße in nördlicher Richtung, doch bereits nach einer knappen Meile setzte Duckworth den Blinker und bog auf eine Schotterstraße ab, die sich erst abwärts, dann aufwärts durch den Wald schlängelte. In Duckworths Wagen roch es durchdringend nach Pommes frites. Mein Magen rebellierte.

Hinter einer weiteren Biegung blockierten mehrere Streifenwagen die Straße.

Duckworth ging vom Gas, ließ den Wagen ausrollen und hielt an. »Den Rest gehen wir zu Fuß.«

»Wer hat das Grab entdeckt?«, fragte ich. Meine Hände zitterten so sehr, dass ich mit der

Rechten den Türgriff umklammerte und die Linke unter meinen Oberschenkel schob, in der Hoffnung, dass der Detective es nicht bemerkte. Ich befürchtete, dass er meine Nervosität als Schuldeingeständnis werten würde.

Aber wer wäre nicht komplett durch den Wind gewesen angesichts der

Tatsache, vielleicht gleich der Leiche seiner Frau gegenüberzustehen?

»Hier in der Nähe gibt's ein paar Hütten«, bemerkte Duckworth. »Einem der Eigentümer ist die frisch umgegrabene Erde aufgefallen, und er hat umgehend die Polizei informiert.«

»Wie lange ist das her?«

»Etwa zwei Stunden«,

erwiderte Duckworth. »Die hiesigen Cops haben den Tatort abgeriegelt und sich dann mit uns in Verbindung gesetzt. Wir hatten sie wegen des Verschwindens Ihrer Frau ohnehin in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt.«

»Ich habe Ihnen doch bereits gesagt, dass zwischen Jan und mir

nichts vorgefallen ist, als wir hier oben waren«, sagte ich.

»Ausgesprochen deutlich sogar.« Er öffnete seine Tür und warf mir einen Blick zu. »Bleiben Sie ruhig sitzen, wenn Sie wollen.«

»Nein«, sagte ich. »Ich muss wissen, ob es Jan ist.«

»Ja, natürlich«,

erwiderte er. »Ich wollte Ihnen nicht das Gefühl geben, Sie wären hier unerwünscht.«

Arschloch.

Wir stiegen aus. Der Kies knirschte unter unseren Schuhen, als wir die Straße entlanggingen. Ein uniformierter Polizist kam uns entgegen.

»Sie sind Detective Duckworth?«, fragte er.

Duckworth nickte und streckte die Hand aus. »Danke für die schnelle Benachrichtigung«, sagte er. Der Cop musterte mich, doch noch bevor ich mich vorstellen konnte, ergriff Duckworth das Wort. »Das ist Mr Harwood, der Ehemann der Verschwundenen.« Die beiden wechselten einen vielsagenden Blick. Ich

fragte mich, was Duckworth ihm bereits über mich erzählt hatte.

»Mr Harwood«, sagte er. »Officer Daltrey. Ich bedaure, Sie unter solchen Umständen kennenlernen zu müssen. Sie machen sich sicher große Sorgen.«

»Ist es meine Frau?«, fragte ich.

»Die Leiche ist noch nicht identifiziert.«

»Aber es handelt sich um eine Frau?«, hakte ich nach.

Daltrey sah Duckworth an, als warte er auf die Genehmigung, sich äußern zu dürfen. Als Duckworth schwieg, sagte er: »Ja, es ist eine Frau.«

»Ich muss sie sehen.«

Duckworth berührte mich am Arm. »Ich halte das für keine so gute

Idee.«

»Wo ist das Grab?«, fragte ich.

Daltrey deutete hinter sich. »Da drüben, wo die Wagen stehen. Wir haben die Leiche noch nicht bewegt.«

Duckworths Hand schloss sich um meinen Oberarm. »Ich sehe mir das mal an. Sie bleiben solange hier bei Daltrey.«

»Nein«, platzte ich heraus. Mein Atem kam stoßweise. »Ich muss …«

»Sie warten hier. Ich gebe Ihnen Bescheid, falls ich Sie benötigen sollte.«

Ich sah ihm in die Augen, doch gelang es mir nicht, auch nur das Mindeste aus seinem Blick herauszulesen. Er zeigte weder Mitgefühl, noch ließ er durchblicken, ob er mich

irgendwie auszutricksen versuchte.

»Okay«, sagte ich.

Als Duckworth sich auf den Weg zum Tatort machte, trat Daltrey vor mich, als wolle er mich daran hindern, ihm doch noch zu folgen. »Sieht nach Regen aus«, sagte er.

Schweigend kehrte ich zu Duckworths Wagen

zurück und wartete. Ich war nervös wie nie zuvor in meinem Leben. Alle paar Sekunden sah ich zu den unweit hinter Daltrey postierten Streifenwagen hinüber.

Fünf Minuten später tauchte Duckworth wieder auf und winkte. Ich lief zu ihm.

»Sie können mir bei der Identifizierung helfen«,

sagte er. »Falls es nicht zu viel für Sie ist.«

Meine Knie wurden weich wie Gummi. »O Gott«, sagte ich.

Er ergriff mich am Arm. »Ich bin mir nicht sicher, ob es sich um Ihre Frau handelt, Mr Harwood. Aber Sie sollten auf alles gefasst sein.«

»Sie ist es nicht«, gab ich zurück. »Niemals. Was

hätte sie denn hier oben …«

»Kommen Sie«, sagte er.

Er führte mich zwischen zwei Streifenwagen durch, die den Tatort abschirmten. Dahinter befand sich ein frisch aufgeworfener, niedriger Erdhügel, über dem eine fahle, schmutzverschmierte

Hand aufragte. Der Rest des Leichnams lag hinter dem Erdhügel.

Ich blieb abrupt stehen.

»Mr Harwood?«, sagte Duckworth.

Ich rang nach Luft. »Schon okay«, sagte ich.

»Hören Sie«, sagte er. »Sie … Sie dürfen die Leiche unter keinen Umständen berühren. Manche Menschen lassen

sich von ihrem Schmerz derart überwältigen, dass …«

»Schon verstanden«, erwiderte ich.

Er ging vor mir her. Als wir nah genug herangekommen waren, um hinter den Erdhügel sehen zu können, hielt er mich mit ausgestrecktem Arm auf.

»Da wären wir«, sagte

er.

Ich blickte in das dreckverkrustete Gesicht einer toten Frau. Im selben Augenblick gaben meine Beine nach. Ich fiel auf die Knie und wäre der Länge nach zu Boden gegangen, hätte ich meinen Sturz nicht im letzten Moment mit ausgestreckten Armen abgefangen.

»O Gott«, stieß ich

hervor. »O Gott.«

Duckworth ging neben mir in die Hocke und berührte mich an der Schulter. »Mr Harwood?«

»Das ist sie nicht«, flüsterte ich. »Das ist nicht Jan.«

»Sind Sie ganz sicher?«, fragte er.

»Es ist Leanne«, stammelte ich. »Leanne Kowalski.«

31

Es fiel ihr schwer, sich an ihren neuen Namen zu gewöhnen. Kate. Vielleicht brauchte sie noch ein paar Tage, bis er wie ihr eigener klang. Sie hatte einfach Leannes zweiten Vornamen abgekürzt; der

erste Gedanke, der ihr gekommen war.

Seltsam, doch mittlerweile schien ihr selbst ihr wirklicher Name nicht mehr zu gehören. Hätte jemand hinter ihr plötzlich »Connie« gerufen, hätte sie sich wahrscheinlich nicht einmal umgedreht. Es war Ewigkeiten her, dass sie jemand Connie genannt

hatte.

Sie machte sich nur Sorgen, dass sie sich womöglich reflexartig umdrehen würde, wenn jemand »Jan« rief.

In ihren Gedanken war sie immer noch Jan. Sechs Jahre lang hatte sie mit diesem Namen gelebt, und irgendwann war sie tatsächlich Jan gewesen.

Oder »Mom«.

Ihre Worte zu Dwayne, dass Jan nun Geschichte war, hatte sie eigentlich mehr an sich selbst gerichtet – ein verzweifelter Versuch, die Vergangenheit endgültig ad acta zu legen, die wirkliche Jan zu vergessen, sie zur letzten Ruhe zu betten.

Doch war es gar nicht so einfach. Ein großer Teil

von ihr war nach wie vor Jan. Auch wenn sie nun ein neues Leben anfing. So war es immer gewesen, und nun begann wieder ein neuer Abschnitt. Nur dass man über manche Abschnitte nicht so schnell hinwegkam.

Einmal mehr rückte sie ihre Perücke zurecht, während Dwayne den Pick-up weiter Richtung Boston

lenkte.

Im Five Mountains hatte Jan dieselbe Perücke getragen. Als Blondine war sie an den Kassen vorbeigegangen, hatte anschließend die nächste Toilette aufgesucht, die Perücke wieder abgenommen und in den Rucksack gesteckt, in dem sich auch ihre neuen Klamotten befanden. Als

David losgerannt war, um nach Ethan zu suchen, hatte sie erneut die Toilette aufgesucht, sich in einer Kabine eingeschlossen und ihre Sachen gewechselt.

Kurz darauf trug sie statt Shorts und ärmellosem T-Shirt eine neue Jeans und eine langärmlige Bluse; die Sportschuhe hatte sie durch ein Paar modischer Sandalen ersetzt. Doch

erst die blonde Perücke hatte sie quasi unsichtbar gemacht. Sie stopfte ihre Sachen in den Rucksack – die Cops durften sie auf keinen Fall finden – und spazierte aus der Damentoilette, als könne sie kein Wässerchen trüben. Absolut cool. Sie hatte den Park wieder verlassen und sich mit Dwayne auf dem Parkplatz

getroffen. Am liebsten hätte er sich den falschen Bart sofort vom Gesicht gerissen, doch konnte sie ihn überreden, ihn wenigstens so lange zu tragen, bis sie das Parkgelände verlassen hatten.

Um Ethan machte sie sich keine Sorgen. Sie wusste, dass David ihn finden würde, und wenn

nicht er, dann jemand anders. Alles kein Problem. Die Entführungsnummer war lediglich ein kleines Ablenkungsmanöver, um Davids Story noch unglaubwürdiger erscheinen zu lassen.

Bevor sie losgefahren waren, hatte sie eine kleine Dosis Schlafmittel in seinen Saft gerührt; er

sollte so wenig wie möglich mitbekommen. Sicher, in den kommenden Wochen und Monaten würden reichlich Tränen fließen, aber so blieb ihm wenigstens das Trauma einer Entführung erspart.

Es war das Mindeste, was eine Mutter tun konnte.

Mutter zu werden, war nie vorgesehen gewesen.

Ebenso wie eine Ehe.

Die Entscheidung für Promise Falls war mehr oder weniger zufällig gefallen. Sie hatte den Ort auf einer Karte entdeckt und sich im Internet näher angesehen. Ein nettes Universitätsstädtchen im Norden von New York. Ruhig. Anonym. Nicht gerade ein Ort, an dem jemand untertauchen

würde. Wer wirklich verschwinden wollte, flüchtete nach New York, nach Buffalo, Los Angeles, Miami – Metropolen, in denen man in den Menschenmassen unterging.

In Promise Falls würde sie niemand suchen.

Nichts verband sie mit dem Städtchen. Sie hatte weder Verwandte noch

Freunde dort. Genauso gut konnte der Kurier sie in Tacoma, Washington, vermuten.

Sie konnte sich dort einen Job suchen und warten, bis Dwayne entlassen wurde. Und wenn er wieder draußen war, würden sie zusammen nach Boston fahren, die Ware aus den Schließfächern holen und

an den Meistbietenden verkaufen.

Sie würde verdammt lange warten müssen, aber manche Dinge waren es nun mal wert. Zum Beispiel die Aussicht, für den Rest seines Lebens am Strand liegen zu können und sich höchstens noch um ein paar Sandkörner im Bikinihöschen Sorgen machen zu müssen. So

ähnlich hatte es sich auch Matty Walker in *Eine heißkalte Frau* erträumt.

Jede Menge Kohle. Das hatte sie sich schon immer gewünscht.

Und so war sie nach Promise Falls gekommen und in ein Apartment über einer Spielhölle gezogen. Anschließend hatte sie sich um einen Job gekümmert – und war auf

dem Arbeitsamt diesem jungen Reporter über den Weg gelaufen.

David Harwood.

Er war ein echt netter Kerl, das musste sie zugeben. Sympathisch, gutaussehend. Trotzdem wollte sie nicht Teil seiner Story sein. Schließlich war sie nach Promise Falls gekommen, um abzutauchen. Wenn sie

ihm ein Interview gab, würde er sie anschließend um ein Foto bitten.

Nein, danke.

Aber sie unterhielt sich kurz mit ihm, und ein paar Tage später hielt er plötzlich an der Bushaltestelle neben ihr, fragte, ob er sie irgendwohin mitnehmen könne. Als er sah, wo sie wohnte, machte er ein

Riesentheater, hier könne sie nicht wohnen, es sei denn, sie habe eine Karriere als Crackdealerin oder Trickbetrügerin geplant.

Machen Sie sich keine Sorgen, ich bin schon ein großes Mädchen, hatte sie erwidert. Und immerhin habe ich ja noch eine Wahl.

Als er später noch

einmal mit einer Liste mit Mietangeboten vorbeisah, hätte sie beinahe Freudentränen vergossen. Aber sie weinte höchstens auf Kommando. Trotzdem, es war eine wirklich nette Geste. Von anderen Typen war sie das nicht gewohnt.

Sie erlaubte ihm, ihr beim Umzug zu helfen. Sie ließ sich von ihm zum Dinner ausführen.

Bald darauf ging sie mit ihm ins Bett.

Schon zwei Monate später hatte David ihr zwar nicht direkt einen Heiratsantrag gemacht, aber doch wie nebenbei fallen lassen, dass eine gemeinsame Zukunft vielleicht nicht das Schlechteste wäre.

Jan hatte sofort die Gelegenheit gewittert. Und

David signalisiert, dass sie durchaus offen für seinen Vorschlag war.

Als verheiratete Frau war sie auf der absolut sicheren Seite; so würde sie garantiert niemand mehr aufspüren, in tausend Jahren nicht. Sie würde die treusorgende Ehefrau für David spielen, ein paar heiße Extras inbegriffen, die andere

Gattinnen wohl kaum zu bieten hatten.

Wenn das kein Zukunftsmodell war: die perfekte Hausfrau mit perfekt ödem Job, die in einem hübsch öden Häuschen lebte. Als Frau eines Kleinstadtreporters lief sie keinerlei Gefahr, als Diamantendiebin enttarnt zu werden.

Und sie hatte recht

behalten. Trotzdem war das erste Jahr die Hölle gewesen. Jedes Mal, wenn jemand klingelte, blieb ihr fast das Herz stehen, doch es war jedes Mal nur der Stromableser, ein Spendensammler oder der Nachbar, der Bescheid geben wollte, dass sie die Garagentür offen gelassen hatten.

Der Kurier tauchte nie

auf.

Und so begann sie sich nach einem Jahr langsam zu entspannen. Connie Tattinger war Geschichte. Lang lebe Jan Harwood.

Zumindest, bis Dwayne aus dem Knast war.

Es war wie Theaterspielen. Und mit ihrer neuen Rolle wurde sie locker fertig. Hatte sie nicht ihr Leben lang Rollen

gespielt? War es nicht immer ihr Wunsch gewesen, eine andere zu sein, auch wenn sie damit nur sich selbst verarschen konnte?

Ja, schon ihre Kindheit war so verlaufen. Ansonsten hätte sie ihr Leben auch nicht ertragen. Ihren Vater, der ihr pausenlos in den Ohren lag, dass sie sein Leben

zerstört hätte, und ihre ewig betrunkene Mutter, die zu schwach war, um sie gegenüber ihrem Erzeuger zu verteidigen.

Sie hatte das getan, was viele Kinder tun. Sie hatte eine imaginäre Freundin erfunden. In ihrem Fall war es allerdings ein wenig anders. Sie führte keine Gespräche mit jemandem, den es nicht gab. In ihrem

Kopf verwandelte sie sich in Estelle Winters, die altkluge Tochter der Broadway-Stars Malcolm und Edwina Winters. Ihre wahre Heimat war New York. Bei diesem frustrierten, übellaunigen Kerl und seiner besoffenen Frau hielt sie sich nur vorübergehend auf, um für ihre nächste Rolle zu recherchieren. Sie war

nicht das Kind dieser Leute. Wie auch? Sie war etwas viel zu Besonderes, um die Tochter dieser ordinären, grässlichen Menschen zu sein.

Natürlich war ihr die Wahrheit bewusst. Doch ihr geheimes Leben half ihr, den ganzen Wahnsinn zu überstehen – bis zu dem Tag, als sie die Haustür hinter sich zuwarf

und nie mehr zurückkehrte.

Erst dann hatte sie ihre imaginäre Gefährtin sterben lassen.

Danach war sie tatsächlich eine Zeitlang Connie Tattinger gewesen. Auch unter ihrem wirklichen Namen konnte sie eine Menge Rollen spielen. Mal das gute, mal das böse Mädchen, mal

die wohlerzogene Tochter, mal die haltlose Schlampe. Je nachdem, was die jeweilige Situation erforderte.

Auf der Straße war die Böse-Mädchen-Nummer weniger eine Rolle als vielmehr eine Überlebenstaktik. Man tat einfach, was man tun musste, um ein Dach über dem Kopf oder etwas zu

essen zu bekommen.

Und wenn man bei einem Vorstellungsgespräch für einen halbwegs erträglichen Job das nette Mädchen von nebenan spielen musste, kein Problem. Sie konnte sich im Handumdrehen in die Unschuld vom Lande verwandeln.

Entsprechend leicht war

es ihr gefallen, die Rolle einer Kleinstadt-Ehefrau zu übernehmen. Tatsächlich machte es ihr sogar Spaß. Sie würde die Sache durchziehen … und wenn es an der Zeit war, die Koffer zu packen, würde sie sich auf ihr nächstes Leben einstellen.

Nur mit einer Kleinigkeit hatte sie nicht gerechnet. Dem Baby. Das war

definitiv nicht Teil des Plans gewesen.

Sie waren noch nicht lange verheiratet gewesen. Und irgendwie hatte sie geahnt, dass sie schwanger war. Sie konnte es nicht fassen, als sie eines Morgens im Badezimmer saß, nachdem David das Haus verlassen hatte. Kurz zuvor hatte sie den Test

gemacht, zehn Minuten abgewartet und … *Oh, Scheiße*.

Und dann hatte er auch noch irgendwelche Notizen vergessen. Jedenfalls war er plötzlich wieder aufgetaucht, hatte plötzlich vor ihr gestanden. Sie hatte sich absolut nichts anmerken lassen – eine brillante Vorstellung, keine Frage –, doch dann hatte

er die Verpackung des Schwangerschaftstests entdeckt. Sie hatte gar nicht erst versucht, zu leugnen.

Ist doch toll, hatte er gesagt. Oh, Jan, du weißt gar nicht, wie sehr ich mich freue.

Während sie einen kühlen Kopf zu wahren versuchte. Ein Kind würde sie noch mehr mit ihrer

Rolle verschmelzen lassen. Sie quasi unsichtbar machen. Und da David das Kind unbedingt wollte, würde ihre junge Ehe – die perfekte Tarnung – bei einem Schwangerschaftsabbruch womöglich schneller den Bach heruntergehen, als ihr lieb sein konnte. Und bislang führten sie eine ausgesprochen gute Ehe.

Ja, war es nicht bloß eine weitere Rolle, künftig die liebende Mutter zu spielen? Die vielleicht größte Herausforderung ihrer Karriere? Sie würde auch diese Geschichte schaukeln, genauso wie alle anderen zuvor.

Nachdem sie sich zu dieser Einsicht durchgerungen hatte, wollte sie das Kind haben.

Sie wollte diese Erfahrung machen. Sie blendete die Zukunft völlig aus, überlegte nicht, was sie tun würde, wenn Dwayne wieder draußen war. Wie alle großen Schauspielerinnen ging sie ganz im Augenblick, in ihrer Rolle auf.

Doch nun war Dwayne wieder draußen. Und an ihrem Plan hatte sich

nichts geändert. Sie wollte das Geld, und wenn sie es erst hatten, würde sie ihre letzte Rolle ins Auge fassen. Die einer unabhängigen Frau. Einer Frau, die auf nichts und niemanden mehr angewiesen war. Einer Frau, die endlich sie selbst sein konnte.

Der Strand und unendlich viele Piña

Coladas warteten auf sie. Schluss mit David. Und Dwayne würde sie ebenso abservieren.

Es gab nur ein Problem.

Ethan.

Sie hatte sich wirklich in die Mutterrolle gestürzt. Ihr Bestes gegeben. Nur eins hatte sie nicht vorausgesehen: wie schwierig es sein würde, sich von dieser Rolle zu

verabschieden.

***

Jan wusste, dass die Sache im Five Mountains nicht ganz einfach zu bewerkstelligen war.

Doch hatte sie den Vergnügungspark ein paarmal aufgesucht und gecheckt, wo sich die Überwachungskameras

befanden. Es bestand die minimale Chance, zufällig irgendwelchen Bekannten über den Weg zu laufen, aber zum einen würde sie sich dort nicht lange aufhalten, und zum anderen würde sie niemand mehr erkennen, sobald sie sich auf der Toilette mit Perücke und anderen Sachen ausstaffiert hatte.

Und sollte sie wider Erwarten doch von jemandem gesehen werden – einem Freund, einem Nachbarn, jemandem von Bertrams Kunden –, würden sie die Sache abblasen. Wenn ich nicht komme, hatte sie Dwayne gesagt, müssen wir das Ganze auf ein andermal verschieben.

Aber alles lief glatt.

Absolut glatt.

Nur mit einem hatte sie nicht gerechnet. Dass sie jemand erkennen würde, *nachdem* sie den Park verlassen hatten und Promise Falls bereits Dutzende von Meilen hinter ihnen lag.

Hätte Dwayne sich doch bloß für eine andere Tankstelle entschieden. Der Tank war nicht mal

leer gewesen. Sie hätten locker noch siebzig, achtzig Meilen fahren können, doch er wollte unbedingt volltanken. Reine Psychologie, meinte er.

Und so war er hinter Albany vom Highway abgefahren und hatte eine Tankstelle in der Nähe eines weithin sichtbaren Einkaufszentrums

angesteuert. Sie hatte zu spät gemerkt, wer an der Zapfsäule neben ihnen stand.

»Jan?«, hatte Leanne Kowalski gesagt. »Bist du das, Jan?«

***

Als wüsste er, was gerade in ihr vorging, sagte Dwayne: »Wir liegen gut in

der Zeit. Nicht mehr weit bis Boston.«

»Prima«, erwiderte sie. Doch je näher sie Boston kamen, desto nervöser wurde sie. Einmal mehr sagte sie sich, dass ihre Befürchtungen völlig irrational waren. Boston war eine Riesenstadt. Seit sechs Jahren war sie nicht mehr dort gewesen. Höchst unwahrscheinlich,

dass sie dort jemand erkennen würde. Außerdem hatten sie und Dwayne bestimmt nicht vor, sich dort länger aufzuhalten.

»Mal ’ne Frage«, sagte Dwayne. »Hast du ein schlechtes Gewissen?«

»Das ist ja wohl normal, wenn man seinen Sohn im Stich lässt«, gab sie zurück.

»Ich meine den Typ, den du geheiratet hast. Das arme Schwein hast du ganz schön hingehängt.«

»Gut, dass die Bullen glauben, ich sei tot«, entgegnete sie. »Oder wär's dir lieber, wenn sie uns überall suchen würden?«

»Ich sage ja nicht, du hättest irgendwas falsch gemacht. Ganz im

Gegenteil, die Nummer mit der Depression war Weltklasse. Du hast sie auf die falsche Fährte geführt, alle miteinander. Aber du hast mit dem Typ zusammengelebt, und das nicht bloß ein paar Tage. Ich meine, wie hast du das hingekriegt? Ist doch bestimmt nicht so leicht, jemandem die süße Ehefrau vorzuspielen,

wenn’s einem nicht selbst gefällt, oder?«

Jan musterte ihn von der Seite. »War keine große Sache.« Sie wandte den Blick ab und sah wieder aus dem Fenster, durch das heiße Luft hereinwehte.

»Du hast es voll drauf«, sagte Dwayne bewundernd. »Und an deiner Stelle würde ich

mich auch nicht mit einem schlechten Gewissen herumschlagen – so was stört doch bloß, wenn man ein neues Leben anfangen will. Ich stelle mir bloß vor, wie dem Typ die Klappe herunterfällt, wenn er rausfindet, was du dem Burschen in dem Laden erzählt hast. Wenn er spitzkriegt, dass du nie bei dem Arzt warst. Der dreht

voll am Rad, das garantiere ich dir.«

»Lass uns über was anderes reden«, sagte sie.

»Worüber denn?«

»Wann hast du zuletzt mit dem Typ geredet, der uns die Ware abkaufen will?«

»Am Tag nach meiner Entlassung«, sagte Dwayne. »Ich wähle seine Nummer, sage: ›Hey, du

kommst nie drauf, wer dran ist.‹ Und er kann’s echt nicht glauben, du weißt ja selber, wie lange es her ist, dass wir den Deal machen wollten, bevor ich in den Knast gegangen bin. Egal, jedenfalls sage ich: ›Hey, ich bin wieder am Start, und wenn du willst, kannst du die Ware immer noch haben.‹ Er war echt

geplättet, dachte wohl, ich sei tot oder so. Aber nebenbei habe ich noch was Interessantes von ihm erfahren. Die Sache ist nämlich nie in die Nachrichten gekommen. Er meinte, er hätte was über einen Typ gelesen, dem die Hand abgesägt worden war, aber von den geklauten Diamanten war anscheinend nirgendwo die

Rede.«

»Ist ja wohl auch kein Wunder«, sagte Jan.

»Wieso?«

»Weil niemand illegale Diamanten als gestohlen melden würde«, sagte sie. »Seit Diamanten mit Herkunftszertifikaten ausgegeben werden, gibt es offiziell keine illegalen mehr. Das ist so, seit verschiedene Bürgerkriege

in Afrika mit illegal geschürften Diamanten finanziert wurden, in Sierra Leone und …«

»Die Wüste Sierra?«, fragte Dwayne.

»Die heißt Sahara.«

»Ach so. Okay.«

»Wie auch immer, trotz der Zertifikate gibt es immer noch einen Riesenmarkt für illegale Diamanten, und die Typen,

die mit ihnen Handel betreiben, würden nie im Leben zur Polizei gehen. Al-Qaida hat Millionen mit illegalen Diamanten gemacht.«

»Echt?«

»Aber hallo.« Sie hielt die Hand aus dem Fenster und ließ den Fahrtwind durch ihre Finger strömen.

Dwayne grinste. »Dann haben wir ja sozusagen im

Kampf gegen den Terrorismus mitgeholfen.«

Jan sah weiter aus dem Fenster. Vorsicht, dachte sie. Darüber, dass er dumm wie Bohnenstroh war, vergaß man allzu schnell, wie brandgefährlich er sein konnte.

Doch obwohl er kein Problem damit hatte, anderen Schmerzen

zuzufügen, konnte er ironischerweise kein Blut sehen. Tja, auch Dumpfbacken konnten komplexe Persönlichkeiten sein.

»Wie heißt dieser Typ eigentlich?«

»Banura«, antwortete er. »Cool, was? Ein Schwarzer, aber so richtig kohlrabenschwarz. Ich glaube, er kommt aus der

Sierra, von der du gerade geredet hast.«

»Und wie kontaktieren wir ihn?«

»Ich habe seine Nummer. Er wohnt im Süden von Boston. Braintree heißt der Ort.«

»Weiß er, dass wir die Sache morgen abwickeln wollen?«

»Ich habe nichts Genaues mit ihm

vereinbart. Aber das lässt sich ja noch machen.«

»Und zwar so schnell wie möglich«, sagte sie. »Er braucht bestimmt ein paar Stunden, um die Kohle aufzutreiben.«

»Stimmt«, meinte Dwayne.

Verdammt, dachte sie. Sie wollte sich unter keinen Umständen länger als nötig in Boston aufhalten.

Die Ware holen, die Kohle kassieren, und dann nichts wie weg.

Sie fuhren vom Highway ab und zur nächsten Tankstelle. Während Dwayne den Pick-up auftankte, betrat Jan den Laden. Sie stand gerade vor einem Drehständer mit Sonnenbrillen, als ihr die stämmige Frau neben ihr ins Auge fiel. Die Frau

beugte sich vor und zischte ihre Tochter an, endlich mit dem Plärren aufzuhören, und schwang sich dabei die Handtasche über die Schulter, dass sie auf ihrem massigen Rücken landete.

Die Handtasche war offen. Jan blickte direkt auf die Geldbörse der fetten Kuh.

Aber die paar Scheine,

die sich darin befinden mochten, interessierten sie nicht. Sie hatten genug Bargeld, um bis nach Boston zu kommen, und sobald der Deal unter Dach und Fach war, würde sie mehr Kohle besitzen, als sie jemals ausgeben konnte.

Aber das Handy der Frau konnten sie gut gebrauchen.

In einer einzigen fließenden Bewegung beugte sie sich in Richtung der fetten Kuh und nahm mit der Rechten zwei in Plastik eingeschweißte Muffins aus dem Regal vor ihnen, während sie die Linke in die Handtasche gleiten ließ, das schmale Handy herauspflückte und in ihrer Jeans verschwinden ließ.

Dann ging sie mit den Muffins zur Kasse – Ethan liebte diese Sorte mit Schokoguss –, ehe sie wieder nach draußen marschierte. Dwayne hatte aufgetankt und wartete neben dem Pick-up. Sie warf die Muffins durch das offene Fenster aufs Armaturenbrett, stieg ein und drückte ihm das Handy in die Hand, als er

sich hinters Steuer gesetzt hatte.

»Jetzt kannst du anrufen«, sagte sie.

***

Sie griff nach den Muffins und stellte fest, dass die Schokolade geschmolzen war und am Zellophan klebte.

Es gelang ihr, den

ersten Muffin relativ unbeschadet aus der Verpackung zu pfriemeln. Sie reichte ihn Dwayne, der sich den Minikuchen im Ganzen in den Mund stopfte.

Der zweite war nur noch eine Ruine. Im selben Augenblick erinnerte sie sich, wie Ethan an einem ähnlich brütend heißen Tag eine Doppelpackung

Muffins aufgerissen und ihr sein Händchen vom Rücksitz entgegengestreckt hatte.

Schau mal, Mommy. Ich hab lauter Schokofinger.

Dwayne klappte das Handy zu. »Okay, morgen steigt die Sache. Ich habe ihm gesagt, dass wir so gegen Mittag da sind, vielleicht auch ein paar Minuten früher. Die Bank

macht um halb zehn auf. Wir räumen unsere Schließfächer aus, und dann geht's los. Na, wie klingt das, Süße?«

Jan wandte den Blick ab. »Gut.«

»Was ist los, Babe? Alles in Ordnung mit dir?«

»Bestens. Fahr einfach weiter, okay?«

32

Oscar Fine hatte seinen schwarzen Audi A4 an der Hancock Street geparkt. Von hier aus konnte er das State House sehen, wenn auch nicht dessen goldene Kuppel, da er sich zu weit unten an der Straße

befand.

Beacon Hill gefiel ihm. Ein tolles Viertel mit seinen schmalen Pflasterstraßen, den schönen alten Ziegelhäusern mit den überbordenden Blumenkästen, dem Hauch von Geschichte, der alles umgab. Hübsch auch die eisernen Fußabstreifer vor den Haustüren, auch wenn die Zeiten von Matsch und

Dreck lange vorbei waren. Trotzdem liefen ihm hier zu viele Leute herum. Auch die nachbarliche Dichte war ihm ein Gräuel. Oscar Fine hatte lieber seine Ruhe.

Dennoch kam er gern in diese Gegend, wenn ihn seine Arbeit hierher führte.

Er beobachtete gerade ein Haus auf der linken Straßenseite. Es war

früher Abend. Um diese Uhrzeit pflegte Miles Cooper von der Arbeit nach Hause zu kommen. Seine Frau Patricia, Krankenschwester im Massachusetts General Hospital, hatte Spätschicht und eine Stunde zuvor das Haus verlassen. Normalerweise ging sie zu Fuß zur Arbeit, fuhr aber auch ab und an mit dem

Bus, wenn sie spät dran war. Wenn ihre Schicht zu Ende war, wurde sie meist von einer Kollegin, die in Telegraph Hill wohnte, zu Hause abgesetzt.

Oscar Fine beobachtete die Coopers bereits seit ein paar Tagen. Eine reine Vorsichtsmaßnahme, die, wie er wusste, eigentlich nicht nötig war. Inzwischen wusste er ziemlich gut

Bescheid über Miles Cooper. Er wusste, dass Cooper am Wochenende meist auf seinem Boot war, dass er zu viel Geld bei Pferdewetten verlor und ein lausiger Pokerspieler war. Oscar wusste das aus erster Hand. Es war geradezu lächerlich, wie oft sich der Bursche verriet. Bekam er ein nutzloses Blatt,

schüttelte er fast unmerklich den Kopf. Höchstens einen Millimeter nach rechts und links, aber deutlich genug für einen Profi wie Oscar. Und wenn er einen Flush hatte, spürte man den Boden unter sich beben, da sich Miles' rechtes Knie wie ein Kolben auf und ab bewegte.

Oscar wusste noch eine

ganze Reihe anderer Dinge über Miles. Wegen seiner chronischen Magenschmerzen ging er regelmäßig zum Gastroenterologen. Täglich warf er ein gutes Dutzend Tabletten gegen Sodbrennen ein. Außerhalb der Stadt besaß er eine Garage, in der er für seinen jüngeren Bruder drei gestohlene Harleys

untergebracht hatte. Jeden zweiten Montag fuhr er ins North End zu einem Mädchen, das sich für dreihundert Dollar ganz langsam auszog und es ihm anschließend mit dem Mund besorgte.

Außerdem wusste Oscar, dass Miles Cooper den Mann bestahl, für den sie beide arbeiteten. Und der Boss hatte

herausbekommen, das Miles ihn hinterging.

»Kümmere dich um die Sache«, hatte er Oscar angewiesen.

»Kein Problem«, hatte Oscar geantwortet.

Und so hatte er die Woche über ein Auge auf Miles gehabt. Er wollte nicht bei ihm hereinschneien, wenn seine Frau zu Hause war.

Oder seine zwanzigjährige Tochter, die drüben in Providence lebte, aber öfter am Wochenende zu Besuch kam. An diesem Sonntag aber war sie nicht da, wie Oscar wusste. Und wenn Miles den Sonntag wie üblich verbrachte, würde er gleich den Hügel herunterkommen und …

Da war er.

Ende fünfzig,

übergewichtig, Halbglatze, buschiger grauer Schnurrbart. Schlecht sitzender Anzug, weißes Hemd ohne Krawatte.

Vor seiner Haustür blieb er stehen, kramte seinen Schlüssel aus der Tasche und schloss auf. Dann fiel die Tür hinter ihm zu.

Oscar Fine stieg aus seinem Audi.

Er überquerte die Straße

und näherte sich dem Haus.

Dann stand er vor der Haustür. Drückte auf den Klingelknopf.

Er hörte, wie sich Miles' Schritte näherten. Die Tür wurde geöffnet.

»Hey, Oscar«, sagte Miles Cooper.

»Hi, Miles«, sagte Oscar Fine.

»Was machst du denn

hier?«

»Kann ich reinkommen?«, fragte Oscar Fine.

In Miles' Augen flackerte etwas auf. Oscar sah es genau. Miles hatte die Hosen voll. In den letzten fünf Jahren hatte Oscar gelernt, Leute richtig einzuschätzen. Vorher war er ein wenig zu nachlässig gewesen. Zumindest

einmal.

Oscar wusste, dass Miles ihm nicht die Tür vor der Nase zuschlagen würde. Wenn er das tat, würde er nur indirekt zugeben, dass er Dreck am Stecken hatte.

»Klar, komm rein«, sagte Miles. »Schön, dich zu sehen. Was machst du hier in der Gegend?«

Oscar trat ein und

schloss die Tür hinter sich. »Ist Patricia da?«, fragte er, obwohl er die Antwort bereits kannte.

»Sie arbeitet. Kann ich dir etwas zu trinken anbieten?«

»Nein, danke«, sagte Oscar.

»Sicher? Ich wollte mir gerade ein Bier holen.«

»Ganz sicher.« Oscar folgte Miles in die Küche.

Oscar Fine trank grundsätzlich keinen Alkohol, was Miles immer wieder zu vergessen schien.

Miles öffnete den Kühlschrank und nahm sich eine Flasche Bier heraus. Als er sich umdrehte, hielt Oscar eine Pistole in der Rechten. Am Lauf der Waffe befand sich ein länglicher Aufsatz. Ein

Schalldämpfer.

»Du meine Güte, Oscar!«, stieß Miles hervor. »Willst du mich zu Tode erschrecken, oder was?«

»Er weiß Bescheid«, sagte Oscar.

»Wer weiß Bescheid? Worüber? Ich kapiere kein Wort.« Miles schüttelte den Kopf. »Mann, steck das Ding weg. Ich hätte

mir beinahe in die Hose gemacht.«

»Er weiß Bescheid«, wiederholte Oscar.

Miles schraubte den Verschluss von der Bierflasche und warf ihn auf den Küchentresen. Seine Mundwinkel zuckten. »Ich habe keine Ahnung, wovon du redest.«

»Hör auf mit dem Unsinn, Miles. Es nützt

sowieso nichts. Er weiß Bescheid.«

Miles nahm einen tiefen Schluck aus der Flasche und ließ sich auf einen der hölzernen Küchenstühle fallen.

»Scheiße«, sagte er leise und stellte die Flasche auf den Tisch, da seine Hand zu zittern begann.

»Tja, ich bin dir wohl

eine Erklärung schuldig«, sagte Oscar. »Du solltest wenigstens wissen, warum du heute stirbst.«

»Lass den Scheiß, Oscar. Du weißt, wie lange wir uns schon kennen. Ich kann das wiedergutmachen.«

»Vergiss es«, sagte Oscar.

»Ich zahle die Kohle zurück. Mit Zinsen. Ich

verkaufe mein Boot, gleich morgen. Außerdem habe ich ein bisschen Geld auf die Seite gelegt. Ich zahle alles sofort zurück, Ehrenwort. Und dann sind da noch ein paar Motorräder, die ich für meinen Bruder untergestellt habe. Na ja, freuen wird es ihn wohl nicht, aber scheiß drauf. Er hat die Dinger sowieso

geklaut, und …«

Pfft, pfft machte es, als Oscar Fine seinem Gegenüber zwei Kopfschüsse verpasste. Miles Coopers lebloser Körper sackte nach vorn und landete mit einem dumpfen Poltern auf dem Küchenboden.

Oscar verließ das Haus, ging die Straße hinunter und stieg in seinen Audi.

Zwei Minuten später lag Beacon Hill weit hinter ihm.

***

Oscar Fine ging vom Gaspedal, als er sich der Schranke zum Containerhafen näherte. Der Wachmann im Pförtnerhaus erkannte seinen Wagen und ließ die Schranke hochgehen.

Oscar wartete, bis sie gerade weit genug oben war, dass er darunter hindurchfahren konnte, und bretterte auf das Gelände.

So weit das Auge reichte, erstreckten sich Tausende von rechteckigen Containern, aufeinandergestapelt wie monströse Legosteine. Die orangefarbenen, braunen,

grünen, blauen und silbernen Container trugen Aufschriften wie Sea Land, Evergreen, Maersk und Cosco, und ragten links und rechts so hoch auf, dass Oscar es einen Moment lang vorkam, als würde er durch eine Schlucht aus Stahl fahren. Oscar fuhr bis ans andere Ende des riesigen Geländes und hielt neben

einem knapp drei Meter hohen, mit Stacheldraht versehenen Blechzaun. Er stieg aus, eine Flasche Milch in der Hand, die er sich unterwegs in einem 7-Eleven gekauft hatte, und ging zu einem Container mit der Aufschrift Evergreen, auf dem sich zwei weitere Container türmten. Er zog einen Schlüssel aus seiner

rechten Jackentasche und schloss die Containertür auf.

Einen guten Meter dahinter befand sich eine weitere, kleinere Tür, die er mit einem zweiten Schlüssel öffnete, bevor er ins Dunkel trat.

Er fuhr mit der Rechten über die Wand und ertastete ein paar Schalter. Zwei Sekunden später war

der Raum hell erleuchtet.

Während die Außenwände des Containers aus geripptem Stahl bestanden, waren sie von innen mit mattgrün gestrichenem Gipskarton ausgekleidet. Überall hingen große moderne Gemälde. Der Boden war mit Parkett ausgelegt, und gleich hinter der Tür befanden sich ein

Ledersofa, ein dazu passender Designersessel mit verstellbarer Rückenlehne und ein an die Wand montierter Plasmabildschirm. Oscars Blick fiel kurz auf die weiter hinten liegende Küchenzeile mit Aluminiumtresen, der indirekt von kleinen Halogenlampen beleuchtet wurde. Am anderen Ende

des Containers befanden sich das mit allen Schikanen eingerichtete Schlafzimmer und ein elegantes Bad.

Ein leises Geräusch drang an Oscars Ohren. Eine halbe Sekunde später strich etwas an seinem Bein vorbei.

Der rostfarbene Kater gab ein leises Schnurren von sich, als er zu ihm

hinabsah.

»Na, Lust auf ein Schälchen Milch?«, fragte Oscar. Er klemmte die Milchflasche mit der Linken an seine Brust, drehte den Verschluss mit der rechten Hand auf und füllte den Napf des Katers zur Hälfte. Das Tier näherte sich geräuschlos und begann zu schlabbern.

Oscar nahm die Pistole

aus der Jacke, legte sie auf den Tresen und öffnete den Kühlschrank. Er stellte die Milch hinein und griff nach einer Dose Coca-Cola. Es zischte, als er die Blechlasche mit dem Zeigefinger zurückzog.

»Und wie war dein Tag?«, fragte er den Kater.

Er schenkte die Cola in ein geriffeltes Glas, setzte

sich auf einen Barhocker und schaltete den silbern glänzenden Laptop an, der auf dem Küchentresen stand. Während er darauf wartete, dass der Bildschirm zum Leben erwachte, griff er nach der TV-Fernbedienung und machte den Fernseher an. Es lief CNN, wie meistens, wenn er sich hier aufhielt.

Zuerst checkte er seine

E-Mails. Nichts als Werbemüll. Den Arschgeigen, die solchen Mist versendeten, hätte er ebenfalls gern einen Kopfschuss verpasst. Anschließend besuchte er ein paar der Websites aus seiner Lesezeichenliste. Mit seinen Investments hatte es schon besser gestanden, doch die Seite mit den Videos von

schlafenden Kätzchen hellte seine Stimmung wie immer sofort auf.

Während er durchs Internet surfte, warf er ab und an einen Seitenblick auf den Fernsehbildschirm.

»… steht ein Reporter im Mittelpunkt eines mysteriösen Kriminalfalls«, sagte der Moderator gerade. »Die Ermittlungen haben bislang nicht

ergeben, ob Jan Harwood tot oder noch am Leben ist, doch offenbar scheint der Ehemann der Verschwundenen, David Harwood vom *Standard*, in die Sache verwickelt zu sein. Seit einem Ausflug zum Lake George am vergangenen Freitag wurde Mrs Harwood nicht mehr gesehen.«

Oscar Fine sah einen

Moment lang desinteressiert von seinem Laptop auf und blickte wieder auf den Monitor. Dann aber wandte er erneut den Kopf.

Auf dem Bildschirm war ein Foto der Verschwundenen eingeblendet worden. Oscar Fine erhaschte lediglich einen kurzen Blick darauf, ehe Bilder des

Hauses gezeigt wurden, in dem der Reporter wohnte, der offenbar seine Frau um die Ecke gebracht hatte.

Oscar wartete darauf, dass sie das Foto von Jan Harwood noch einmal zeigten, aber es kam kein weiteres Mal.

Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Laptop zu und gab

bei Google »Jan Harwood« und »Promise Falls« ein. Er gelangte zu einer Reihe von Websites, darunter auch der des *Standard*, wo er die gesamte Story nachlesen konnte, neben der sich ein Foto der Verschwundenen befand.

Er vergrößerte das Bild und betrachtete es fast eine Minute lang. Die Frau hatte eine andere

Haarfarbe. Er hatte sie als Rothaarige in Erinnerung, während diese Frau dunkles Haar trug. Die Rothaarige war dick geschminkt gewesen und hatte Wimpern wie Spinnenbeine gehabt. Diese Frau sah irgendwie bieder aus, wie die Hausfrau von nebenan. Wenn auch eine auffällig hübsche.

Er vergrößerte das Foto noch ein wenig mehr. Und da war sie. Die kleine, L-förmige Narbe auf ihrer linken Wange, knapp oberhalb des Kinns. Wahrscheinlich hatte sie damals geglaubt, sie hätte die Narbe durch das Make-up verdeckt. Aber sie war ihm trotzdem sofort ins Auge gefallen.

Mehr Beweise brauchte

er nicht. Mal davon abgesehen, dass der Stumpf an seinem linken Arm wie wild zu pochen begann. Oscar Fine griff nach seinem Handy. Er musste dringend ein paar Anrufe erledigen.

TEIL 4

33

Duckworth und ich standen unweit des Grabs, in dem Leanne Kowalskis Leiche lag. Ich zitterte am ganzen Körper.

»Ich glaube, ich muss mich noch mal übergeben«, sagte ich.

Duckworth wartete einen Moment, bis ich den Würgereiz wieder halbwegs unter Kontrolle hatte.

»Warum Leanne?«, fragte ich. »Ich verstehe das alles nicht. Was hat sie hier oben gemacht?«

Blanker Schweiß stand auf Duckworths Stirn. »Gehen wir zu meinem Wagen«, sagte er.

»Aber wenn Leanne …« Ich unterbrach mich.

»Ja?«

Ich musste es wissen. »Haben Sie nur dieses Grab gefunden? Oder gibt es noch eins?«

Duckworth musterte mich eindringlich, als versuche er, meine Gedanken zu lesen. »Ist das eine Frage oder eine Feststellung?«

»Wie?«

»Gehen wir.«

Schweigend stolperten wir zu seinem Wagen. Er öffnete die Beifahrertür und half mir hinein, als wäre ich schwerbehindert, ehe er sich hinters Steuer setzte. Immer noch sprach keiner von uns ein Wort. Duckworth steckte den Autoschlüssel ins Zündschloss und ließ die

Fenster herunter. Eine leichte Brise wehte herein.

Ich wandte mich zu ihm, doch er starrte durch die Windschutzscheibe, die Hände auf dem Lenkrad, ohne meinen Blick zu erwidern.

»Wussten Sie bereits, wer die Tote ist?«, fragte ich. »Dass es sich um Leanne Kowalski handelt?«

Duckworth ignorierte

meine Frage. »Als sie am Freitag mit Ihrer Frau hier waren, Mr Harwood – wurden Sie zufällig von Leanne Kowalski begleitet?«

Ich ließ den Kopf gegen die Kopfstütze sinken und schloss die Augen. »Hören Sie schon auf«, erwiderte ich müde. »Warum hätten wir sie mitnehmen sollen?«

»Ist sie Ihnen gefolgt?

Wollten Sie sich hier oben mit ihr treffen?«

»Nein, nein und nochmals nein.«

Einen Augenblick lang fragte ich mich, ob Leanne Kowalski die Frau gewesen war, die mir die anonyme E-Mail geschickt hatte. Die Frau, die mich vor Ted's Lakeview General Store hatte treffen wollen. Aber ich sah beim besten Willen

keine Verbindung.

»Finden Sie es nicht merkwürdig, dass wir Leanne Kowalskis Leiche hier oben gefunden haben? Anderthalb Meilen von dem Ort entfernt, an dem Sie angeblich eine Informantin treffen wollten?«

Ich wandte mich abrupt zu ihm. »Ob ich das merkwürdig finde? Soll ich

Ihnen mal die merkwürdigen Dinge aufzählen, die mein Leben in den letzten achtundvierzig Stunden in ein einziges Chaos verwandelt haben? Wie wär's damit? Meine Frau verschwindet spurlos. Ein Fremder versucht, meinen Sohn zu entführen. Ich finde die Geburtsurkunde meiner Frau, die aber

zufällig einem Mädchen gehört, das mit sechs Jahren gestorben ist. Meine Frau heißt also offenbar gar nicht Jan, und zu allem Überfluss erzählt sie dem Burschen in dem Laden, dass sie nicht weiß, warum ich mit ihr zum Lake George gefahren bin. Warum hat sie das getan? Warum hat sie gelogen? Warum hatte sie keine

Eintrittskarte für das Five Mountains? Wieso hat sie behauptet, sie wäre wegen ihrer Depressionen bei Dr. Samuels gewesen, obwohl offensichtlich kein Wort davon wahr war? Und Sie fragen mich, ob ich es merkwürdig finde, dass Sie Leanne Kowalskis Leiche hier oben gefunden haben? Wollen Sie mich verarschen?«

Duckworth nickte nachdenklich. Schließlich sagte er: »Apropos merkwürdig. Wir haben Ihren Wagen unter die Lupe genommen und dabei Haare und Blutspuren im Kofferraum gefunden. Ach ja, und eine zerknüllte Quittung für eine Rolle Klebeband im Handschuhfach. Was sagen Sie dazu, hmm?«

Eben noch hatte ich auf ihn eingeredet wie ein Wasserfall. Jetzt brachte ich kein Wort mehr heraus.

»Tja, es wird ein Weilchen dauern, bis wir die Ergebnisse des DNA-Tests haben«, fuhr er fort. »Aber wir können uns die Mühe auch sparen. Vorausgesetzt, dass Sie uns endlich reinen Wein einschenken.«

Ich musste nicht lange nachdenken. Ohne juristischen Beistand würde ich verdammt alt aussehen.

Auf der Rückfahrt vom Lake George rief ich Natalie Bondurant an, die Anwältin, mit der mein Vater bereits gesprochen hatte. Nachdem ich mich kurz vorgestellt und sie

sich offiziell bereit erklärt hatte, mich juristisch zu vertreten, sagte ich: »Mittlerweile gibt es allerdings neue Entwicklungen. Und zwar eine ganze Menge.«

»Erzählen Sie«, sagte sie.

»Leanne Kowalski, die Arbeitskollegin meiner Frau, ist heute tot aufgefunden worden. Ganz

in der Nähe des Orts, wo ich am Freitagnachmittag mit Jan war.«

»Ein gefundenes Fressen für die Cops«, sagte sie.

»Kann man wohl sagen«, gab ich zurück.

»Und? Wird die Polizei eine zweite Leiche finden, Mr Harwood? Die Leiche Ihrer Frau, um genau zu sein?«

»O Gott, hoffentlich nicht«, sagte ich.

»Weil Sie dann hinter Schloss und Riegel wandern? Oder weil Sie immer noch hoffen, dass Ihre Frau wieder nach Hause kommt?«

Sie nahm wahrhaftig kein Blatt vor den Mund.

»Letzteres«, erwiderte ich. »Außerdem behauptet Detective Duckworth, seine

Leute hätten Haare und Blutspuren im Kofferraum meines Autos sowie eine Quittung für eine Rolle Klebeband im Handschuhfach gefunden.«

»Vielleicht will er Sie bloß aus der Reserve locken. Können Sie sich das Ganze erklären?«

»Absolut nicht«, sagte ich. »Na ja, Haare können

immer irgendwie in einen Kofferraum geraten, oder? Aber ich habe nicht die geringste Ahnung, woher das Blut kommt. Und Klebeband habe ich schon seit Ewigkeiten nicht mehr gekauft.«

»Passt alles ziemlich gut zusammen«, sagte Natalie Bondurant.

»Was meinen Sie?«

»Für mich sieht es so

aus, als wollte Ihnen jemand etwas anhängen.«

Sie ließ mich alles noch einmal von vorn durchgehen. Ich versuchte, ihr die Fakten so einfach und transparent zu schildern, als würde ich eine Story über die Verwicklungen schreiben. Ich erzählte ihr von meinem Ausflug nach Pittsford und davon, dass

Jan offenbar nicht diejenige war, für die sie sich all die Jahre ausgegeben hatte.

»Haben Sie irgendeine Ahnung, was dahinterstecken könnte?«

»Nein. Ich habe Detective Duckworth gefragt, ob Jan vielleicht im Rahmen eines Zeugenschutzprogramms eine neue Identität

erhalten hat, aber ich glaube, er hat das nicht ernst genommen. Was aber kein Wunder ist, nachdem auch niemand bezeugen konnte, dass Jan unter Depressionen gelitten hat.«

Die Anwältin schwieg einen Moment. »Sie stecken bis zum Hals in der Scheiße«, sagte sie dann.

»Na wunderbar.«

»Trotzdem hat die Polizei nicht viel in der Hand«, fuhr sie fort. »Sie haben Leanne Kowalskis Leiche gefunden, aber nicht die Ihrer Frau. Damit sind wir schon mal halbwegs auf der sicheren Seite. Nicht nur, weil damit immer noch Hoffnung besteht, dass Ihre Frau noch am Leben ist,

sondern auch, weil die Cops keine Beweise haben. Was nicht heißt, dass sie Ihnen die Sache nicht trotzdem anhängen können. Es gibt jede Menge Leute, die wegen Mordes verurteilt worden sind, obwohl keine Leiche gefunden wurde.«

»Danke für die Ermutigung.«

»Das ist nicht mein Job.

Mein Job besteht darin, Ihnen den Arsch zu retten oder dafür zu sorgen, dass ein möglichst mildes Urteil für Sie herausspringt.«

Plötzlich kam mir ein Gedanke.

»Das Grab kam mir gleich seltsam vor«, sagte ich. »Mir ist bloß nicht gleich eingefallen, warum.«

»Worauf wollen Sie hinaus, Mr Harwood?«

»Es war gar kein richtiges Grab, sondern sah aus, als wäre Leanne Kowalski in aller Eile verscharrt worden. Und noch dazu direkt an einer Schotterstraße.

Zugegeben, die Straße ist nicht besonders befahren. Aber trotzdem hätte ihr Mörder die Leiche nur ein paar Meter weiter in den Wald schleppen müssen.

So wäre er jedenfalls nicht Gefahr gelaufen, dass das Grab entdeckt wird.«

»Sie meinen also, das Grab sollte gefunden werden«, sagte Natalie.

»Ja. Da stimmt doch was nicht.«

»Kommen Sie morgen um elf in mein Büro«, meinte sie. »Und vergessen Sie Ihr Scheckbuch nicht.«

»Okay«, erwiderte ich. Bis zum Haus meiner Eltern waren es gerade noch zwei Straßen.

»Und gegenüber der Polizei verweigern Sie künftig die Aussage. Sie äußern sich zu nichts mehr, solange ich nicht dabei bin.«

»Verstanden«, sagte ich, bevor ich in die Straße meiner Eltern einbog.

Vor dem Haus hatte sich ein kleiner Medienzirkus eingefunden.

Zwei Ü-Wagen. Mehrere andere Autos. Reporter und Fotografen, die das Haus belagerten.

Scheiße.

»Dasselbe gilt im Übrigen für die Presse«, sagte Natalie Bondurant.

»Ich tue, was ich kann«, sagte ich und beendete

das Gespräch.

Wenn sich so viele Reporter vor dem Haus meiner Eltern aufhielten, konnte ich davon ausgehen, dass auch mein eigenes Haus unter Beobachtung stand. Einer der Ü-Wagen blockierte die Einfahrt, also parkte ich auf der anderen Straßenseite.

Eine Begegnung mit der

Presse war unvermeidbar. Ich wollte mit meinen Eltern sprechen und vor allem meinen Sohn sehen.

Ich stieg aus dem Auto und überquerte die Straße. Fast sofort ertönten Rufe, Kameras wurden auf mich gerichtet, und ein paar junge, mit Notizblöcken und Digitalrecordern bewaffnete Typen rannten auf mich zu. Aus einem

alten roten Honda Civic stieg Samantha Henry; sie warf mir einen halb gequälten, halb entschuldigenden Blick zu, während sie auf mich zukam. *Ich mache doch bloß meinen Job*, sollte das wohl heißen.

Die Fragen der Reporter prasselten auf mich ein, während sie mich umringten.

»Mr Harwood, gibt es Neuigkeiten über den Verbleib Ihrer Frau?«

»Mr Harwood, wissen Sie, was mit Ihrer Frau geschehen ist?«

»Warum gelten Sie als Tatverdächtiger,
Mr Harwood?«

»Haben Sie Ihre Frau getötet, Mr Harwood?«

Ich widerstand meinem Impuls, mich einfach durch

den Pulk zu drängen und ins Haus zu stürmen. Ich hatte Natalie Bondurants Ratschlag nicht vergessen, doch ich hatte lange genug als Reporter gearbeitet, um zu wissen, welchen Eindruck ich erwecken würde, wenn ich mich fluchtartig entfernte. Also blieb ich stehen und hob die Hände, um der Meute zu zeigen, dass ich bereit

war, auf ihre Fragen zu antworten.

»Lassen Sie mich einfach zu Wort kommen«, sagte ich, während sich die Kameramänner in Position brachten. Ich atmete tief durch, um mich zu sammeln und meine Gedanken zu ordnen, ehe ich weitersprach. »Meine Frau Jan ist am Freitag während eines Ausflugs in

den Five-Mountains-Park spurlos verschwunden. Ich tue alles, um sie zu finden, und bete, dass ihr nichts zugestoßen ist. Wenn du das hier sehen solltest, Schatz, bitte ruf mich sofort an. Wir lieben dich, Jan, und du fehlst uns so sehr. Ethan fragt dauernd, wo du bist. Wir können alles klären, was immer auch passiert sein mag.

Und nicht zuletzt möchte ich alle Zuschauer bitten, sich umgehend mit der Polizei in Verbindung zu setzen, falls jemand Jan gesehen haben sollte oder etwas über ihren Aufenthaltsort weiß. Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als dass meine Frau wieder nach Hause kommt.«

Eine Reporterin – eine

junge Frau mit modischer Frisur – hielt mir ihr Mikro unter die Nase. »Der Polizei gegenüber haben Sie ausgesagt, Ihre Frau nicht getötet zu haben. Warum? Gelten Sie offiziell als tatverdächtig?«

»Weil es die Wahrheit ist.« Ich versuchte so ruhig wie möglich zu bleiben, während ich einen kurzen Blick zum Haus

hinüberwarf und sah, wie meine Mutter durch die Vorhänge spähte. »In einem derartigen Fall ermittelt die Polizei in alle Richtungen, und natürlich wird auch der Ehemann einer Verschwundenen befragt. Das ist reine Routine.«

»Sind Sie nun tatverdächtig oder nicht?«, hakte sie nach. »Geht die

Polizei von Mord aus?«

»Es gibt nicht den geringsten Beweis, dass meiner Frau etwas zugestoßen ist«, erwiderte ich.

»Weil Sie die Leiche perfekt entsorgt haben?«

Ich schluckte meinen Ärger herunter. »Sie erwarten nicht ernstlich, dass ich auf diesen Unsinn antworte, oder?«

Eine weitere, ebenfalls sorgfältig zurechtgemachte TV-Reporterin meldete sich zu Wort. »Bis jetzt gibt es keinerlei Beweise, dass Ihre Frau den Park überhaupt mit Ihnen besucht hat. Wie erklären Sie sich das, Mr Harwood?«

»Es gibt sicher Hunderte anderer Menschen, die ebenso wenig auf den

Uberwachungskameras zu sehen sind«, antwortete ich. »Jan *war* mit Ethan und mir im Five Mountains, daran gibt's nichts zu rütteln.«

»Haben Sie sich einem Lügendetektortest unterzogen?«, fragte ein weiterer, leicht zerknittert wirkender Journalist, der aus Albany kam, wenn ich mich nicht ganz täuschte.

»Nein«, gab ich zurück.

»Haben Sie sich geweigert, bei einem solchen Test mitzumachen?«

»Niemand hat mich dazu aufgefordert«, sagte ich.

Die Reporterin mit der modischen Frisur hakte sofort ein. »Aber *würden* Sie sich einem Test unterziehen?«

»Ich habe Ihnen doch

schon gesagt, dass …«

»Und wenn wir einen Lügendetektortest für Sie arrangieren?«, warf die andere Fernsehreporterin ein.

»Ich wüsste nicht, warum ich …«

»Sie weigern sich also? Sie sind nicht bereit, sich an einen Polygraphen anschließen und über Ihre Frau befragen zu lassen?«

»Das ist doch lächerlich«, sagte ich. Mir dämmerte, dass ich die Kontrolle über die Situation verloren hatte. Was für ein Schwachsinn, zu glauben, dass ich alles im Griff behalten und ungeschoren davonkommen würde. Nur weil ich glaubte, als Reporter alle Tricks meines Berufsstands zu kennen. Aber ich war eben

nicht schlauer als die anderen.

Samantha schien zu spüren, was in mir vorging. »David«, erklärte sie, »können Sie mir sagen, wie Sie sich fühlen? All das muss doch eine schreckliche Belastung für Sie und Ihren Sohn sein.«

Ich nickte. »Es ist unerträglich. Diese Ungewissheit treibt mich

mit jeder Sekunde näher an meine Grenzen. Niemand, der so etwas nicht selbst erlebt hat, kann auch nur ahnen, was Ethan und ich momentan durchmachen.«

»Und wie ist es für Sie als Reporter, selbst im Mittelpunkt der Nachrichten zu stehen?«, fuhr sie fort. »Wie finden Sie es, von Pressehyänen

umzingelt zu sein?«

Die Fernsehreporterinnen musterten Sam mit abschätzigen Blicken. Das Wörtchen »Pressehyänen« schien ihnen nicht besonders zu gefallen.

Um ein Haar hätte ich breit gegrinst. »Schon okay. Ich weiß ja, wie's läuft. Hören Sie, ich muss jetzt wirklich gehen.«

Die Reporter wichen auseinander, als ich mir den Weg durch den Pulk bahnte. Ich ergriff Sam am Ellbogen und zog sie mit mir, was sofort allgemeines Raunen zur Folge hatte. Was war denn das? Wollte ich ihr etwa ein Exklusiv-Interview geben?

»Ich komme mir echt mies vor«, sagte

Samantha, als wir die Stufen zur Haustür meiner Eltern erklommen. »Aber ich tue ja nichts anderes als meinen …«

»Vergiss es«, unterbrach ich sie. Im selben Moment stand auch schon meine Mutter in der Tür. Sie schien um mehrere Jahre gealtert zu sein, seit wir uns am Morgen gesehen hatten.

Sie musterte Sam mit abweisendem Blick.

»Mom«, sagte ich. »Du erinnerst dich sicher an Sam.« Ich hatte Sam öfter mit nach Hause gebracht, als wir ein Paar gewesen waren.

Sam nickte ihr zu, doch Mom reagierte nicht darauf. Sam hatte mir seinerzeit den Laufpass gegeben, was sie ihr wohl

nie verzeihen würde.

»Wo steckt Ethan?«, fragte ich.

»Dein Vater ist mit ihm weggefahren«, sagte Mom. »Er wollte Ethan mal ein paar richtige Züge zeigen. Ich habe ihm gesagt, ich rufe an, sobald sich die Lage hier wieder beruhigt hat.«

Guter Plan, dachte ich, heilfroh, dass Ethan aus

der Schusslinie war.

Ich sah Samantha an. »Danke, dass du eingegriffen hast. Die hätten mich sonst komplett auseinandergenommen.«

»Keine Ursache.« Sie lächelte. »Mir geht's um die Story und nicht darum, dich fertigzumachen.«

»Noch mal danke.«

»Ich weiß, dass du Jan niemals etwas antun

würdest.« Sie musterte mich eindringlich. »Oder?«

»Hör schon auf, Sam.«

»Nein. So was würdest du nie fertigbringen.«

»So viel zum Thema Vertrauen.«

Ihre Mundwinkel hoben sich. »Zumindest muss ich so tun, als sei ich objektiv. Aber ich stehe voll und ganz auf deiner Seite, David. Ich kann dir nur

nicht versprechen, dass mein Artikel ohne Änderungen in Druck geht. Apropos.« Sie sah auf ihre Uhr. Es war zehn nach acht. Ich wusste, dass sie ihre Story bis halb zehn fertig haben musste, damit sie noch ins Blatt kam.

»Wieso hast du mich mitgeschleppt?«, fragte sie. »Willst du mir ein Exklusiv-Interview geben?«

»Sei vorsichtig«, sagte ich. »Halt die Augen auf.«

»Was? Wovon redest du?«

»Du bist nicht in Gefahr oder so. Trotzdem, pass auf. Ich glaube, dass Madeline unsere E-Mails überwachen lässt.«

»Wie bitte?« Sam blieb der Mund offen stehen. »Unsere Herausgeberin liest meine persönlichen E-

Mails?«

»Ja. Jedenfalls spricht einiges dafür.«

»Heilige Scheiße«, sagte sie. »Wie kommst du denn darauf?«

»Vor ein paar Tagen habe ich eine anonyme Mail bekommen. Von einer Frau, die über das Gefängnisprojekt auspacken wollte. Und über die Stadträte, die sich

von der Betreiberfirma schmieren lassen.«

»Okay.«

»Ich habe die Mail nur kurz gelesen und anschließend gelöscht. Sie war höchstens ein paar Minuten auf meinem Rechner. Trotzdem hat Elmont Sebastian davon erfahren. Er wusste, dass jemand versucht hat, mit mir in Kontakt zu treten.

Zuerst habe ich mich gefragt, ob er irgendwie spitzgekriegt hat, woher die Mail kam, aber das glaube ich nicht. Der Tipp kam von jemandem beim *Standard*. Und wer außer Madeline könnte auf die E-Mails der Redakteure zugreifen?«

»Und warum sollte sie das tun?«

»Deine E-Mails

interessieren sie wahrscheinlich nicht, meine dagegen schon. Die Russells besitzen ein Stück Land, das sie Elmont Sebastian für den Bau seines Knasts verkaufen wollen. Mit dem Grundstücksverkauf wären alle Probleme des *Standard* vorerst gelöst, und genau deshalb ist Kritik an Sebastians

Vorhaben auch nicht erwünscht. Ich glaube jedenfalls, dass Madeline die anonyme E-Mail gesehen und Sebastian umgehend darüber informiert hat.«

»Was ist mit Brian?«, fragte Sam. »Vielleicht hat er die E-Mails in ihrem Auftrag gecheckt. Die beiden glucken doch immer zusammen.«

Ich überlegte. »Möglich«, sagte ich. »Aber wie auch immer, wir können Madeline nicht trauen. Und ich wollte, dass du Bescheid weißt.«

»Dann werden sie meine Story garantiert ändern. Glaubst du, sie benutzen Jans Verschwinden, um dich in schlechtes Licht zu rücken? Anscheinend bist du ihnen ein ziemlicher

Dorn im Auge. Und wenn sie dich erst mal abserviert haben, ist es ziemlich unwahrscheinlich, dass sich irgendein anderer Redakteur kritisch mit der Knastgeschichte beschäftigt.«

»Eher nicht.« Ich verzichtete darauf, ihr davon zu erzählen, dass Elmont Sebastian bereits alle möglichen Hebel bei

mir selbst angesetzt hatte. Mit seinem Jobangebot. Und den unterschwelligen Drohungen gegen meinen Sohn. Ich konnte immer noch nicht ausschließen, dass er etwas mit Jans Verschwinden zu tun hatte, obwohl mir nach wie vor keine logische Erklärung einfiel.

»Ich muss los«, sagte Sam. »Sonst kriege ich

den Artikel nicht mehr fertig.«

Ich sah sie beschwörend an. »Ich habe nichts mit Jans Verschwinden zu tun.«

Sanft berührte sie meine Brust. »Ich glaube dir. Ich werde nichts schreiben, was dir irgendwie schaden könnte.«

Und damit ging sie.

Mom trat zu mir und

schloss die Tür hinter Sam.

»Ich mochte sie noch nie«, sagte sie.

***

Es war kurz vor halb zehn, als ich in meine eigene Einfahrt einbog. Reporter und andere Pressetypen waren nirgendwo zu sehen. Anscheinend waren

sie mit meiner kleinen Ansprache zufrieden gewesen und hatten beschlossen, mich zumindest für den Rest des Abends in Frieden zu lassen.

Ethan war auf dem Nachhauseweg eingeschlafen. Behutsam hob ich ihn aus seinem Kindersitz. Sein Kopf ruhte an meiner Schulter, als ich

ihn ins Haus trug. Als ich über die Schwelle trat, blickte ich direkt auf das Chaos, das die Polizei bei ihrer Hausdurchsuchung hinterlassen hatte. Sofakissen lagen im Wohnzimmer verstreut; Bücher aus den Regalen waren achtlos auf den Boden geworfen worden, und auch die Teppiche lagen nicht mehr an Ort

und Stelle. Es sah nicht so aus, als wäre etwas beschädigt worden, doch würde es reichlich Zeit in Anspruch nehmen, wieder für Ordnung zu sorgen.

Ich bettete Ethan vorsichtig auf das Sofa. Dann ging ich nach oben und räumte sein Zimmer notdürftig auf. Ich packte sein Spielzeug in die Kisten und seine Sachen in die

Schubladen, ehe ich sein Bett machte.

Eine Viertelstunde später war es mir gelungen, wieder halbwegs klar Schiff zu machen. Ich ging nach unten, hob Ethan vom Sofa und brachte ihn zu Bett. Als ich ihm sein T-Shirt über den Kopf streifte, fürchtete ich, dass er aufwachen würde, doch er regte sich nur kurz

im Schlaf. Ich zog ihm seinen Wolverine-Schlafanzug an, deckte ihn zu und küsste ihn sanft auf die Stirn.

Ohne die Augen zu öffnen, flüsterte er verschlafen: »Gute Nacht, Mommy.«

34

Dwayne wälzte sich von ihr herunter. »Das wird ein geiler Tag, Süße. Und du bist eine ganz geile Nummer.«

Sie stieg aus dem Motelbett, ging ins Bad und schloss die Tür hinter

sich.

Dwayne verschränkte die Hände hinter dem Kopf, starrte an die Zimmerdecke und grinste. »Wir sind ganz nah dran, Baby. Noch ein paar Stunden, dann ist alles geregelt. Und ich hab auch schon eine Idee, was wir mit dem Rest des Tages anfangen. Lass uns doch ein paar Boote ansehen.

Jede Wette, dass gerade ’ne Menge zum Verkauf stehen, wegen der Rezession und so, du weißt schon. Gut möglich, dass wir für einen Apfel und ein Ei an einen Zehn-Meter-Kabinenkreuzer kommen – na ja, und wenn nicht, dann geben wir halt ein bisschen mehr Kohle aus, wir haben’s doch. Trotzdem, ich finde, wir

sollten nicht gleich am Anfang so viel verschleudern. Die Kohle soll schließlich ein bisschen länger reichen, oder?«

Jan hatte bereits nach dem Wort »Baby« auf Durchzug gestellt und die Dusche aufgedreht, nachdem sie kurz überlegt hatte, wie die Armaturen in dieser Bruchbude von Motel funktionierten. Sie

waren fünf Meilen vom Bostoner Stadtzentrum entfernt. Nah genug für sie, um mit jeder Sekunde nervöser zu werden.

Dwayne streifte die Decke von den Beinen, stand auf, schnappte sich die Fernbedienung und zappte in Rekordtempo durch die Kanäle.

»Hier kriegt man ja nicht mal einen coolen Sender

rein«, maulte er. »Und wieso muss man für die Pornos extra bezahlen? Das Zimmer kostet ja wohl schon genug.«

Er blieb bei einem Cartoon-Sender hängen, auf dem eine animierte Batman-Episode lief. Nach einer halben Minute begann er sich zu langweilen und zappte weiter. Er war so schnell,

dass ihm erst mehrere Kanäle später aufging, was er gerade auf einem Nachrichtensender gesehen hatte. Stirnrunzelnd zappte er zurück. Ja. Er hatte richtig gesehen. Da war Jan. Ein Foto von ihr.

»He!«, brüllte er. »Komm sofort her!«

Keine Antwort. Erst jetzt hörte er die Dusche

rauschen.

Er hämmerte an die Tür und stieß sie auf. »He, du bist in der Glotze, Baby!«

Er drehte die Lautstärke so weit auf, dass die Kommode unter dem Fernseher zu vibrieren begann. Der Sprecher sagte gerade: »Den Vorschlag unserer Reporterin, sich einem Lügendetektortest zu

unterziehen, lehnte Mr Harwood entschieden ab. Der Reporter behauptet, seine Frau sei am Samstag während eines Ausflugs in den Five-Mountains-Park spurlos verschwunden, obwohl Jan Harwood nach Auskunft der Polizei bereits seit dem späten Freitagnachmittag nicht mehr gesehen wurde. Zudem gibt es neue

Entwicklungen im Fall Harwood. Am Lake George wurde die Leiche einer Arbeitskollegin der Vermissten gefunden, unweit des Orts, an dem Mrs Harwood sich vor ihrem Verschwinden am Freitag zusammen mit ihrem Mann aufhielt.« Eine Karte wurde hinter dem Sprecher eingeblendet. »Und nun zum Wetter. In

Boston und Umgebung scheint heute die Sonne …«

Dwayne schaltete den Fernseher aus und ging erneut ins Bad. Er griff durch den Duschvorhang und drehte das Wasser ab.

Jan hatte sich gerade Shampoo in den Haaren verteilt. »Dwayne! Verdammt, was soll das?«

»Hast du mich nicht

gehört?«

»Was ist los?«

»Ich habe gerade die Nachrichten gesehen. Die haben deinen Mann schwer am Wickel. Außerdem haben sie die Leiche gefunden.«

Jan blinzelte ihn an. Wasser tropfte von ihrem nackten Körper, und ihr wurde kalt. »Verstanden.«

»Nicht schlecht, was?

Die machen deinem Ex die Hölle heiß.«

»Lass mich erst mal zu Ende duschen«, sagte Jan.

»Soll ich zu dir reinkommen?«

Statt einer Antwort zog sie den Vorhang zu und drehte die Dusche wieder auf. Eiskaltes Wasser prasselte auf sie herab, und sie zog unwillkürlich

die Schultern ein. Fluchend drehte sie den Griff in die andere Richtung und verbrühte sich um ein Haar. Als es ihr schließlich gelungen war, die richtige Temperatur einzustellen, hielt sie ihr Gesicht in den Strahl, um das Shampoo aus ihren tränenden Augen zu waschen.

Tränen, ja. Es waren nicht die ersten, die ihr in

die Augen traten.

Sie konnte es immer noch nicht fassen. Mitten in der Nacht war sie aufgewacht und hatte plötzlich weinen müssen. Gott sei Dank schnarchte Dwayne wie eine Bandsäge; er hatte nichts von alldem mitbekommen.

Nicht dass sie unkontrolliert vor sich hin geschluchzt hätte. Nein,

sie hatte sich nicht die Augen aus dem Kopf geheult. Vielmehr hatten sie ihre Gefühle *überwältigt*.

Verdammt. Das passte doch überhaupt nicht zu ihr.

Doch in jenem Moment hatte sie sich vorgestellt, wie sie über Ethans Kopf strich, sein feines Haar an ihren Fingern spürte.

Plötzlich hatte sie den süßen Geruch in der Nase, der von seinem kleinen Körper ausging. Sie hörte seine kleinen Füße über den Boden tappen, wenn er morgens ins Schlafzimmer kam, um sie zu wecken. Vor ihrem inneren Auge sah sie, wie er seine Cheerios aß und wie er im Schneidersitz vor dem Fernseher saß, wenn

Thomas, die kleine Lokomotive lief.

Sie spürte, wie es sich anfühlte, wenn er zu ihr ins Bett kroch. Wie warm er war.

Denk an das Geld.

Sie versuchte, die Gedanken an ihn zu verscheuchen und wieder in den Schlaf zu finden, indem sie sich die Diamanten vorstellte, die

sie reich machen würden.

Doch immer wieder drängte sich Ethans Gesicht in den Vordergrund.

Stets hatte sie sich während ihrer Beziehung zu David daran erinnert, dass es ihr ausschließlich um das Geld ging. Die bürgerliche Fassade, ihre Ehe, ihr Dasein als Mutter – all das war nichts

weiter als Teil des Jobs. Anschließend wartete ein Vermögen auf sie. Es ging lediglich darum, die Zeit irgendwie zu überstehen. Sobald Dwayne wieder aus dem Knast kam, war die Sache gelaufen. Es würde sie nicht mal ein Schulterzucken kosten. Und wenn sie die Diamanten endlich zu Bargeld gemacht hatten,

wäre auch Dwayne bald Geschichte

Ein letzter Kostümwechsel, und sie war endgültig frei.

Und was Promise Falls anging, hatte sie ganze Arbeit geleistet. Mit ein bisschen Glück würde niemand nach ihr suchen. Höchstens nach ihrer Leiche, und am Ende würden die Bullen davon

ausgehen, dass David sie in Säure aufgelöst hatte, oder was auch immer. Klar, er würde schwören, dass er unschuldig war, aber taten das nicht alle Mörder?

Vielleicht würde ihm irgendwann sogar aufgehen, was wirklich geschehen war. Na und? Was wollte er vom Zuchthaus aus groß

ausrichten? Und bis dahin hatte er sein letztes Geld für Anwälte und Wiederaufnahmeverfahren ausgegeben und garantiert nichts mehr, um einen Privatdetektiv auf ihre Fährte zu setzen.

Wenigstens musste sie sich keine Sorgen um Ethan machen. Seine Großeltern würden sich um ihn kümmern. Don war ein

bisschen altersweich in der Birne, hatte aber das Herz am rechten Fleck. Und auch wenn sie mit Arlene nie richtig warm geworden war – tausend Mal hatte die alte Frau sie angesehen, als würde sie genau spüren, dass etwas mit ihr nicht stimmte –, bestand kein Zweifel, dass sie den Jungen großziehen würde. Sie hatte noch viele

Jahre vor sich, und sie liebte Ethan über alles.

Und das war ein tröstlicher Gedanke. Sie musste es sich nur lange genug einreden.

Wenn sie erst ein neues Leben begonnen hatte – ein Leben ohne Sorgen, ein Leben, in dem sie tun und lassen konnte, was immer sie wollte –, würde es ihr ja vielleicht gelingen,

die Vergangenheit endgültig zu vergessen. Und mit ihr sogar das kleine Bündel Mensch, das sie selbst in die Welt gesetzt hatte.

Ja. Es zählte nur eins. Das Geld.

Geld heilte alle Wunden. Es half einem, nach vorn zu sehen, alles andere zu vergessen. Daran hatte sie ihr ganzes Leben geglaubt.

***

Dwayne hielt auf der Beacon Street und grinste breit.

»Da wären wir«, sagte er.

Jan sah nach rechts. Sie standen vor einer Filiale der MassTrust-Bank, die sich zwischen einem Starbucks und einem schicken Schuhladen

befand.

»Das ist sie?«, fragte Jan.

»Aber hallo. Da drin kannst du endlich deinen Schlüssel benutzen.«

So waren sie vorgegangen: Jeder hatte ein eigenes Schließfach für seine Hälfte der Diamanten gemietet, ohne dem anderen zu sagen, wo es war. Anschließend hatten

sie die Schlüssel getauscht. Damit waren sie aufeinander angewiesen, wenn sie das Diebesgut zu Geld machen wollten.

»Na, dann los«, sagte sie.

Sie stiegen aus dem Pick-up, betraten die Bank und marschierten zum Kundenschalter.

»Wir würden gern einen Blick in unser Schließfach

werfen«, sagte Jan.

»Selbstverständlich«, sagte die Kundenberaterin. Sie notierte Dwaynes Namen und bat ihn um eine Unterschrift. Dann führte sie die beiden in einen gesicherten Raum, in dem sich die kleinen, rechteckigen Schließfächer befanden.

»Ihres ist gleich hier drüben«, sagte die Frau

und steckte ihren Schlüssel in das Doppelschloss. Jan kramte den Schlüssel hervor, den sie seit fünf Jahren bei sich trug, und tat dasselbe. Die Schließfachtür öffnete sich, dann zog die Frau eine längliche Kassette heraus.

»Wenn Sie mir bitte folgen würden«, sagte sie, öffnete eine angrenzende Tür und ließ Dwayne und

Jan eintreten. Sie stellte die Kassette auf einen Tisch und schloss die Tür hinter sich. Der Raum war etwa sechs Quadratmeter groß und hell erleuchtet. Vor dem Tisch stand ein gepolsterter Bürostuhl.

»Da war ja sogar meine Zelle größer«, bemerkte Dwayne, klappte den Deckel der Kassette auf und sah hinein. »Oh,

Mann.«

Er blickte auf einen schwarzen Stoffbeutel mit Zugband, der ein bisschen an einen Schuhsack erinnerte.

Jan nahm ihn heraus und betastete den Inhalt durch den Stoff.

»Fühlt sich wie Zähne an«, sagte sie nervös.

Sie zog das Band auf und kippte den Inhalt

vorsichtig auf den Tisch.

Die Diamanten kullerten auf die Tischplatte. Sie waren nicht einmal so groß wie Zähne und funkelten so intensiv, dass Jan einen Moment lang die Augen weh taten. Es waren Aberdutzende von Steinen, so viele, dass ihr der Atem stockte.

»Wahnsinn!«, stieß Dwayne hervor, als hätte

er sie noch nie gesehen. Er nahm ein paar, ließ sie in seiner Handfläche hin und her rollen und hielt einen gegen das Neonlicht, als könne er so seinen Wert bestimmen.

Ungläubig schüttelte Jan den Kopf.

»Und das ist gerade mal die Hälfte, Süße«, sagte Dwayne. »Verdammt noch mal, wir sind reich!«

»Krieg dich wieder ein«, sagte Jan. »Reiß dich zusammen. Wenn wir jetzt nicht cool bleiben, vermasseln wir das Ganze.«

»Was denn? Glaubst du, ich gehe nach nebenan und kauf mir einen Latte macchiato mit den Klunkern?«

»Ich … Ich hatte ganz vergessen, wie viele es

sind«, flüsterte sie.

Sie sammelte die Steine ein und steckte sie in den Beutel zurück. »Einer ist auf den Boden gefallen«, sagte sie.

Dwayne ging in die Hocke und fuhr mit den Handflächen über den grauen Teppichboden. »Hab ihn«, sagte er. Dann schlang er die Arme um Jans Beine, zog sie fest an

sich und vergrub sein Gesicht zwischen ihren Schenkeln.

»Wie wär's, wenn wir gleich hier 'ne Nummer schieben?«, sagte er.

»Feiern können wir später«, gab sie zurück. »Erst holen wir uns die Kohle, und dann vögeln wir uns die Seele aus dem Leib.«

Sag ihm einfach, was er

hören will.

Dwayne erhob sich und nahm ihr den Beutel ab.

»Ich stecke ihn in meine Handtasche«, sagte sie.

»Nein, schon okay.« Eine deutliche Wölbung entstand, als er den Beutel in die rechte Vordertasche seiner Jeans stopfte. »Und jetzt lass uns gehen, Baby.«

***

Jan wies Dwayne die Richtung. Sie fuhren über die Harvard Bridge, ließen den River Charles hinter sich und fuhren zur Cambridge Street.

»Hier kannst du halten«, sagte sie.

»Hab ich’s mir doch gedacht«, erwiderte er und hielt vor einer Filiale der

Bank of America. Jan schüttelte den Kopf und deutete wortlos zu einer Zweigstelle der Revere Federal hinüber.

»Ist ja ein Ding«, sagte er, während er in seiner linken Hosentasche nach dem Schließfachschlüssel kramte.

Er hatte die Hand bereits am Türgriff, als Jan ihn zurückhielt. »Diesmal

nehme ich die Steine.«

»Klar, nichts dagegen, Süße.« Er entwand ihr seinen Arm.

»Nur damit das klar ist.«

Sie überquerten die Straße und wären um ein Haar von einem Geländewagen überfahren worden, als sie an der Mittellinie warteten, bis die andere Spur frei war. *Super*, dachte sie. *So dicht*

dran, und dann wirst du von so einer Karre umgenietet.

Als sie die andere Straßenseite sicher erreicht hatten, betraten sie das Bankgebäude. Alles lief fast genauso ab wie bei ihrem ersten Abstecher. Diesmal führte sie ein junger Inder zuerst zu den Schließfächern und dann in einen Nebenraum,

in dem sie den Inhalt der Kassette begutachten konnten.

»Diamanten haben Ewigkeitswert«, sagte Dwayne, als Jan den Beutel öffnete und die Steine auf den Tisch fallen ließ.

Sie blieben nicht lange. Sobald Jan den Beutel in ihrer Handtasche verstaut hatte, kehrten sie zum

Wagen zurück.

Sie hatten ihre komplette Beute wieder.

In einer besseren Welt gäbe es garantiert eine Möglichkeit, an Dwaynes Hälfte zu kommen, ohne den Mistkerl am Hacken zu haben, dachte sie.

Gleichzeitig fragte sie sich, ob er ähnliche Gedanken hegte.

35

Sam hatte nichts Negatives über mich geschrieben, und soweit ich es beurteilen konnte, hatte auch niemand in ihrem Text herumgepfuscht. Nichts war verdreht oder

übertrieben worden. Der Artikel hielt sich strikt an die Fakten, berichtete nüchtern, was in den vergangenen achtundvierzig Stunden passiert war. Zwar wurde erwähnt, dass mich die Polizei eingehend über Jans Verschwinden befragt hatte, doch wurde ich nicht als Verdächtiger bezeichnet. Auch Detective

Duckworth, der mehrmals zitiert wurde, hatte sich in dieser Hinsicht bedeckt gehalten.

Auch berichtete Sam davon, dass unweit des Lake George die Leiche einer Frau gefunden worden war. Zwar mochte sich der eine oder andere Leser zusammenreimen, dass ich Jan umgebracht und dort oben begraben

hatte, doch im Artikel selbst wurden keinerlei Rückschlüsse gezogen. Die Polizei hatte die Leiche bislang nicht offiziell als Leanne Kowalski identifiziert, zumindest nicht bis Redaktionsschluss.

Allerdings war ich mir ziemlich sicher, dass die Information inzwischen auf der Website des *Standard*

nachzulesen war, auch wenn ich es nicht überprüfen konnte, da die Polizei meinen Laptop beschlagnahmt hatte.

Ich hatte eine Menge vor an diesem Montag. Zuerst aber musste ich Ethan wecken und zu meinen Eltern bringen. Kurz nach acht betrat ich sein Zimmer, hockte mich auf die Bettkante und strich

ihm sanft über die Schulter.

»Hopp, mein Freund«, sagte ich. Als ich die Decke von seinem Körper streifte, sah ich, dass er sich während der Nacht mehrere Spielzeugautos und Actionfiguren ins Bett geholt hatte.

»Ich bin müde«, maulte er, griff nach einem seiner Autos und drückte es an

seine Wange, als sei es ein Teddybär.

»Ich weiß. Aber bald gehst du in die Schule, dann musst du jeden Morgen so früh aufstehen.«

»Ich will nicht in die Schule«, sagte er und vergrub seinen Kopf im Kissen.

»Das sagen alle Kinder«, gab ich zurück. »Aber

wenn sie erst einmal in der Schule sind, finden sie es nicht so schlecht.«

»Ich will nur zu Oma und Opa.«

»Ach ja? Gestern warst du aber gar nicht so scharf auf sie«, erinnerte ich ihn. Abermals vergrub er seinen Kopf im Kissen, eine Diskussionsstrategie, die ich auch gern mal angewandt hätte. »In der

Schule lernst du viele andere Kinder kennen. Und Oma und Opa kannst du immer noch ganz oft besuchen.«

Er wandte den Kopf und schnappte nach Luft. »Macht Mommy uns Frühstück?«

»Das mache ich heute. Was willst du haben?«

»Cheerios«, sagte er. Er überlegte einen Moment.

»Und Kaffee.«

»Vergiss es«, erwiderte ich. »Obwohl dich ein Tässchen wahrscheinlich wach machen würde.«

»Wie schmeckt Kaffee?«

»Eigentlich echt eklig.«

»Warum trinkst du ihn dann?«

»Aus purer Gewohnheit«, erwiderte ich. »Wenn man oft genug Kaffee trinkt, merkt man

am Ende nicht mehr, wie schlecht er eigentlich schmeckt.«

»Kann Mommy jetzt kommen?«

Behutsam drückte ich seine Schulter. »Sie ist noch nicht wieder da.«

»Wo ist sie?« Ein paar Sekunden lang schloss er die Augen. »Ich habe schon zweimal geschlafen, seit sie fort ist.«

»Ich weiß«, sagte ich leise.

Er kramte sein Spielzeug zusammen. »Ist sie zum Angeln gefahren?«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Na ja.« Stirnrunzelnd musterte er einen Batman ohne Umhang. »Opa geht doch auch manchmal angeln.«

»Stimmt. Aber Mom

geht nicht so gern.«

»Wo ist sie dann?« Er hielt Batman in der einen, Wolverine in der anderen Hand, auch wenn mir nicht recht klar war, ob ihnen der Kampf des Jahrtausends oder bloß ein bisschen Rambazamba bevorstand.

»Ich wünschte, ich wüsste es«, sagte ich. »Hör zu, ich muss mit dir

reden.«

Ethan musterte mich arglos, als wollte ich ihm eröffnen, dass wir keine Cheerios mehr hatten und stattdessen Toast essen mussten. Ich fasste ihn an den Handgelenken und sah ihn eindringlich an.

»Wenn du bei Oma und Opa Fernsehen guckst … Nun ja, es könnte sein, dass du da vielleicht

Sachen über deinen Dad hörst, die …«

»Was für Sachen?«

»Dass ich gemein zu Mom war.« Wie sollte ich einem Vierjährigen erklären, dass eine Menge Leute glaubten, ich hätte seine Mutter umgebracht?

»Aber das bist du doch nie«, sagte er.

»Na ja, wir beide wissen das natürlich. Aber im

Kindergarten sagen die anderen Kinder auch nicht immer die Wahrheit über dich, obwohl du gar nichts getan hast, stimmt's?«

Er nickte.

»Und so ähnlich ist das jetzt auch mit mir. Es gibt Menschen, die behaupten, dass ich böse zu deiner Mom war. Die Leute vom Fernsehen zum Beispiel, verstehst du?«

Ethan überlegte einen Moment. Dann berührte er meine Hand. »Soll *ich* mal mit ihnen reden? Ich sage ihnen, dass es gar nicht stimmt.«

Ich musste den Blick abwenden. Ich tat so, als sei mir irgendetwas in die Augen geraten.

»Nein«, sagte ich dann. »Lieber nicht. Kümmere dich lieber ein bisschen um

Oma und Opa, okay?«

»Okay.« Plötzlich schien ihm ein anderer Gedanke zu kommen. »Dasselbe hat Mom auch gesagt.«

»Was?«, fragte ich. »Was meinst du?«

»Sie hat gesagt, die Leute würden vielleicht Sachen über sie sagen, die gar nicht stimmen – aber dass sie mich immer lieben würde.«

Ich erinnerte mich daran.

»Reden die Leute irgendwann auch schlecht von mir?«, fragte er.

»Nein«, sagte ich, zog ihn an meine Brust und küsste ihn. »Das wird niemals passieren.«

***

Als ich mit Ethan das Haus

verließ, sah ich meinen Nachbarn Craig, der gerade zu seinem Jeep Cherokee ging. Seit drei Jahren wohnte er schon neben uns, und seither war kein Tag vergangen, an dem er mich nicht mit einem fröhlichen »Hallo« oder einem belanglosen Kommentar über das Wetter begrüßt hatte. Er war stets umgänglich und

freundlich, und wenn er sich meinen Heckentrimmer auslieh, brachte er ihn grundsätzlich sofort zurück, sobald er fertig war.

Craig warf einen Blick in meine Richtung, brachte aber kein Wort über die Lippen. Ich hob die Hand. »Guten Morgen!«

Ich bekam nicht mal ein

Grunzen zur Antwort. Stattdessen stieg Craig in seinen Wagen, legte den Sicherheitsgurt an und startete den Motor, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen. Dann setzte er rückwärts aus der Einfahrt und fuhr davon.

Während ich Ethan in seinen Kindersitz verfrachtete, hörte ich

einen Wagen heranfahren und auf Höhe unserer Einfahrt das Tempo drosseln.

Ich sah auf. Ein Mann in einem Corolla ließ das Fenster herunter, während er im Schritttempo vorbeifuhr. »Na, wer ist als Nächster dran, du Mörder?«, brüllte er herüber. Er lachte, stieg aufs Gaspedal und war im

Nu wieder aus meinem Blickfeld verschwunden.

»Was hat er gesagt?«, fragte Ethan.

»Ich habe schon Netteres gehört«, sagte ich, während ich seinen Sicherheitsgurt straff zog.

***

Nachdem ich Ethan zu meinen Eltern gebracht

hatte, fuhr ich zum *Standard*. Mir blieb gerade noch Zeit, vor meinem Termin mit Natalie Bondurant vorbeizusehen.

Zuerst marschierte ich in den Redaktionsraum. Es waren nur wenige Kollegen da, doch alle sahen von ihrer Arbeit auf. Niemand sagte hallo. Es fiel kein einziges Wort, während ich zu meinem Schreibtisch

ging.

Auf meinem Anrufbeantworter befanden sich mehrere Nachrichten. Die meisten waren von den Medienhyänen, die mir bereits zu Hause und bei meinen Eltern aufgelauert hatten. Und dann war da noch ein Anruf – keine Ahnung, ob er echt war oder ob mich jemand auf

den Arm nehmen wollte – von den Machern der David-Letterman-Show.

Was ich davon halten würde, meinen Fall selbst vor einem Millionenpublikum zu schildern?

Ich drückte kurzerhand auf die Löschtaste.

Ich versuchte, mich in meinen Computer einzuloggen, doch es

gelang mir nicht. Mein Passwort wurde zurückgewiesen.

»Verdammt, was ist denn jetzt los?«, zischte ich.

»Hey«, ertönte eine Stimme hinter mir.

Es war Brian. »Ich hatte nicht mit dir gerechnet, David – bei all dem, was du momentan am Hals hast«, sagte er, als ich

mich zu ihm umdrehte.

»Ich bin nur auf einen Sprung hier«, erwiderte ich. »Aber du hast recht. Ich habe tatsächlich eine Menge um die Ohren.«

»Hast du einen Moment?«, fragte er.

Als wir in seinem Büro standen, schloss er die Tür hinter sich und deutete auf einen Stuhl. Ich setzte mich, und er nahm hinter

seinem Schreibtisch Platz.

»Es tut mir ehrlich leid, dir das sagen zu müssen«, begann er, »aber … Nun ja, du bist vorerst beurlaubt.«

»Warum, Brian? Glaubst du, ich will ein Buch schreiben?« Das war gewöhnlich der Grund, wenn sich ein Reporter vorübergehend beurlauben ließ.

Ich wusste genau, wie der Hase lief, doch selbst unter den momentanen Umständen konnte ich es mir nicht verkneifen, Brian die Situation so unangenehm wie möglich zu machen. Noch dazu, wo ich ihn sowieso für einen echten Schleimbeutel hielt.

»Nein, nein, darum geht's nicht«, wiegelte er ab. »In der Chefetage

fürchtet man, deine Probleme mit der Polizei könnten deine journalistische Kompetenz beeinträchtigen.«

»Ach ja? Seit wann geht es hier denn um journalistische Integrität? Heißt das, ihr habt unsere Außenreporter in Indien gefeuert, um wieder Leute mit Fachkompetenz ins Rathaus zu schicken?«

»Du liebe Güte, Dave, warum musst du bloß immer so ein Stinkstiefel sein?«

»Komm, Brian, raus damit. Warst du das?«

»Was?«

»Hast du meine E-Mails ausspioniert?«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.«

»Ach, vergiss es. Selbst wenn du es warst, hast du

bloß Madelines Handlanger gespielt.«

»Ehrlich, David, ich verstehe kein Wort.«

»Apropos Beurlaubung – kriege ich mein Gehalt weiter oder nicht?«

Brian wich meinem Blick aus. »Wir müssen sparen, Dave. Der *Standard* kann es sich momentan nicht leisten, Mitarbeiter fürs Nichtstun zu bezahlen.«

»Ich habe noch drei Wochen Jahresurlaub übrig«, sagte ich. »Die könnte ich doch nehmen und weiter mein Gehalt beziehen, okay? Und wenn meine Probleme nach diesen drei Wochen immer noch bestehen, könnt ihr mich ohne weitere Bezüge beurlauben.«

Brian überlegte. »Ich berede das mal.«

Mit Madeline, meinte er.

»Danke«, sagte ich. »Oder soll ich sie gleich selbst fragen?«

»Wovon redest du?«

Ich stand auf und ging zur Tür. »Bis später, Brian.«

Auf dem Weg aus dem Redaktionsraum ging ich an den Postfächern vorbei und nahm meine Post mit, darunter auch meine

Gehaltsabrechnung. Ich fragte mich, ob es meine letzte sein mochte. Ich steckte die Umschläge in meine Jackentasche und machte mich auf zum Büro der Herausgeberin.

Wie immer saß Shannon, Madelines Sekretärin, im Vorzimmer.

»Oh, David«, sagte sie. »Es tut mir so leid, dass …« Sie hielt inne. Ja,

was denn nun?, dachte ich. Tat es ihr leid, dass meine Frau spurlos verschwunden war? Dass mir die Cops die Hölle heißmachten? Oder dass mir Madeline unter die Arme greifen wollte, indem sie mich von ihrer Gehaltsliste strich?

Ich marschierte einfach an ihr vorbei, ohne auf ihre Proteste zu achten, und

öffnete die Tür zu Madelines holzvertäfeltem Büro.

Madeline saß hinter ihrem ausladenden Schreibtisch, hatte den Blick auf irgendwelche Unterlagen gerichtet und telefonierte. Sie blinzelte nicht mal, als sie den Kopf hob und mich sah.

»Mir kommt gerade eine Kleinigkeit dazwischen«,

sagte sie in den Hörer. »Shannon kann uns gleich noch mal verbinden.« Sie legte auf und lächelte kühl. »Hallo, David.«

»Ich wollte mich nur kurz für deine Unterstützung bedanken«, sagte ich. »Wirklich großherzig von dir.«

»Setz dich doch.«

»Danke, ich stehe lieber«, sagte ich. »Brian

hat mir vor ein paar Minuten unterbreitet, dass ich beurlaubt bin.«

»Ich fühle durchaus mit dir.« Madeline lehnte sich in ihrem Ledersessel zurück. »Immer vorausgesetzt, dass du tatsächlich nichts mit dem Verschwinden deiner Frau zu tun hast.«

»Habe ich nicht«, gab ich zurück. »Aber du

scheinst mir ja nicht zu glauben.«

»Doch, David.«

Damit hatte ich nicht gerechnet.

»Ich habe mich umgehört«, sagte Madeline. »Ich kenne ein paar Leute im Polizeipräsidium. Du bist weit mehr als ein Zeuge. Du stehst unter Mordverdacht. Sie

glauben, dass deine Frau nicht mehr lebt und dass du sie umgebracht hast. Und deshalb fühle ich doppelt mit dir. Erstens, weil Jan vielleicht wirklich etwas zugestoßen ist, und zweitens, weil es mich anwidert, was für eine Hexenjagd auf dich veranstaltet wird. Ich glaube dich zu kennen, David. Ich habe dich

immer für einen anständigen Kerl gehalten. Manchmal bist du vielleicht ein bisschen selbstgerecht und zuweilen idealistischer, als es dir guttut, aber trotzdem hast du das Herz am rechten Fleck.« Sie musterte mich eindringlich. »Nein, David, ich würde nie annehmen, dass du Jan etwas angetan hast, was immer auch geschehen

sein mag.«

Nun setzte ich mich doch, während ich mich fragte, ob sie das ehrlich gemeint hatte oder nur mit mir spielte.

»Trotzdem kannst du im Moment nicht mehr als Reporter für uns arbeiten. Du kannst keine Stories schreiben, wenn du selbst Teil einer Story bist.«

»Ich habe Brian gefragt,

ob ich den Rest meines Jahresurlaubs nehmen kann.«

Sie nickte. »Gute Idee. Ja, natürlich, tu das.«

»Ich muss dich noch etwas fragen«, sagte ich. »Und ich möchte eine ehrliche Antwort.«

Sie wartete.

»Ich habe letzte Woche eine E-Mail erhalten, in der mir eine Informantin

angeboten hat, die Namen der Stadträte zu nennen, die von Star Spangled Corrections geschmiert werden. Hast du diese E-Mail an Elmont Sebastian weitergeleitet?«

Madeline musterte mich mit starrem Blick. »Nein«, sagte sie dann. »Und falls du deine Arbeit hier wieder aufnehmen solltest und genügend Beweise hast,

werde ich persönlich dafür sorgen, dass deine Story auf der Titelseite erscheint. Ich hasse diesen Kerl. Mir läuft es kalt den Rücken hinunter, wenn ich bloß an ihn denke. Und ich werde mit Sicherheit keine Geschäfte mit ihm machen.«

***

Als ich Natalie Bondurants Büro betrat, kam sie hinter ihrem Schreibtisch hervor. Ich erwartete, dass sie mir die Hand schütteln würde, doch stattdessen griff sie nach einer Fernbedienung und schaltete einen Fernseher an der Wand an.

»Einen Moment«, sagte sie. »Ich hab's extra aufgenommen. Okay, bitte

sehr.«

Sie drückte auf einen anderen Knopf, und Sekunden später war ich auf dem Bildschirm zu sehen, wie ich inmitten der Reportermeute stand und zum Besten gab, dass ich einen Lügendetektortest nicht für notwendig hielt.

Sie drückte die Pausetaste, warf die Fernbedienung in einen

Sessel und wandte sich zu mir.

»Du lieber Gott«, sagte sie. »Sind Sie wirklich so scharf drauf, in den Knast zu gehen? Oder haben Sie eine andere Erklärung für das da?«

36

Jan wusste nicht recht, ob sie in die Rolle einer Mörderin schlüpfen konnte. Dazu musste man es echt draufhaben. Bislang hatte sie sich in ihre Rollen eingefühlt, war langsam mit ihnen verschmolzen.

Sollte sich eine Gelegenheit ergeben, mit Dwaynes Hälfte der Beute abzuhauen – klar, sie würde sie beim Schopf ergreifen. David würde sie nicht finden, und dieselbe Nummer konnte sie auch mit Dwayne abziehen. Aber würde sie es über sich bringen, ihn zu töten?

Ihm eine Kugel in den Kopf zu schießen oder ein

Messer ins Herz zu rammen?

Sie hatte noch nie jemanden getötet, jedenfalls nicht absichtlich.

Aber sie war nicht naiv. Ihr war bewusst, dass die Polizei sie ohnehin als Mörderin betrachten würde. Auch wenn sie nicht diejenige gewesen war, die Leanne Kowalski so lange Mund und Nase

zugehalten hatte, bis sie aufgehört hatte, zu strampeln und um sich zu schlagen. Andererseits hatte sie auch nichts getan, um Dwayne aufzuhalten. Sie hatte einfach zugesehen, wohl wissend, dass es nicht anders ging. Außerdem war es ihre Idee gewesen, die Leiche in der Nähe des Lake George zu

verscharren, und zwar so, dass das Grab unweigerlich entdeckt werden musste; einfach, um dafür zu sorgen, dass sich die Schlinge um Davids Hals noch enger zusammenzog. Und damit hatte sie sich der Beihilfe zum Mord schuldig gemacht. Jedes Gericht der Welt würde so entscheiden.

Und dass Oscar Fine seinerzeit nicht verblutet war, hatte sie nur ihrem Glück zu verdanken – oder göttlicher Fügung, sofern man an so etwas glaubte. Sie war es gewesen, die ihm die Hand abgetrennt hatte, um an den Stahlkoffer zu kommen, der an sein Handgelenk gekettet gewesen war.

Ein leiser Schauder

überlief sie, als sie an jenen Moment zurückdachte. Sie hatten geglaubt, er hätte einen Schlüssel dabei. Oder die Kombination für das Schloss. Und dann hatte sich auch noch herausgestellt, dass die Kette, die seine Handschelle mit dem Koffer verband, aus irgendeinem besonders

harten Stahl bestand, den sie ums Verrecken nicht knacken konnten. Irgendwann war ihr Blick auf sein Handgelenk gefallen.

Der Dreckskerl hatte ihnen keine andere Wahl gelassen.

Und nachdem er das Bewusstsein verloren hatte – die Spritze mit dem Beruhigungsmittel hatte ihn

regelrecht ausgeknockt –, war sie ans Werk gegangen. Hätte sie jemand vierundzwanzig Stunden zuvor gefragt, ob sie es über sich bringen würde, einem Mann das Handgelenk durchzusägen, wäre die Antwort für sie klar gewesen: Nein. Niemals. In tausend Jahren nicht. Doch in jenem Moment – in einer

Limousine auf einem verlassenen Bostoner Parkplatz, immer in der Ungewissheit, ob nicht vielleicht jemand auftauchen würde – war sie plötzlich zu Dingen fähig gewesen, die ihr nicht mal in schlimmsten Alpträumen eingefallen wären. Keine Frage, die Diamanten waren ein großer Anreiz gewesen.

Und ging es letztlich nicht genau darum? Um die Motivation? Und so war sie einmal mehr in eine neue Rolle geschlüpft – in die einer Frau, die kein Problem damit hatte, einem Mann das Handgelenk durchzusägen. Sie hatte die Rolle lang genug gespielt, um den blutigen Job zu Ende zu bringen.

Zu blöd, dass er ihr Gesicht gesehen hatte, bevor er ohnmächtig geworden war. Und obwohl sie genug Lippenstift und Mascara aufgelegt hatte, um damit eine komplette Damentoilette zu streichen, war ihr die Düse gegangen, ob er sie vielleicht doch irgendwann wiedererkennen würde. Wäre er gleich verblutet,

hätte sie sich nicht fünf Jahre lang verstecken, ein anderes Leben beginnen müssen. Plötzlich schwanger, ein Kind, der beschissene Job bei Bertram, ein Leben, das nichts weiter als eine Lüge war …

Reiß dich zusammen, ermahnte sie sich barsch.

Eins nach dem anderen. Wir haben die Beute. Jetzt

müssen wir sie nur noch zu Bargeld machen. Erst mal sehen, wie das Ganze läuft.

Dwayne steuerte den Wagen durch Südboston, und Jan fühlte sich bereits nicht mehr ganz so angespannt. Ihr war klar, dass es ausgesprochen unwahrscheinlich war, in einer Millionenstadt wie Boston plötzlich Oscar

Fine über den Weg zu laufen, was sie aber nicht weniger nervös gemacht hatte. Doch nun, da sie sich nicht mehr im Stadtzentrum befanden, hatte sie das Gefühl, erst einmal durchatmen zu können. Sie mussten sich nur noch mit diesem Banura treffen, einen Preis für die Diamanten aushandeln, das Geld

einsacken, und dann konnte sie ein neues Leben beginnen.

Sie allein. Sie würde Dwayne abservieren, so oder so.

Nicht, dass er keine Vorzüge gehabt hätte. Er hatte einen festen, fabelhaft durchtrainierten Körper, und hätte er sie nicht jedes Mal gevögelt, als würde jede Sekunde

ein Wärter hereinsehen, wäre er durchaus eine Option gewesen. Außerdem war er der perfekte Komplize gewesen, als sie von dem Diamantenkurier Wind bekommen hatte. Dwayne hatte den Mumm und die Kaltblütigkeit besessen, das Ding mit ihr von A bis Z durchzuplanen und auszuführen. Nur dass er

kein Blut sehen konnte. Weshalb ihr die Sache mit der Säge zugefallen war.

Ja, man konnte nicht alles haben. Aber noch brauchte sie ihn. Schließlich hatte er den Hehler aufgetan.

Aber sobald sie das Geld hatten, war Dwayne Geschichte. Der einzige Mann, den Jan in Zukunft sehen wollte, war der

Bursche, der ihr die Drinks in ihrer Strandhütte servieren würde.

Eins musste sie David zugestehen. Er war um Lichtjahre intelligenter als Dwayne. Für ein Käseblatt wie den *Standard* war er eigentlich viel zu gut. Zwei Jahre zuvor hatte er ein Angebot von einer richtig großen Zeitung in Toronto gehabt, doch Jan hatte

nicht nach Kanada ziehen wollen. Ihre Papiere waren wasserdicht, aber dem Risiko eines Grenzübertritts wollte sie sich trotzdem nicht aussetzen. Sie hatte David gesagt, dass er seine Eltern todunglücklich machen würde – ein kleiner Appell an sein Gewissen, der schnell Wirkung gezeigt hatte.

Sobald sie das Geld hatte, würde sie sich eine brandneue Identität zulegen – legitimiert durch absolute Spitzendokumente – und den Vereinigten Staaten ein für alle Mal den Rücken kehren. Thailand klang gut, aber auch die Philippinen standen in der engeren Wahl. Sie wollte irgendwo hin, wo ihr Geld ewig

reichen würde. Hier in den USA würde sie jedenfalls nicht bleiben; sie hatte es satt, ständig über ihre Schulter sehen zu müssen.

David, du armer kleiner Teufel.

Der brave Kerl hielt sich für einen echten Topreporter, aber ernstlich, was konnte man b e i m *Standard* schon erreichen? Mal ganz

abgesehen davon, dass er in einer Kleinstadt aufgewachsen war und sich auch genauso benahm. Immer darauf aus, alle Risiken zu minimieren. Stets kümmerte er sich um alles, stets waren die Rauchmelder im Haus mit frischen Batterien ausgestattet, wurden alle Rechnungen sofort

bezahlt, und sobald ein Ziegel verrutschte, stieg er schnell aufs Dach, um den Schaden wieder in Ordnung zu bringen. Hochzeitstage vergaß er nie, den Valentinstag ebenso wenig, und manchmal hatte er ihr einen Strauß Blumen mitgebracht, obwohl es gar nichts zu feiern gab – aus heiterem Himmel, einfach

so.

Ein echter Traumtyp, wenn man es recht bedachte.

Ein perfekter Vater. Und ein perfekter Ehemann.

Sie schüttelte den Kopf. *Schluss jetzt.*

Dwayne kniff die Augen zusammen und spähte durch die Windschutzscheibe.

»Ist es zu fassen?«,

knurrte er. »Wo ist diese verdammte Hobart Street?«

***

Endlich hatten sie die Adresse gefunden. Es war ein kleines, einstöckiges Haus mit weiß getünchten Mauern. Dwayne lenkte den Wagen in die Einfahrt und hielt hinter einem

Chrysler-Minivan.

»Siehst du?«, sagte er. »Der Typ ist clever. Er könnte sich jederzeit einen Porsche und eine Riesenvilla leisten, aber damit würde er nur Aufmerksamkeit erregen. Ich meine, cooler geht's nicht, stimmt's?«

»Aber was bringt die ganze Kohle, wenn man so weitermacht wie vorher?«,

fragte Jan.

Dwayne schüttelte den Kopf, als wäre ihm die Frage zu tiefgründig. »Keine Ahnung. Vielleicht hat er noch eine andere Bude. Auf den Bahamas oder so.«

Er legte die Hand an den Türgriff, hielt jedoch inne. Die eine Hälfte der Diamanten steckte nach wie vor in seiner

Hosentasche, die andere in Jans Handtasche.

»Er meinte, wir sollen hintenherum gehen«, sagte Dwayne und deutete die Einfahrt hinauf.

»Und du willst da so einfach reingehen?«, fragte Jan. »Wir kennen den Typ doch überhaupt nicht. Was, wenn wir am Ende ohne Diamanten *und* ohne Kohle dastehen?«

Dwayne winkte ab. »He, Banura ist Geschäftsmann. Damit würde er sich doch bloß seinen guten Ruf versauen.«

Jan sah nicht sehr überzeugt aus.

»Okay, dann machen wir’s eben so.« Dwayne griff unter den Sitz und förderte einen Revolver mit kurzem Lauf zutage.

»Du lieber Himmel«, platzte Jan heraus. »Wie lange hast du den schon?«

»Seit ich wieder draußen bin«, sagte er. »Mein Bruder meinte, eine kleine Rückversicherung könnte nicht schaden.«

Hätten uns die Bullen angehalten, wären wir geliefert gewesen, dachte Jan. Andererseits war es beruhigend, eine Waffe

dabeizuhaben.

Dwayne griff hinter sich und nahm seine Jeansjacke vom Rücksitz. Er zog sie an und steckte den Revolver in die rechte Tasche. »Wir müssen ihm das Ding ja nicht gleich unter die Nase halten. Aber du hast recht, sicher ist sicher. Also, lass uns gehen.«

Sie stiegen aus und

gingen den kleinen Seitenweg entlang hinters Haus bis zu einer Holztür mit Spion. Dwayne drückte auf den Klingelknopf. Zuerst herrschte Stille, doch wenige Sekunden später wurde ein massiver Riegel zurückgeschoben.

Ein großer, hagerer Schwarzer erschien in der Tür. Sein T-Shirt war einige Nummern zu groß,

und seine Cargohose hatte er mit einem Stück Seil um die Hüften zusammengeschnürt. Er grinste breit und entblößte dabei zwei Reihen gelber Zähne. »Du bist bestimmt Dwayne«, sagte er.

»Banura«, sagte Dwayne und schüttelte ihm die Hand, ehe er sich Jan zuwandte. »Das ist übrigens Kate.«

Sie lächelte nervös. Klar, Kate. Connie und Jan waren Vergangenheit. »Hi.«

Banura schüttelte ihr ebenfalls die Hand und ließ sie eintreten. Hinter der Tür führte eine Treppe steil nach unten; offenbar gab es von hier keinen Zutritt zum Rest des Hauses. Banura schloss die Tür, schob den massiven

Riegel wieder vor und ging vor ihnen her die Treppe hinunter. Auf dem Weg nach unten knipste er mehrere Lichter an.

Die Wände links und rechts der Treppe waren mit billig gerahmten, meist schwarzweißen Fotos geschmückt, auf denen junge Afrikaner, zum Teil noch Kinder, abgebildet waren, barfüßige,

zerlumpte Kreaturen, die Gewehre in die Luft reckten und das Siegeszeichen machten. Mehrere Bilder zeigten Männer, die vor verstümmelten Leichen posierten. Ein kalter Schauder überlief Jan, als ihr Blick auf ein Foto fiel, auf dem ein schwarzer Junge von höchstens elf, zwölf Jahren einen

abgetrennten Arm wie einen Baseballschläger in die Höhe hielt.

Banura führte sie in einen großen Raum mit einer langen, hell beleuchteten Werkbank. Die Werkbank war mit schwarzem Samt bespannt; an der Wand befanden sich drei Metallarme, an deren Enden Lupen befestigt

waren.

»Bitte sehr«, sagte Banura mit gutturalem afrikanischen Akzent und deutete auf eine zerfledderte Couch, deren eine Hälfte von ein paar Kartons eingenommen wurde, und zwei Klappstühle, wie man sie in jedem Billig-Einrichtungshaus für fünf Dollar nachgeworfen

bekam.

»Danke«, sagte Dwayne und ließ sich auf das freie Ende der Couch fallen.

»Eine Waffe brauchst du hier nicht«, bemerkte Banura, während er auf dem Stuhl an der Werkbank Platz nahm.

»Was?«

»Na, das Teil in deiner Jacke«, gab Banura zurück. »Ich ziehe euch

nicht ab, und ihr zieht mich nicht ab. Alles andere wäre Schwachsinn, egal von welcher Seite.«

»Schon verstanden.« Dwayne lachte nervös. »Reine Vorsichtsmaßnahme, mehr nicht.«

Banura brachte die Lupen in Position und tippte auf einen weiteren Schalter. Die Lupen hatten

eingebaute Lämpchen. »Kann ich die Ware sehen?«, sagte er.

Jan, die stehen geblieben war, griff in ihre Handtasche und nahm ihren Beutel heraus. Dwayne lehnte sich zurück, um seinen Anteil leichter aus der Tasche ziehen zu können, und warf ihr den Beutel zu, als handele es sich um ein

Netz mit Mandarinen. Sie reichte ihn an Banura weiter.

Vorsichtig öffnete der Schwarze die beiden Säckchen und leerte die Steine auf den schwarzen Samt. Er hielt ein gutes halbes Dutzend Diamanten nacheinander unter die Lupen und prüfte sie eingehend.

»Das ist doch wohl

Spitzenware, oder?«, sagte Dwayne.

»Absolut«, bestätigte Banura.

»Also, was meinst du?«

»Moment noch, okay?«

»He, Dwayne, bleib locker«, sagte Jan.

Dwayne zog eine Grimasse.

Nachdem er einige weitere Steine inspiziert hatte, drehte Banura sich

auf seinem Stuhl um. »Wirklich erstklassig.«

Dwayne grinste. »Tja, habe ich zu viel versprochen?«

»Wo habt ihr die Steine her?«, sagte Banura. »Ich bin bloß neugierig.«

»Die Arie hatten wir doch schon, Mann. Aber das bleibt unser Geheimnis.«

Banura nickte. »Kein

Problem. Manchmal ist es besser, wenn man nicht zu viel weiß. Was zählt, ist die Qualität der Ware. Und diese Steine sind superb.«

»Und was sind sie nun wert?«, fragte Jan.

Banura wandte sich zu ihr und musterte sie einen Moment. »Mein Angebot liegt bei sechs.«

Jan blinzelte. »Sechs was?«

Dwayne beugte sich vor. »Millionen.«

Banura nickte feierlich. »Ein faires Angebot. Und großzügig obendrein.«

Jan stockte der Atem. Mit einer solchen Summe hatte sie nicht entfernt gerechnet. Sie war davon ausgegangen, dass sie zwei, vielleicht drei Millionen bekommen würden. Es war schlicht

unglaublich.

Dwayne erhob sich, während er sein Bestes tat, nicht wie ein Honigkuchenpferd zu grinsen. »Du glaubst mir nie, was meine Glückszahl ist.« Er schlug sich auf den Hintern, genau auf die Stelle, wo er tätowiert war. »Also, ich würde sagen, das ist eine Größenordnung, mit der

wir leben können. Aber ich muss das erst mal mit meiner Partnerin bequatschen.«

»Müssen wir nicht«, sagte Jan. »Der Deal steht.«

Banura nickte erneut, ehe er sich wieder der Werkbank zuwandte und noch ein paar Steine unter die Lupe nahm. »Durchgehend

Spitzenqualität«, murmelte er.

»Aber hallo«, sagte Dwayne. »Also, wo ist das Geld?«

Banura runzelte die Stirn, ohne den Blick von den Steinen zu nehmen. »So viel habe ich nicht hier«, erwiderte er. »Ich muss das erst arrangieren. Ihr könnt die Ware erst mal wieder mitnehmen.

Alles Weitere geht dann heute Nachmittag über die Bühne.«

»Hier?«, fragte Dwayne. »Sollen wir wieder hierher kommen?«

»Ja«, sagte Banura. »Ich bitte um Verständnis, dass bei einer Transaktion dieser Größenordnung einer meiner Teilhaber anwesend sein wird. Außerdem kann ich nicht

gestatten, dass du hier noch mal mit einer Waffe aufkreuzt.«

»Kein Problem, kein Problem«, sagte Dwayne. »Wir wollen genauso wie du, dass alles reibungslos abläuft.«

Banura warf einen Blick auf seine Uhr – eine billige Timex, wenn Jan sich nicht täuschte. »Um zwei habe ich das Geld hier.«

»Okay.« Dwayne grinste bis über beide Ohren. »Wir sehen uns dann.«

Banura sah Jan an. »Und wenn ihr das Geld habt? Habt ihr schon irgendwas geplant?«

»Ja«, sagte Jan vage.

»Klar, Mann«, sagte Dwayne.

Banura sammelte die Steine wieder ein und verstaute sie allesamt in

einem Beutel. »So okay?«, fragte er.

»Natürlich«, sagte Jan.

Er reichte ihr den Beutel. Sie nahm ihn an sich, ehe Dwayne ihn ihr wegschnappen konnte, und ließ ihn in ihrer Handtasche verschwinden.

»Also, dann um zwei Uhr heute Nachmittag«, sagte sie.

Banura folgte ihnen die

Treppe hinauf, spähte kurz durch den Spion und öffnete die Tür.

»Bis nachher«, sagte er. »Und wie gesagt, ohne Waffe. So läuft das hier nicht.«

Die Tür fiel hinter ihnen ins Schloss, dann hörten sie, wie erneut der Riegel vorgeschoben wurde.

»Sechs Millionen!«, platzte Dwayne heraus.

»Lass dir das mal auf der Zunge zergehen, Süße! Sechs verdammte Scheißmillionen!«

Er schlang die Arme um sie. »Wir haben's geschafft. Wir haben's echt geschafft, Baby!«

Jan lächelte, auch wenn ihr nicht danach war.

Es war viel zu viel Geld.

***

Banura kehrte zur Werkbank zurück, griff nach seinem Handy und wählte eine Nummer.

Er hielt es sich ans Ohr und lauschte. Es klingelte genau einmal.

»Ja?«

»Sie waren es«, sagte Banura.

»Wann?«

»Um zwei Uhr.«

»Danke«, sagte Oscar

Fine und legte auf.

37

»Es gibt nur zwei Möglichkeiten«, sagte Natalie Bondurant. »Entweder versucht Sie jemand zum Sündenbock zu machen, oder Sie haben Ihre Frau umgebracht.«

»Ich habe meine Frau nicht getötet«, sagte ich. »Bis jetzt ist nicht mal klar, ob ihr überhaupt irgendetwas passiert ist.«

»Doch, es *ist* etwas passiert«, widersprach Natalie. »Ihre Frau ist verschwunden. Mag sein, dass sie noch lebt, aber irgendetwas stimmt nicht.«

Ich erzählte meiner Anwältin alles, was ich

wusste; alles, was sich in den letzten Wochen ereignet hatte – inklusive meiner Zusammenstöße mit Elmont Sebastian.

Natalie lehnte sich in ihrem Schreibtischsessel zurück. Es sah aus, als würde sie an die Zimmerdecke starren, doch sie hielt die Augen geschlossen.

»Das ist mir zu weit

hergeholt«, sagte sie schließlich.

»Warum?«

»Also, Ihrer Theorie zufolge versucht Sebastian Sie hinzuhängen. Sie glauben, er hat alles so arrangiert, dass alle Indizien auf Sie deuten und …«

»Und Sie meinen, diese Mühen würde er nicht auf sich nehmen, um einen

unliebsamen Journalisten mundtot zu machen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das meinte ich nicht. Es ist einfach nicht sein Stil. Soweit ich Sie verstehe, geht Elmont Sebastian viel direkter vor. Erst hat er versucht, Sie mit seinem Jobangebot zu bestechen. Als Sie das abgelehnt haben, hat er die Daumenschrauben

angezogen. Er hat Ihnen mehr oder minder unverhohlen gedroht. Und keinen Zweifel daran gelassen, dass Ihrem Sohn etwas zustoßen könnte, wenn Sie nicht mitspielen.«

»Stimmt«, sagte ich.

»Ich glaube, es gibt eine viel offensichtlichere Antwort«, sagte sie.

»Welche?«

Natalie Bondurant öffnete die Augen und beugte sich vor. »Gehen wir noch mal ein paar Einzelheiten durch«, sagte sie, die Ellbogen auf den Schreibtisch gestützt. »Da wäre zum Beispiel die Sache mit den Eintrittskarten für den Five-Mountains-Park.«

»Und?«

»Ein Erwachsener, ein

Kind.«

»Ja.«

»Die Stimmungsschwankungen. Niemand außer Ihnen hat etwas von den Depressionen Ihrer Frau bemerkt. Sie hat behauptet, Dr. Samuels aufgesucht zu haben, aber nie einen Termin wahrgenommen.«

»Ja.«

»Nach Ihrer Rückkehr vom Lake George hat sie niemand mehr zu Gesicht bekommen. Als Sie Ihren Sohn bei Ihren Eltern abgeholt haben, ist sie im Auto geblieben. Und dem Ladenbesitzer am Lake George hat sie offenbar eine frei erfundene Geschichte erzählt.«

»Ich kapiere es immer noch nicht.«

Natalie ignorierte meinen Einwurf. »Detective Duckworth hat Sie nicht belogen. Die Polizei hat tatsächlich Blutspuren und Haare in Ihrem Wagen gefunden, ebenso wie eine Quittung für eine Rolle Klebeband im Handschuhfach. Und Klebeband ist häufig erste Wahl, wenn man jemanden entführen will.«

»Ich habe nirgends Klebeband gekauft«, sagte ich.

»Dann hat es jemand für Sie getan«, sagte Natalie trocken. »Außerdem haben die Cops gecheckt, welche Websites Sie in letzter Zeit im Internet besucht haben – mit interessantem Ergebnis.«

Ich runzelte die Stirn. »Was meinen Sie?«

»Eine ganze Reihe von Seiten, denen man entnehmen kann, wie man am besten eine Leiche loswird.«

»Schwachsinn. Woher wollen Sie das wissen?«

»Von Detective Duckworth. Ich habe vor einer halben Stunde mit ihm gesprochen.«

»Das ist doch komplett verrückt«, gab ich zurück.

»Ich war noch nie im Leben auf solchen Websites.«

»Mir passt das alles zu gut zusammen. Was ich Duckworth auch gesagt habe. Dass alles nach einem abgekarteten Spiel aussieht.«

»Wie? Und darauf ist er angesprungen?«

»Überhaupt nicht. Den Cops kann es gar nicht

eindeutig genug sein. Tja, und dazu kommt noch die Lebensversicherung, die Sie kürzlich für Ihre Frau abgeschlossen haben.«

»Woher wissen Sie davon?«

»Duckworth hat seine Hausaufgaben gemacht, das ist alles. Warum haben Sie diese Lebensversicherung abgeschlossen?«

»Das war Jans Idee. Sie meinte, es wäre nur vernünftig, und ich fand das auch.«

Natalie nickte. »Jans Idee«, wiederholte sie.

»Was?«

»Sie kapieren es nicht, stimmt's?«

»Wovon reden Sie? Dass ich bis zum Hals in der Scheiße stecke? Das habe ich längst kapiert.

Und dass es idiotisch war, mich der Presse zu stellen, ist mir inzwischen auch klar.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wie gut kennen Sie Ihre Frau, David?«

»In- und auswendig. Ich lebe seit über fünf Jahren mit ihr zusammen.«

»Und trotzdem kennen Sie nicht mal ihren richtigen Namen. Jan

Richler heißt sie jedenfalls nicht. Jan Richler ist gestorben, als sie sechs Jahre alt war.«

»Dafür gibt es sicher eine Erklärung.«

»Garantiert. Aber wie können Sie behaupten, Sie würden Ihre Frau in- und auswendig kennen, wenn Sie nicht mal ihren richtigen Namen wissen?«

Die Frage hing

sekundenlang unbeantwortet im Raum.

»Vielleicht musste sie eine neue Identität annehmen«, sagte ich schließlich. »Es wäre doch möglich, dass sie gegen das organisierte Verbrechen ausgesagt hat.«

»Die Zeugenschutzprogramm-Theorie«, sagte sie. »Über

die Sie auch schon mit Duckworth gesprochen haben.«

Ich nickte. »Obwohl er mir wahrscheinlich kein Wort davon abgekauft hat. Erst recht nicht, nachdem niemand bestätigen konnte, dass Jan an Depressionen litt.«

»Dann hat er sich wohl kaum mit dem FBI in Verbindung gesetzt.«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie erklären Sie sich, dass außer Ihnen niemand etwas von den Stimmungsschwankungen Ihrer Frau bemerkt hat?«

»Keine Ahnung. Vielleicht hat sie den anderen etwas vorgespielt.«

»Nicht vielleicht doch eher Ihnen?«, gab Natalie zurück. »Wir sprechen hier

schließlich von einer Frau, die Ihnen in einem Zeitraum von mehr als fünf Jahren nie offenbart hat, wer sie wirklich ist.«

Darauf hatte ich keine Antwort.

»Was, wenn sie Ihre sogenannte Depression nur vorgetäuscht, alles nur für Sie inszeniert hat?«

Ich schwieg. »Fahren Sie fort«, sagte ich dann.

»Okay, zäumen wir das Pferd mal andersherum auf. Vergessen Sie das FBI und Ihre Theorie mit dem Zeugenschutzprogramm. Das FBI benötigt keine Toten, um jemandem eine neue Identität zu verschaffen. Die verfügen über alle Blanko-Dokumente, um einen komplett neuen Menschen aus Ihnen zu machen.

Was ich damit sagen will, ist Folgendes: Ist Ihnen je in den Sinn gekommen, dass Ihre Frau sich ihre neue Identität vielleicht selbst zugelegt haben könnte?«

Das musste ich erst mal sacken lassen. »Ich habe darüber nachgedacht«, gab ich schließlich zu. »Aber mir fällt beim besten Willen kein Grund ein,

warum sie so etwas tun sollte.«

»Sie verkennen den Ernst der Lage, David. Es würde mich nicht wundern, wenn die Polizei gerade einen Haftbefehl für Sie ausstellen lässt. Die Cops haben Leanne Kowalskis Leiche in unmittelbarer Nähe des Orts gefunden, an dem Sie zuletzt mit Ihrer Frau gesehen

wurden. Sie haben nach einer Leiche gesucht, und nun haben sie eine gefunden. Und dass die Tote nicht Ihre Frau ist, spielt in diesem Zusammenhang nur eine untergeordnete Rolle. Duckworth wird sich wahrscheinlich zusammenreimen, dass Leanne etwas über Ihre Mordpläne wusste oder

vielleicht sogar die Tat beobachtet hat – und Sie keine andere Wahl hatten, als sie ein für alle Mal zum Schweigen zu bringen. Im Grunde benötigen sie die Leiche Ihrer Frau gar nicht mehr. Sie werden argumentieren, Sie hätten sie einfach besser versteckt, wären aber in Panik geraten, als Ihnen Leanne in die Quere kam.«

»Ich habe Leanne nicht getötet«, sagte ich.

Natalie winkte ab, als könne sie das nicht mehr hören. »Ihnen steht das Wasser bis zum Hals, und wenn Sie mich fragen, gibt es nur eine einzige Person, die dafür verantwortlich ist.«

Mein Kopf fühlte sich plötzlich bleischwer an. Ich starrte einige Sekunden

lang zu Boden, ehe ich den Blick wieder hob.

»Jan«, sagte ich.

»Bingo«, erwiderte Natalie. »Sie hat die Tickets für das Five Mountains bestellt. Sie hat Ihnen – ausschließlich Ihnen allein – weisgemacht, sie hätte Depressionen. Warum? Damit Sie den Cops genau das erzählen, wenn sie

verschwindet – eine Story, die sich bei genauerer Überprüfung als komplett unglaubwürdig und hirnrissig erweist. Wer hatte Zugang zu Ihrem Laptop und damit Gelegenheit, diese verdächtigen Websites aufzurufen? Wer konnte jederzeit an Ihren Kofferraum? Wer hat dem Ladenbesitzer am Lake

George eine völlig absurde Geschichte aufgetischt? Und die Sache mit der Lebensversicherung angeleiert, damit Sie so dastehen, als hätten Sie Ihre Frau ermordet, um 300 000 Dollar zu kassieren?«

Ich brachte keinen Ton heraus.

»Wer hat sich ganz offensichtlich eine falsche

Identität zugelegt?«, fuhr sie fort. »Die eines kleinen Mädchens, das vor einer halben Ewigkeit bei einem Unfall umgekommen ist.«

Ich wäre am liebsten im Boden versunken.

»Wer zum Teufel ist Ihre Frau wirklich? Und was haben Sie ihr angetan, um sie zu einem derart grausamen Spiel zu veranlassen?«

»Nichts, das schwöre ich.«

Natalie Bondurant verdrehte die Augen. »Es gibt keine Frau auf diesem Planeten, die ihrem Mann nicht schon mal die Pest an den Leib gewünscht hätte«, sagte sie. »Aber in Ihrem Fall liegt die Sache anders. So etwas Perfides habe ich noch nie erlebt.«

»Aber warum?«, fragte

ich. »Aber wenn sie die Nase voll hatte von unserer Ehe, hätte sie mich doch auch einfach verlassen können, statt diesen ganzen Wahnsinn zu inszenieren.«

Natalie ließ sich das durch den Kopf gehen. »Weil mehr hinter der Sache steckt. Weil sie nicht will, dass jemand nach ihr sucht. Alle sollen

davon ausgehen, dass sie tot ist.«

»Aber es muss ihr doch klar gewesen sein, dass ich nach ihr suchen würde.«

»Von einer Gefängniszelle aus?«, gab Natalie trocken zurück. »Sobald die Cops Sie eingebuchtet haben, spielt es kaum noch eine Rolle, dass sie keine Leiche

haben. Ihr Job besteht darin, den Täter zu fassen. Und während Sie auf Ihren Prozess warten, hat Jan bereits irgendwo anders ein neues Leben angefangen.«

Wie betäubt saß ich auf meinem Stuhl.

»Ich kann das nicht glauben«, sagte ich. »Wie soll sie all das eingefädelt haben?« Ich versuchte

mich zu konzentrieren. »Woher soll sie denn gewusst haben, dass ich am Freitag an den Lake George fahren wollte?«

Natalie zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Ich kann Ihnen nicht sagen, wer im Five Mountains versucht hat, Ihren Sohn zu entführen, und wie Leanne Kowalski ins Bild passt, ist mir

ebenso schleierhaft. Trotzdem lassen alle Informationen, die ich von Ihnen erhalten habe, nur einen Schluss zu: dass Ihre Frau hinter der ganzen Sache steckt. Sie hat ihr Verschwinden inszeniert, und Sie sollten den Sündenbock spielen. Tja, sie hat ganze Arbeit geleistet, das muss man schon sagen.«

»Warum sollte sie mir so etwas antun?«, flüsterte ich, doch gleichzeitig kam mir eine noch schwerwiegendere Frage in den Sinn. »Und Ethan? Sie war doch immer eine so liebevolle Mutter.«

Natalie verschränkte die Arme und überlegte einen Augenblick.

»Vielleicht haben Sie sich da getäuscht«, sagte

sie dann.

38

»Da stimmt was nicht«, sagte Jan.

Sie saßen in einem McDonald's an der Hauptstraße. Dwayne hatte sich zwei Big Macs, einen Schokoshake und eine große Portion

Pommes frites bestellt, Jan nur einen Kaffee. Und selbst den hatte sie bislang nicht angerührt.

»Wieso?«, fragte Dwayne mit vollem Mund.

»Es ist zu viel.«

»Wovon redest du?«

»Es ist zu viel Geld.«

Dwayne wischte sich den Mund ab. »Wenn du deinen Anteil nicht willst, nehme ich ihn eben.«

»Warum hat er uns so viel Kohle angeboten?«, fragte sie.

»Na ja.« Dwayne biss abermals in seinen Big Mac. »Weil er weiß, dass die Ware eine Menge mehr wert ist. Wahrscheinlich kriegt er dreimal so viel dafür.«

Eine Frau in Jans Alter nahm zwei Tische entfernt Platz. Bei sich hatte sie

einen kleinen Jungen, vielleicht vier oder fünf Jahre alt, der sich auf den Stuhl neben sie setzte; seine Beine baumelten ein gutes Stück über dem Boden. Jan beobachtete, wie seine Mutter ein Happy Meal vor ihn hinstellte und seinen Cheeseburger auswickelte. Der Kleine nahm eine einzelne Fritte, legte den Kopf in den

Nacken und steckte sie sich betont langsam in den Mund, als wäre er ein Schwertschlucker.

Jan wollte den Blick gerade wieder auf Dwayne richten, als die Frau sagte: »Lass den Unsinn, Ethan.«

Jan legte den Kopf schief. Hatte sie richtig gehört?

»Soll ich dir deine Milch aufmachen, Nathan?«,

fragte die Frau.

»Kann ich selbst«, erwiderte der Kleine.

»Du siehst bloß Gespenster«, sagte Dwayne. »Wir haben ewig auf diesen Moment gewartet, Süße, und plötzlich machst du die Pferde scheu.«

»Es ist zu viel Geld«, wiederholte Jan leise. »Denk doch mal nach. Das

Zeug ist heiß. Er muss die Steine unter Wert verticken, und en gros verkaufen kann er sie auch nicht. Er hätte uns also vielleicht zehn, maximal zwanzig Prozent des eigentlichen Werts anbieten können.«

»Hat er wahrscheinlich auch«, gab Dwayne zurück. »Vielleicht ist die Ware viel mehr wert, als

wir glauben.«

»Er hat sich die Steine nicht mal richtig angesehen«, sagte Jan. »Sechs Millionen, und er nimmt bloß eine Handvoll davon unter die Lupe?«

»Banura ist Profi«, entgegnete Dwayne. »Er wusste einfach Bescheid, nachdem er ein paar Stichproben gemacht hatte.« Er steckte sich den

Strohhalm zwischen die Lippen und sog. »Verfluchte Scheiße, hier kommt ja gar nichts durch.«

Die Mutter des Kleinen wandte den Kopf.

»Muss das sein?«, zischte Jan. Sie bedachte Dwayne mit einem vorwurfsvollen Kopfschütteln, ehe sie der Mutter des Jungen einen

entschuldigenden Blick zuwarf. Die Mutter zog eine genervte Miene. Nathan selbst schien gar nichts mitbekommen zu haben, sondern hielt seinen Cheeseburger fest in beiden Händen und biss hinein.

»Krieg dich wieder ein«, sagte Dwayne. »Glaubst du, der Junge hat das Wort noch nie gehört?«

»Hoffentlich nicht«, sagte Jan im Flüsterton. »Wenn sie eine gute Mutter ist, achtet sie darauf, was er im Fernsehen guckt.«

Plötzlich kam ihr in den Sinn, wie sauer David geworden war, als seine Mutter Ethan erlaubt hatte, s i c h *Family Guy* anzusehen. Ein flüchtiges Lächeln huschte über ihre

Züge.

»Was ist?«, fragte Dwayne.

»Nichts«, erwiderte sie. »Lass den Scheiß, wenn Kinder mithören, okay?«

»Von mir aus«, sagte Dwayne mürrisch. »Na schön, Banura hat uns eine Menge Kohle angeboten, aber wo liegt dein Problem? Glaubst du, er will hinterher etwas

zurückhaben?«

»Nein«, sagte sie. »Hast du die Fotos an seinen Wänden gesehen?«

Dwayne schüttelte den Kopf. »Habe ich nicht bemerkt.«

Du merkst überhaupt nichts, dachte Jan.

Dwayne warf einen Blick auf seine Uhr. »Noch zwei Stunden. Wie wär's, wenn wir uns in der Zwischenzeit

ein paar Boote ansehen?«

»Lass uns lieber zu einem Juwelier gehen«, sagte Jan.

»Was? Wir haben genug Diamanten, Süße. Nimm dir einfach einen von unseren. Bei so verfickt vielen Steinen fällt das sowieso nicht auf.«

Die Mutter am Nebentisch warf Dwayne abermals einen

stocksauren Blick zu. Er grinste die Frau dreist an. »’tschuldigung.«

»Ich will nichts kaufen«, sagte Jan. »Ich will eine zweite Expertise.«

Die Frau packte den halb gegessenen Cheeseburger und die Pommes frites des Jungen auf das Tablett, nahm den Kleinen an der Hand und ging mit ihm zu einem

anderen Tisch.

Dwayne schüttelte den Kopf. »Sumpfkuh. Über kurz oder lang kriegt er ja doch mit, dass es eine Welt mit schlimmen Worten ist.«

***

»Komm, Süße, was soll der Scheiß?«, sagte Dwayne, als sie bei Ross

Jewelers vorgefahren waren, einem Juwelierladen mit vergitterter Tür und vergitterten Fenstern.

»Nur zur Sicherheit«, sagte Jan. »Damit wir wissen, dass wir nicht übers Ohr gehauen werden.«

»Und wenn die Steine noch mehr wert sind, verhandeln wir eben

nach«, sagte Dwayne. »Dann sagen wir Banura, dass der Preis gestiegen ist.«

Der Beutel mit den Diamanten befand sich nach wie vor in ihrer Handtasche.

»Komm bloß nicht auf die Idee, den Laden durch die Hintertür zu verlassen«, sagte Dwayne. »Die Hälfte der Steine

gehört mir.«

»Warum sollte ich abhauen? Glaubst du, ich kenne jemand anderen, der mir sechs Millionen gibt?«

»Habe ich dir schon mal erzählt, was meine Glückszahl ist?«

Bitte nicht noch mal.

Jan stieg aus dem Pick-up, öffnete die äußere Tür und trat in einen kleinen

Vorraum mit einer zweiten, verschlossenen Tür. Durch das Sicherheitsglas erspähte sie eine Frau von Anfang sechzig mit Bienenkorbfrisur hinter einem Glastresen. Die Frau drückte auf einen Knopf, worauf ihre Stimme aus einem Lautsprecher drang.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie.

»Ja«, sagte Jan. »Ich habe hier ein paar Steine, die ich gern schätzen lassen würde.«

Ein lautes Summen erklang. Jan drückte die Tür auf und trat zum Tresen.

»Guten Tag«, sagte die Frau höflich. »Um was für Steine geht es denn?«

Jan förderte diskret ein halbes Dutzend Diamanten

zutage und präsentierte sie auf ihrer Handfläche.

»Gibt es hier jemanden, der mir vielleicht sagen könnte, was diese Steine ungefähr wert sind?«

»Das kann ich für Sie machen«, erwiderte die Frau. »Geht es um eine versicherungstechnische Angelegenheit? Wenn Sie uns die Diamanten ein paar Tage hierlassen,

stellen wir Ihnen ein Wertermittlungszertifikat …

»Nein, nein. Es reicht, wenn Sie sich die Steine kurz ansehen und mir grob sagen, in welcher Preiskategorie sie liegen.«

»Verstehe«, sagte die Frau. »Dann werfe ich mal einen Blick darauf.«

Sie zog eine etwa 40 × 60 cm große Schreibtischunterlage

heran, auf der sich ein dichtes Netz aus Linien und Ziffern befand. Die Frau griff nach einer Diamantlupe, rückte ein Lämpchen an einem Teleskoparm so zurecht, dass es direkt auf die Unterlage zeigte, und bat Jan, die Diamanten in ihrer Hand in den Lichtkegel zu legen.

Die Frau beugte sich vor

und nahm die Diamanten mit einem langen, pinzettenartigen Utensil in Augenschein.

»Und?«, fragte Jan.

»Einen Moment bitte«, sagte die Frau. Nacheinander hielt sie jeden der sechs Steine unter die Lupe und betrachtete sie eingehend, ohne ein Wort zu sagen.

Als sie fertig war,

richtete sie den Blick wieder auf Jan. »Woher haben Sie die Steine?«

»Familienstücke«, sagte Jan. »Ich habe sie geerbt.«

»Verstehe. Haben Sie noch mehr davon?«

»Ein paar«, erwiderte Jan. »Aber sie sind alle mehr oder weniger identisch.«

»Das sieht so aus«,

sagte die Frau.

»Also, was meinen Sie? Wie würden Sie den Wert der Steine beziffern? Es muss nicht hundertprozentig genau sein.«

Die Frau gab einen kleinen Seufzer von sich. »Darf ich Ihnen etwas zeigen?«

Sie platzierte einen der Diamanten auf der

Unterlage, genau über einem dünnen schwarzen Strich. »Sehen Sie sich den Stein direkt von oben an. Können Sie die schwarze Linie erkennen?«

Jan nickte. »Ja.«

Die Frau wandte sich um und nahm etwas aus einer Schublade hinter sich. Zwischen den Fingern hielt sie einen kleinen Diamanten, den sie neben

Jans Stein legte. Beide Steine sahen vollkommen identisch aus.

»Können Sie die Linie auch durch diesen Stein erkennen?«, fragte die Frau.

Jan kniff die Augen zusammen. »Nein«, sagte sie dann.

»Das liegt daran, dass Diamanten eine extrem hohe Lichtbrechung haben.

Das einfallende Licht wird in so viele Richtungen reflektiert, dass Sie nicht durch den Stein sehen können.«

Jan spürte, wie Nervosität in ihr aufstieg.

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte sie. »Dass meine Diamanten von minderer Qualität sind?«

»Nein«, gab die Frau zurück. »Ihr Stein ist kein

Diamant.«

»Das ist nicht wahr«, sagte Jan. »Er sieht doch genau wie Ihrer aus.«

»Für Sie vielleicht. Ihr Stein ist ein Zirconiumdioxid-Kristall. Ein künstlich hergestellter Edelstein, der einem echten Diamanten täuschend ähnlich sieht. Die meisten Diamanten, die man in Anzeigen sieht,

sind in Wirklichkeit Zirkonia.« Sie griff hinter sich, legte ein Magazin auf den Glastresen und begann zu blättern. Sie deutete auf verschiedene Bilder. »Alles Fälschungen. Die Versicherungskosten für ein Foto-Shooting wären astronomisch, wenn man echte Diamanten verwenden würde.«

Jan konnte nicht fassen,

was sie soeben gehört hatte.

»Das ist unmöglich«, sagte sie. Um ein Haar versagte ihr die Stimme.

»Es tut mir leid«, sagte die Frau. »Das ist bestimmt ein kleiner Schock für Sie, aber bei diesen Diamanten handelt es sich um billige Imitationen.«

»Das heißt also, dass

mein Stein zersplittern würde, wenn man mit einem Hammer daraufschlägt«, sagte Jan.

»Mit Sicherheit«, erwiderte die Frau. »Aber auch Diamanten können splittern.«

»Aber meine Steine, meine Zirko…«

»Zirkonia«, sagte die Frau.

»Irgendetwas müssen

sie doch wert sein«, sagte Jan, unfähig, die Verzweiflung in ihrer Stimme zu verhehlen.

»Ja, natürlich«, sagte die Frau. »Etwa fünfzig Cent pro Stück.«

39

Barry Duckworth hielt am Seitenstreifen. Er befand sich im Nordwesten von Albany. Links und rechts der zweispurigen Straße, die hier über einen dicht bewaldeten Hügel führte, standen mehrere

Streifenwagen.

Duckworths Blick wanderte zur linken Straßenseite, wo es steil abwärts ging.

Ein Autofahrer hatte die Polizei alarmiert. Wegen des Geländewagens, der offenbar von der Straße abgekommen war.

Das erste Rettungsteam hatte sich zu dem Unfallwagen abgeseilt. Die Männer wussten, dass es

schwierig sein würde, eine verletzte Person den Abhang hinaufzuschaffen, doch es hatte sich herausgestellt, dass ihre Befürchtungen unbegründet gewesen waren.

Es befand sich niemand in dem alten Ford Explorer, und nichts wies darauf hin, dass sich jemand verletzt hatte. An der zersplitterten

Windschutzscheibe klebte kein Blut, und auch sonst waren keinerlei Spuren zu finden, die darauf hingedeutet hätten, dass hier jemand zu Schaden gekommen war.

Die Polizei hatte das Kennzeichen überprüft und schnell herausgefunden, dass der Explorer auf einen gewissen Lyall Kowalski, wohnhaft in

Promise Falls, zugelassen war. Und da dessen Frau vermisst wurde, hatten sie umgehend Detective Duckworth informiert.

Am Abend zuvor hatte der Detective Lyall Kowalski darüber in Kenntnis gesetzt, dass die Leiche seiner Frau Leanne unweit des Lake George gefunden worden war.

Kowalski war

durchgedreht vor Schmerz. Er hatte seinen Kopf gegen die Wand geschlagen, bis ihm das Blut von der Stirn lief und sein Hund zu jaulen begann.

Duckworth beschloss, Kowalski vorläufig noch nichts von dem Fund zu sagen, nachdem sich die Kollegen aus Albany mit ihm in Verbindung gesetzt

hatten. Er wollte sich den abgestürzten Explorer erst einmal selbst ansehen.

Reifenspuren im Gras ließen deutlich erkennen, auf welchem Weg der Geländewagen von der Straße abgekommen war. Er hatte mehrere Bäume gestreift, ehe er frontal gegen eine majestätische Kiefer geprallt war.

Barry Duckworth dachte

zunächst nur eins: *Was?*

Wie in Teufels Namen kam der Explorer hierher? Der Lake George befand sich nördlich, Albany südlich von Promise Falls. Und Leannes Leiche war schließlich am Lake George gefunden worden.

»Leannes Leiche sollte gefunden werden«, sagte er leise zu sich selbst. »Der Wagen anscheinend

aber nicht.«

Einer der lokalen Cops informierte ihn darüber, dass im Wagen eine Quittung gefunden worden war. Der Fahrer des Explorer hatte offenbar am frühen Samstagnachmittag an einer Exxon-Tankstelle im Norden von Albany getankt. Duckworth notierte sich die Adresse, ehe er den Kollegen noch

einmal einschärfte, dass der Explorer in Verbindung mit einem Mordfall stand. Sobald die Bergung über die Bühne war, musste ihn sich die Spurensicherung ansehen.

***

Unterwegs zu der Exxon-Tankstelle, überlegte Duckworth gerade, ob er

sich nicht vielleicht ein leckeres Twinkie als Snack gönnen sollte, als sein Handy klingelte.

»Ja?«

»Hallo, Barry. Natalie Bondurant.«

»Oh, Natalie. Wie geht's Ihnen, Teuerste?« Zwar kam es gelegentlich vor, dass sie beruflich aneinandergerieten, aber er mochte sie.

»Bestens, Barry. Und Ihnen?«

»Könnte kaum besser sein. Und? Wann ringt sich Ihr Mandant endlich zu einem Geständnis durch?«

»Da hoffen Sie vergebens, Barry. Darf ich Ihnen eine kurze Frage stellen?«

»Schießen Sie los.«

»Ist das Haus der Harwoods auch auf

Fingerabdrücke untersucht worden?«

Barry kratzte sich mit seinem Handy am Ohr. »Nein«, erwiderte er. »Die Kollegen haben nach Hinweisen auf eine Gewalttat gesucht, Natalie. Nein, Fingerabdrücke sind nicht gesichert worden.«

»Warum nicht?«

»Weil wir es nicht mit einem offiziellen Tatort zu

tun haben. Wir haben nach anderen Dingen gesucht. Und sind ja auch fündig geworden – wie zum Beispiel auf dem Laptop Ihres Mandanten.«

»Diese Internetseiten kann jeder besucht haben, Barry.«

Er ging nicht darauf ein. »Wieso interessieren Sie sich plötzlich für Fingerabdrücke?«, fragte

er stattdessen.

»Ich benötige einen Satz Fingerabdrücke von Mr Harwoods Frau«, gab sie zurück. »Wollen Sie das übernehmen, oder soll ich selbst jemanden losschicken?«

»Hmm«, sagte Barry vorsichtig. »Was haben Sie denn damit vor?«

»Ich will nur überprüfen, ob Jan Harwoods

Fingerabdrücke polizeilich erfasst sind. Ich will wissen, wer sie wirklich ist.«

»Ach so? Sie kaufen Ihrem Klienten diese verrückte Story allen Ernstes ab? Diesen Schwachsinn mit dem Zeugenschutzprogramm?«

»Sie haben nicht beim FBI nachgehakt, oder?«

»Und ob«, entgegnete

Barry. »Aber die wissen von nichts. Oder tun zumindest so.«

»Und der falsche Name, den sie sich zugelegt hat? Haben Sie die Spur zurückverfolgt?«

Das hatte er sich gespart, doch statt es zuzugeben, sagte er nur: »Nur weil sie vielleicht unter anderem Namen lebte, heißt das noch lange

nicht, dass ihr Mann sie nicht umgebracht hat.«

»Ihr Bauch sollte Ihnen endlich mal sagen, dass Sie auf dem Holzweg sind, Barry«, gab sie zurück. »Groß genug ist er ja.«

Barry lachte. »War mir ein Vergnügen, Natalie.« Er beendete das Gespräch.

Doch ihr letzter Kommentar hatte ihn

trotzdem nachdenklich gemacht. Spielverderberin, dachte er. In seinem Bauch rumorte es merklich, aber urplötzlich war ihm die Lust auf ein Twinkie vergangen.

40

Ich war völlig von der Rolle, als ich Natalie Bondurants Kanzlei verließ. Ihre Interpretation der jüngsten Ereignisse hatte mir den Boden unter den Füßen weggerissen. Wie betäubt fuhr ich nach

Hause, völlig erschüttert und fassungslos.

Jan hatte ein perfides Spiel mit mir getrieben.

Sie hatte mich benutzt.

Zumindest sah es so aus. Vielleicht, so sagte ich mir immer wieder, gab es ja doch eine andere Erklärung. Irgendetwas, das mich nicht zwang, die letzten fünf Jahre meines Lebens mit anderen Augen

zu sehen, mir einzugestehen, dass die liebevolle Ehefrau und Mutter an meiner Seite nichts weiter als ein herzloses, manipulatives Miststück gewesen war.

Trotzdem konnte ich die Augen nicht vor den Fakten verschließen. Und Natalies Argumente waren so schwerwiegend, dass sie sich kaum von der

Hand weisen ließen.

Wenn man – wie Detective Duckworth – davon ausging, dass ich etwas mit Jans Verschwinden zu tun hatte, waren die Beweise schlicht erdrückend. Meine Aussage, dass Jan an Depressionen gelitten und vielleicht Selbstmord begangen hatte, hielt genauerer Überprüfung

nicht stand. Und nun sah es danach aus, als hätte ich mir all das nur ausgedacht.

Mit einem Mal war ich Tatverdächtiger Nummer eins.

Jan hatte mich benutzt.

Eiskalt benutzt.

Die beiden Worte wiederholten sich in einer Endlosschleife in meinem Kopf, während ich nach

Hause zurückfuhr. Ohne wahrzunehmen, was ich tat, hatte ich die Autoschlüssel aus der Tasche geholt und Dads Wagen gestartet. Dann war ich quer durch Promise Falls gefahren, hatte in meiner Einfahrt geparkt, die Haustür aufgeschlossen und mein Zuhause betreten.

Unser Zuhause.

Ich warf Dads Autoschlüssel auf den kleinen Tisch in der Diele, und urplötzlich fühlte ich mich fremd in meinem eigenen Haus; es war, als hätte ich es nie zuvor betreten. Wie konnte es noch mein Zuhause sein, wenn alles, was ich hier erlebt hatte, auf Lug und Trug basierte? Das ganze Haus kam mir vor wie eine

Fassade, eine Kulisse, eine Bühne, auf der jahrelang ein Theaterstück gespielt worden war.

»Verdammt, wer bist du, Jan?«, hallte meine Stimme durch das verwaiste Haus.

Ich erklomm die Treppe und betrat unser Schlafzimmer, das ich nach der Hausdurchsuchung wieder

sorgfältig aufgeräumt hatte. Am Fußende des Betts blieb ich stehen und ließ den Blick über den Schrank, die Kommode und die Nachttische schweifen.

Ich fing mit dem Schrank an, zerrte alles heraus, was Jan gehörte, riss Blusen, Kleider und Hosen von den Bügeln und schleuderte sie aufs Bett,

ebenso wie ihre T-Shirts und Schuhe. Ich wusste nicht, wonach ich suchte, hatte keine Ahnung, was ich finden wollte. Vielleicht ging es mir nur darum, alles ans Tageslicht zu holen.

Dann zog ich die Schubladen aus der Kommode und leerte sie über dem Bett aus. Die Hälfte fiel auf den Boden,

Socken, Nylonstrümpfe, Unterwäsche. Ich wühlte in den Sachen herum und ließ sie quer durchs Zimmer fliegen, außer mir vor Wut und Enttäuschung.

So reagierte ich mich wenigstens ein bisschen ab, auch wenn ich keine Antworten fand auf all die Fragen, die mir im Kopf herumwirbelten. Warum

hatte sie das getan? Warum hatte sie mich verlassen? Wovor war sie auf der Flucht? Was hatte sie vor? Was war so wichtig, dass sie dafür ihren Mann im Stich ließ? Ihr eigenes Kind? Wer war der Kerl, der im Five Mountains versucht hatte, Ethan zu entführen? Hatte sie mich deswegen sitzen lassen? Wegen einem

anderen Mann?

Immer wieder drehte sich dieselbe Frage in meinem Kopf: Wer zum Teufel war meine Frau?

Abrupt machte ich kehrt und verließ das Schlafzimmer, das sich nun in weit schlimmerem Zustand als nach der Hausdurchsuchung befand, lief in den Keller, griff mir einen großen

Schraubenzieher und einen Hammer und machte mich wieder auf den Weg nach oben.

Ich öffnete den Wäscheschrank, zerrte alles heraus, kniete mich hin und begann, die Leisten mit Schraubenzieher und Hammer von der Wand zu stemmen.

Ich ging nicht gerade

zimperlich vor. Mehrmals brach das Holz. Ich warf die Einzelteile hinter mich und machte weiter, bis ich alle Leisten vollständig entfernt hatte.

Als ich mit dem Wäscheschrank fertig war – gefunden hatte ich nichts –, nahm ich mir den Schrank in Ethans Zimmer vor. Ich warf sein Spielzeug und seine

kleinen Schuhe auf den Boden und stemmte auch hier die Bodenleisten von der Wand. Anschließend ging ich in unserem Schlafzimmer an die Arbeit, auch hier, ohne auf irgendetwas zu stoßen, das mir weitergeholfen hätte.

Als ich aufblickte, herrschte das nackte Chaos um mich herum.

Und ich hatte noch nicht mal richtig angefangen.

Ich ging auf alle viere und begann die Bodendielen abzuklopfen, auf der Suche nach losen Brettern. Ich schlug den Läufer im Flur zurück. Einige der Dielen sahen verdächtig aus; ich trieb den Schraubenzieher dazwischen und stemmte sie auf. Sie saßen ganz

schön fest; da half nur rohe Gewalt.

Ich spähte in das entstandene Loch, fasste hinein und tastete herum. Nichts. Rein gar nichts.

Nachdem ich noch ein paar weitere Dielen aufgestemmt hatte, ging ich nach unten, zog Teppiche aus dem Weg und klopfte auch hier den Boden ab. Dann entfernte

ich die Leisten im Dielenschrank. Ich zog alle Küchenschubladen aus ihren Fächern, verrückte den Kühlschrank, leerte Zucker- und Mehldosen aus, durchforstete die Speisekammer von oben bis unten, nahm mir einen Stuhl und warf einen Blick auf die Küchenschränke.

Nichts, nichts, nichts.

Plötzlich kam mir eine

Idee. Ich kramte alle gerahmten Familienfotos zusammen, die mir ins Auge fielen. Bilder von Ethan. Jan. Jan und mir. Uns dreien zusammen. Ein Bild meiner Eltern von ihrem dreißigsten Hochzeitstag.

Ich nahm die Bilder aus den Rahmen und überprüfte, ob etwas zwischen Foto und Pappe

gesteckt worden war.

Wieder nichts.

Nachdem ich jedes potenzielle Versteck im Erdgeschoss überprüft hatte, machte ich mich auf in den Keller.

Hier warteten unzählige Kisten und Kartons auf mich, vollgestopft mit alten Büchern, Familienkram – natürlich nur von mir –, ausrangierten

Gerätschaften, Schlafsäcken für Campingausflüge und jeder Menge Unterlagen aus meiner Zeit an der Uni.

Ich suchte wie ein Besessener, riss alles aus den Kartons, beseelt von dem verzweifelten Gedanken, irgendetwas zu finden, was mir über den Verbleib meiner Frau Aufschluss geben konnte.

Ich fand nicht den kleinsten Anhaltspunkt.

Sie hatte nicht die geringste Spur von sich hinterlassen.

Außer dem Briefumschlag mit der Geburtsurkunde, den ich hinter der Bodenleiste im Wäscheschrank entdeckt hatte – und der nun auch verschwunden war. Und falls es sonst noch etwas

gegeben hatte, was mit ihrer Vergangenheit in Verbindung stand, war Jan wohl schlau genug gewesen, diese Dinge ebenfalls verschwinden zu lassen.

Plötzlich fiel mir der Schlüssel wieder ein, der in dem Umschlag mit der Geburtsurkunde gewesen war. Ein merkwürdig aussehender Schlüssel,

auf jeden Fall keiner, der zu einer Haustür gehörte.

Und im selben Augenblick fiel mir wie Schuppen von den Augen, um was für eine Art Schlüssel es sich gehandelt hatte.

Es musste ein Schließfachschlüssel gewesen sein, jede Wette.

Ja, das musste es sein. Bevor Jan mit mir

zusammengezogen war, hatte sie etwas in einem Schließfach deponiert. Und was auch immer es gewesen sein mochte …

Vielleicht hatte sie Ethan und mich deshalb verlassen. Wegen dem, was in jenem Schließfach auf sie wartete.

Erschöpft schlurfte ich nach oben und ließ den Blick über die Verwüstung

schweifen, die ich angerichtet hatte. Das Haus sah aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen.

Ich hockte mich auf die Treppe, schlug die Hände vors Gesicht und begann zu weinen.

Falls Jan tatsächlich tot war, lag mein gesamtes Leben in Trümmern.

Und falls sie noch lebte,

sah es nicht viel besser aus.

Wenn Natalie Bondurant mit ihrer Sicht der Dinge richtig lag, war Jan noch am Leben. Und ich musste sie finden, um meine eigene Haut zu retten.

Ein Gefühl tiefer Bitterkeit ergriff Besitz von mir.

Während ich mir die Tränen abwischte,

versuchte ich mich mit aller Macht zu konzentrieren, überlegte, was mich aufrecht halten, mir Hoffnung geben konnte.

Ethan.

Ich konnte nicht aufgeben. Ich durfte mich nicht in mein Schicksal ergeben. Für meinen Sohn.

Ich musste die Sache durchstehen,

herausfinden, was wirklich passiert war. Ich war es Ethan schuldig, nicht im Zuchthaus zu landen.

Ich konnte nicht zulassen, dass er seinen Vater verlor. Niemals. Ich liebte Ethan über alles. Er war mein ganzes Leben.

41

Jan sagte kein Wort, als sie aus dem Juwelierladen kam und in den Pick-up stieg. Dwayne merkte sofort, dass etwas nicht stimmte. Jans Miene war wie versteinert, und ihre Hand zitterte, als sie die

Beifahrertür hinter sich zuzog.

»Was ist los?«, fragte Dwayne. »Was haben sie gesagt?«

»Fahr«, sagte Jan.

»Wohin?«

»Fahr einfach, okay?«

Dwayne zündete den Motor und scherte so abrupt in den Verkehr aus, dass der Fahrer eines Lincoln wild zu hupen

begann.

»Was stimmt denn nicht, Süße?«, sagte Dwayne. »Du siehst aus, als wäre dir ein Gespenst über den Weg gelaufen. Oder als hättest du Verstopfung.« Als Jan nicht lachte, fuhr er fort: »Komm schon, war bloß ein Witz. Also, was haben die in dem Laden gesagt?«

Jan richtete den Blick

auf ihn. »Alles umsonst. Es war alles umsonst.«

Dwayne runzelte die Stirn. »Was? Ich kapiere kein Wort.«

»Wir sind am Arsch, Dwayne. Wir haben umsonst gewartet. Wir sehen keinen müden Cent.«

»Herrgott noch mal, Connie«, schnauzte er sie an. »Was zum Teufel

redest du da?«

»Sie sind nichts wert«, sagte sie.

»Was?«

»Unsere Steine sind Fälschungen!«, schrie sie ihn an. »Billige Imitate! Wertlose Klunker! Hast du mich jetzt verstanden, du Schwachkopf?«

Dwayne trat mitten auf der Straße auf die Bremse; hinter ihm drückte jemand

auf die Hupe.

»Was versuchst du mir hier zu verklickern?«, fuhr er sie an.

»Verdammt noch mal, bist du taub? Hast du einen Gehörschaden? Also, noch mal für die geistig Behinderten. Unsere Diamanten sind wertlos. Wertlos, wertlos, wertlos – okay?«

Dwayne war puterrot

geworden und umklammerte das Steuer so fest, dass seine Fingerknöchel weiß hervortraten.

Noch ein lautes Hupen, und der Lincoln hielt neben ihnen. »He, Arschloch!«, brüllte der Fahrer durch das offene Fenster. »Wo hast du deinen Führerschein gemacht, Wichser?«

Dwayne griff unter den Sitz, förderte seine Waffe zutage und hielt sie aus dem Fenster.

»Willst du's genau wissen?«, brüllte er zurück.

Der Fahrer des Lincoln zog es vor, sich schleunigst aus dem Staub zu machen.

Dwayne wandte sich wieder zu Jan. »Also, raus

damit.«

»Ich habe der Frau in dem Laden ein halbes Dutzend von unseren Steinen gezeigt. Sie sagt, es wären alles Fälschungen.«

»Totaler Schwachsinn«, zischte Dwayne. »Das ist unmöglich!«

»Wie oft soll ich’s dir noch erklären? Unsere Steine sind für die

Mülltonne!«

»Hör endlich auf mit dem Scheiß!« Dwayne schüttelte den Kopf. »Verarschen kann ich mich alleine.«

»Die Frau kannte sich aus«, gab Jan zurück. »Die war Profi, das habe ich sofort gemerkt.«

Dwayne grinste. »Die Sumpfkuh hat doch bloß versucht, dich abzuzocken.

Ist doch klar. Sie erzählt dir, die Steine wären nichts wert, um sie für billig zu bekommen. Total durchsichtige Masche.«

»Schön wär's.« Jan verdrehte die Augen. »Sie hat mir ja nicht mal ein Angebot gemacht.«

»Du kapierst aber auch gar nichts«, sagte Dwayne. »Die Kuh hat dich verunsichert, und jetzt

wartet sie darauf, dass du wiederkommst und sie anbettelst, ob sie dir einen Tausender für unsere Steine gibt.«

»Bist du komplett verblödet?«, keifte sie ihn an. »Ich habe dir jetzt tausendmal …«

Er war blitzschnell, packte sie mit der Linken – in der Rechten hielt er nach wie vor den

Revolver – an der Kehle und drückte sie gegen die Kopfstütze.

Jan rang nach Luft. »Dwayne …«

»Jetzt hörst du mal mir zu. Ich scheiß drauf, was dir irgendeine linke Fotze erzählt hat. Wir haben jemanden, der uns sechs Millionen Dollar für unsere Steine zahlen will, und Geld stinkt nicht, kapiert,

Connie?«

»Dwayne, ich kriege keine Luft …«

»Oder willst du mich hinters Licht führen, Süße? Vielleicht hat dir diese Schlampe ja gesagt, dass die Steine viel mehr wert sind – und du führst mich jetzt aufs Glatteis, damit ich mich verpisse und du in Ruhe nachverhandeln kannst?«

Jan schnappte nach Luft, während Dwayne noch fester zudrückte. Sie versuchte ihn abzuwehren, doch sein Griff war eisenhart.

»Deinem Ex hast du doch jahrelang was vorgespielt – also kein Problem, mir für ein paar Tage was vorzumachen, stimmt's? Einfach warten, bis du dir alles untern

Nagel gerissen hast, und mich dann eiskalt abservieren – das war doch von Anfang an dein Plan, hmm?«

Jan wurde langsam schwarz vor Augen.

»Du hältst mich für komplett bescheuert, was?« Dwaynes Gesicht schwebte unmittelbar vor ihr, so dicht, dass er ihr seinen Mundgeruch in die

Nase atmete. »Hast du echt geglaubt, du würdest damit durchkommen?«

Jans Lider begannen zu flattern.

Dwayne ließ sie los.

»Vergiss es«, sagte er. »Ich werde den Deal durchziehen. Sechs Millionen! Und nach der Scheiße, die du hier abziehst, kannst du froh sein, wenn ich dir

überhaupt was davon lasse.«

Jan würgte und schnappte nach Luft. Sie hielt sich immer noch den Hals, als Dwayne aufs Gas trat und die Straße hinunterschoss.

Sie hatte Todesängste ausgestanden. Zwei Gedanken waren ihr durch den Kopf geschossen, während sie damit

gerechnet hatte, dass in ein paar Sekunden alles vorbei sein würde.

Ja, ich könnte es. Ich könnte ihn töten.

Und: *Ethan.*

***

Dwayne fuhr ziellos durch die Straßen, um die Zeit totzuschlagen. Jan saß schweigend neben ihm, bis

sie glaubte, dass er sich wieder beruhigt hatte.

Sie räusperte sich. »Bitte hör mir zu«, flüsterte sie.

Er fuhr mit der Zunge in seiner Mundhöhle herum, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

»Hör mir einfach zu, bitte. Tu, was du willst, aber hör mich zuerst an.« Als er sie nicht

anschnauzte, den Mund zu halten, fuhr sie fort: »Das Ganze war einfach zu schön, um wahr zu sein.«

»Hör endlich auf mit dem Scheiß.«

»Okay, du glaubst, dass ich lüge. Aber nehmen wir doch mal an, es wäre die Wahrheit: Warum hat Banura uns dann sechs Millionen für wertlose Steine geboten?«

Dwayne schüttelte den Kopf. »Wenn du nicht gelogen hast, hat diese Frau eben Stuss verzapft.«

»Im Leben nicht«, gab Jan zurück. »Die kannte sich genau aus.«

Dwayne überlegte einen Moment. »Vielleicht hat Banura keine Ahnung.«

Nun schüttelte Jan den Kopf. »Der ist ebenfalls Profi.«

Dwayne gab ein leises Schnauben von sich. »Tja, aber wenn beide so genau Bescheid wissen, wie kommt's dann, dass einer von ihnen Mist erzählt?«

»Ich glaube, dass beide Experten sind«, sagte Jan. »Aber einer von ihnen hat gelogen. Und es gibt keinen Grund, warum die Frau in dem Juwelierladen lügen sollte.«

»Blödsinn. Das wäre das Geschäft ihres Lebens gewesen, wenn du ihr die Steine für billig verkauft hättest.«

»Dwayne«, sagte sie beschwörend. »Das war keine Betrügerin.«

Dwayne runzelte die Stirn. »Worauf willst du hinaus? Du meinst, Banura hat uns belogen?«

»Ja.«

»Wie? Hast du Angst, er geht plötzlich auf drei Millionen runter?«

»Für das wertlose Zeug wird er überhaupt nichts bezahlen«, sagte Jan. Um ein Haar versagte ihr die Stimme. Sie konnte es immer noch nicht fassen. All das Warten, all die investierte Zeit …

Dwaynes Miene verfinsterte sich wieder.

Jan wusste genau, was in ihm vorging. Er war so nah am Ziel, dass er das Geld förmlich riechen konnte. Und er wollte nicht zulassen, dass jemand seinen Traum zerstörte.

»Ach ja? Wenn die Steine tatsächlich nichts wert sind, warum hat er dann nichts gesagt?«, sagte Dwayne. »Und warum sollen wir um zwei

wiederkommen?«

»Keine Ahnung«, sagte Jan.

»Ich sag's dir«, erwiderte Dwayne. »Weil er erst mal die Kohle besorgen muss. Vielleicht holt er sie selbst, vielleicht lässt er sie von einem Kurier bringen. Jedenfalls kostet das Zeit, kapiert? Und jetzt lass mich in Ruhe mit deinem Scheiß!«

Anscheinend aber hatte sie ihn doch ins Grübeln gebracht, da er den Pick-up plötzlich an den Bordstein lenkte.

»Gib mir einen Diamanten«, fuhr er sie an.

»Was?«

»Einen von den Steinen. Irgendeinen.«

Jan öffnete ihre Handtasche, griff in den

Beutel und kramte einen der Steine heraus. Dwayne nahm ihn entgegen, stieg aus dem Wagen und trat auf den Bürgersteig. Er beugte sich vor, legte den Stein aufs Trottoir und ließ seinen Stiefelabsatz mit voller Wucht darauf niedergehen. Als er den Fuß wieder hob, war der Stein verschwunden.

»Verdammt«, stieß er

hervor. »Wo ist das Teil hin?«

Er hob den Fuß und untersuchte den Stiefelabsatz. Und da war der Stein, der sich tief in die Sohle eingegraben hatte. Mit der einen Hand stützte sich Dwayne gegen den Pick-up, mit der anderen pulte er den Stein aus dem Absatz. Dann hielt er Jan den Diamanten

unter die Nase.

»Hier«, sagte er. »Nicht mal ein Kratzer.«

Jan wusste, dass sein Test überhaupt nichts bewies. Trotzdem hielt sie lieber den Mund. Es war sinnlos, weiter zu argumentieren.

Dwayne drückte ihr den Stein in die Hand, ehe er um den Pick-up herumging und sich wieder hinters

Steuer setzte.

Seine Miene sprach Bände, als er sie ansah. »Auf mein Boot kommst du bloß noch als Putze«, sagte er.

42

Oscar Fine wollte sein Image wiederherstellen.

Es ging um Respekt. Um Selbstrespekt und darum, von anderen respektiert zu werden.

Und natürlich ging es um Rache.

Vor allem aber ging es um Erlösung. Seine Erlösung. Er musste ein paar Dinge geraderücken, seinem Leben wieder eine Richtung und ein Ziel geben – und er würde erst wieder frei atmen können, wenn er die Frau gefunden hatte, der er den Verlust seiner linken Hand zu verdanken hatte.

Sie hatte ihn entstellt.

Mehr noch, gedemütigt. Oscar Fine war immer die Nummer eins gewesen. Wenn es um einen Job ging, hatte man ihn angerufen. Er war der Mann, der Dinge in Ordnung brachte. Erledigte, was erledigt werden musste.

Und er hatte nie etwas vermasselt.

Bis auf dieses eine Mal.

Da aber richtig.

Dabei hatte er gewusst, dass es womöglich Probleme geben würde. Deshalb waren sie überhaupt auf die Sache mit den Imitaten gekommen. Es wurde gemunkelt, es gäbe irgendwo eine undichte Stelle, die ihr Import / Export-System gefährdete.

Es war Oscar Fines Idee

gewesen. Machen wir doch einen Test, hatte er gesagt. Mit einer getürkten Lieferung. Das übernehme ich, während ihr die echte Ware über einen anderen Weg transportiert. Wenn es tatsächlich jemand auf die Ware abgesehen hat, bekommt er bloß die Imitate in die Finger.

Damit es besonders stilecht aussah, kettete er

den Metallkoffer mit Handschellen an sein Handgelenk. Sonst pflegte er die Ware in einer Sporttasche zu transportieren. Wer als Kurier mit Handschellen herumlief, konnte sich auch gleich ein Schild mit der Aufschrift »Bitte ausrauben« um den Hals hängen.

Die Steine befanden sich

in Stoffbeuteln; in einem der Beutel war ein GPS-Ortungssender eingenäht. Sollte er überfallen werden, würde er die Kombination des Kofferschlosses preisgeben. Und wenn sich die Diebe mit den Beuteln aus dem Staub gemacht hatten, konnte er sie mit dem kleinen Receiver in seiner Tasche überall

ausfindig machen.

Seine Bosse waren skeptisch gewesen. »Was, wenn sie dich einfach umlegen?«

»Ohne mich kommen sie nicht an die Kombination. Ich werde mich kooperativ zeigen. Es würde ihnen nichts bringen, mich zu töten.«

***

Oscar Fine wusste gleich, dass etwas nicht stimmte, als die Limousine neben ihm hielt, da der Fahrer nicht ausstieg, um ihm die Tür zu öffnen.

Okay, dachte er. *Dann tue ich eben so, als würde ich es nicht anders kennen.*

Er öffnete die hintere Tür selbst, und da war sie. Eine Frau mit roten

Haaren, die am anderen Ende der Rückbank saß. Sie sah gar nicht schlecht aus, trug jede Menge Lippenstift und Make-up, ein kurzes Top, einen noch kürzeren Minirock, glänzende schwarze Nylons und Nutten-High-Heels. Die Sache stank zum Himmel. Jeder Vollidiot hätte gesehen, dass es sich um eine Falle

handelte, und um ein Haar hätte er breit gegrinst, so amateurhaft wirkte das Ganze.

»Wir haben einen Bonus für Sie«, sagte die Frau.

Klar, auch noch coole Sprüche. Kein Problem, sollten sie ruhig glauben, dass sie leichte Beute machen würden. Jede Sekunde würde das Mädchen eine Waffe

zücken.

Nur eins hatte er nicht einkalkuliert.

Die Betäubungspistole. Es ging so schnell, dass er nicht einmal mitbekam, wie der Fahrer sich umdrehte und die Waffe auf ihn richtete.

Irgendetwas Spitzes traf ihn genau unterhalb der linken Brustwarze, durchschlug seine Jacke

und bohrte sich in seine Haut.

Verdammt.

Sie hatten ihn kalt erwischt. Während ihm von einer Sekunde auf die andere kotzübel wurde, war die Rothaarige auch schon bei ihm und versuchte ihm den Metallkoffer zu entreißen. Da er mit den Handschellen verbunden

war, wurde er mitgerissen und dann in den weichen Ledersitz zurückgeschleudert. Seine Arme und Beine waren bereits völlig taub.

Er wollte einen Fluch ausstoßen, doch seine Zunge gehorchte ihm nicht mehr.

Wie hatte er diese Möglichkeit außer Acht lassen können? Zwar

hatten sie seine Motorik außer Gefecht gesetzt, doch seltsamerweise konnte er nach wie vor einigermaßen klar denken. *Verdammt, sie haben mich übertölpelt wie einen Anfänger*, dachte er. *Wer ist hier der Amateur?*

Er fragte sich, was jetzt passieren würde. Sie wollten den Koffer, keine Frage. Und er hätte ihnen

die Steine schulterzuckend überlassen, sollten sie ruhig abhauen mit dem wertlosen Zeug. Aber wie sollte er ihnen die Zahlenkombination für die Schlösser verraten, wenn er kein Wort hervorbrachte?

Er hatte keinen Blick auf den Fahrer erhaschen können, doch die Rothaarige würde er

jederzeit wiedererkennen.

Dann waren sie beide bei ihm und keiften sich an, nachdem sie festgestellt hatten, dass der Koffer mit seinem Handgelenk verbunden war. Metallisches Klirren drang an seine Ohren. Sie hatten Werkzeuge dabei. Er spürte, wie jemand sein Handgelenk abtastete und dann seine Taschen

durchwühlt wurden. Die Rothaarige steckte sein Handy und den GPS-Receiver ein.

Dann fand sie die Waffe, die er an seinem Unterschenkel befestigt hatte, und steckte sie ebenfalls ein.

Sie packte ihn am Kragen, schrie ihn an, was die Kombination sei. Er wollte antworten, doch

brachte er kein Wort heraus, während er verzweifelt versuchte, sich zu konzentrieren.

Einen Moment lang schien es ihm tatsächlich so, als würden seine Finger zu kribbeln anfangen, als würde er seinen Körper bald wieder spüren können. Vielleicht war das Betäubungsmittel doch nicht so stark

gewesen.

Jetzt ist er komplett weggetreten, sagte die Frau.

Such nach dem Schlüssel für die Handschellen, sagte der Fahrer.

Habe ich doch schon, zischte sie ihn an. *Verdammt, er hat keinen dabei.*

Und die

Zahlenkombination?, sagte der Fahrer. *Vielleicht hat er sie irgendwo aufgeschrieben. Auf einem Zettel in seiner Brieftasche oder so.*

Was?, keifte sie. *Hältst du ihn für so blöd, dass er sich die Zahlen aufschreibt?*

Dann knack die Kette, gab der Fahrer zurück. *Den Koffer nehmen wir*

erst mal so mit.

Die Kette ist aus Edelstahl, fuhr sie ihn an. *Das dauert bestimmt eine Stunde, bis ich sie durchgesägt habe.*

Der Fahrer: *Kannst du ihm das Ding nicht übers Handgelenk ziehen?*

Die Frau: *Wie oft soll ich es dir noch sagen? Ich muss es durchsägen.*

Der Fahrer: *Hast du*

nicht eben gesagt, das dauert ewig?

Die Frau: *Ich hab nicht die Kette gemeint.*

Mit aller Macht versuchte Oscar Fine, seine Finger zu bewegen. Er musste nicht lange überlegen, um zu wissen, was die Rothaarige vorhatte.

Gleichzeitig durchzuckte ihn eine jähe Erkenntnis:

Diese Frau war eiskalt.

Verzweifelt versuchte er, das Wort »Warte!« über die Lippen zu bringen. Er musste sie irgendwie hinhalten, bis die Wirkung des Betäubungsmittels einigermaßen abgeklungen war.

Er musste verhindern, dass sie seine Linke amputierte.

Und dann bekam er das

Wort heraus. Nur, dass ein völlig unverständliches Stöhnen über seine Lippen drang.

»Was?«, sagte die Rothaarige.

Er versuchte es abermals, doch wieder entrang sich seiner Kehle nur ein hilfloses Röcheln.

Sie schüttelte den Kopf und blickte ihm starr in die Augen. Urplötzlich wirkte

ihr Gesicht, als hätte es sich in eine Maske verwandelt. Er wusste, dass er dieses Gesicht niemals vergessen würde. Vorausgesetzt, dass er das hier überlebte.

Dann setzte sie die Säge an.

***

Unter normalen

Umständen hätte Oscar Fine wahrscheinlich das Bewusstsein verloren, doch das Erlebnis war so grauenhaft, so traumatisch, dass stattdessen die Wirkung des Betäubungsmittels verflog.

Als sich die Rothaarige und der Fahrer mit dem Koffer aus dem Staub gemacht hatten, gelang es

ihm, seine Krawatte abzunehmen und den blutigen Stumpf an seiner Linken abzubinden. Plötzlich erinnerte er sich an eine Reportage, die er vor nicht allzu langer Zeit im Fernsehen gesehen hatte, über einen jungen Kerl, der sich die rechte Hand bei einer Klettertour in einem Canyon unter einem schweren

Felsbrocken eingeklemmt hatte. Tagelang hatte er ausgeharrt und auf Rettung gehofft, doch als niemand kam, hatte er keinen anderen Ausweg mehr gesehen und sich die Hand mit einem Taschenmesser abgetrennt.

Der Junge hat auch überlebt, dachte Oscar Fine. Und er musste sich

nicht mal die Hand abschneiden. Das hatte die Rothaarige ja bereits erledigt. Er musste nur noch die Blutung stillen.

Unter Aufbietung seiner letzten Kräfte zog er die Krawatte so fest, wie er nur konnte.

Nicht fest genug. Das Blut strömte weiter.

Er würde sterben.

Mit seinem Handy hätte

er Hilfe rufen können. Doch die Rothaarige hatte es mitgenommen. Und ihm fehlte die Kraft, die Tür der Limousine zu öffnen, auf die Beine zu kommen und ein Auto anzuhalten.

Das war's. Schluss, aus.

»Kommen Sie bitte aus dem Wagen!«

Was?

Jemand klopfte ans Fenster. »Hallo? Polizei!

Sie können hier nicht parken. Haben Sie mich gehört? Zum letzten Mal, öffnen Sie die Tür!«

***

Er konnte den Cops kaum weiterhelfen.

Er habe ihre Gesichter nicht gesehen, sagte er.

Den Koffer erwähnte er nicht.

Er sagte, er habe keine Ahnung, warum sie ihm die Hand abgesägt hatten.

Wahrscheinlich eine Verwechslung. Wer sollte einen Grund haben, ihm so etwas anzutun? Ja, es war bestimmt ein Irrtum gewesen.

Natürlich glaubten ihm die Cops kein Wort.

Was Oscar Fine ohnehin klar war. Drauf geschissen.

***

Der Witz an der ganzen Sache war, dass der andere Kurier, der die echten Diamanten transportierte, ebenfalls überfallen wurde. Mit dem Unterschied, dass er die Sache nicht vermasselte. Bevor er den Dreckskerl erschoss, bekam er heraus, dass er den Tipp

von einem Mitglied ihrer Organisation erhalten hatte.

Der Überfall auf Oscar Fine war von einer ganz anderen Seite erfolgt.

Die Bosse versicherten, dass sie ihn nicht im Stich lassen würden.

Sie kamen für die medizinischen Kosten auf, auch wenn er sich mit Händen und Füßen

dagegen wehrte. Schließlich war er selbst schuld an seiner Misere. Sie aber bestanden darauf, ihm zu helfen. Es dauerte mehrere Monate, bis er sich wieder erholt hatte. Seine Hand war allerdings nicht zu retten gewesen; die Ärzte hatten sie nicht wieder annähen können.

Die Schmerzen hatte er ertragen können.

Nicht aber die Scham.

Er hatte versagt. Sie hatten ihn kalt erwischt. Und jetzt musste er auch noch die Almosen anderer annehmen.

Lasst mich weitermachen, sagte er. Ich will nicht aussteigen. Mach dir keine Sorgen, sagten sie. Wenn wir dich brauchen, geben wir Bescheid, wie immer.

Aber er wusste genau, dass sie nicht mehr anrufen würden. Die Organisation beschäftigte keine Invaliden.

Weshalb er ihnen den Vorschlag machte, die nächsten fünf Jobs gratis zu erledigen. Und die Bosse gingen darauf ein. Mal sehen, ob es Oscar Fine noch draufhatte.

Er bewies es ihnen.

In mancherlei Hinsicht war er sogar besser als vorher. Vorsichtiger. Besonnener. Stets auf der Hut.

Und absolut erbarmungslos. Nicht, dass er vorher ein Weichei gewesen wäre. Aber manchmal hatte er tatsächlich hingehört, wenn jemand um sein Leben gefleht hatte. Einfach, um

seiner Zielperson ein Fünkchen Hoffnung zu schenken, ehe er sie trotzdem erschoss.

Er hatte nie wieder einen Gedanken an seine Jobs verschwendet. Er erledigte sie einfach, das war alles.

Sechs Jahre war es nun her, dass er seine Hand verloren hatte, und seither war kein Tag vergangen, an dem er nicht nach ihr

gesucht hatte. Auf der Straße, in Einkaufszentren, im Internet. Sein einziger Anhaltspunkt war ein Name: Constance Tattinger. Den Namen wusste er von Alanna, der verdammten Schlampe, die damals in seiner Sporttasche gekramt hatte. Alanna war die Einzige gewesen, die eine Ahnung davon gehabt

hatte, womit er seine Brötchen verdiente.

Er hatte sie erschossen. Aber erst, nachdem er den Namen von ihr erfahren hatte.

Die einzige Constance Tattinger, von der sich eine Spur finden ließ, war in einem Nest namens Pittsford geboren; ihre Eltern waren aber von dort weggezogen, nachdem

eine Spielgefährtin der kleinen Connie bei einem Unfall ums Leben gekommen war. Zuerst waren sie nach Tennessee gezogen, dann nach Oregon und schließlich nach Texas. Dort, in El Paso, hatte Oscar Fine die Tattingers aufgesucht und von ihnen erfahren, dass Connie mit sechzehn von zu Hause weggegangen

war. Sie sagten, sie hätten nie wieder von ihr gehört.

Er ging davon aus, dass sie ihm keine Lügen auftischten. Schon deshalb, weil er sie an zwei Küchenstühle gefesselt und Mrs Tattinger ein Fleischermesser an die Kehle gehalten hatte. Zu blöd, dass ihnen keine brauchbaren Informationen zu entlocken gewesen

waren.

Anschließend hatte er ihnen die Kehlen durchgeschnitten.

Oscar Fine brauchte nicht lange, um zwei und zwei zusammenzuzählen. Offenbar hatte sich Connie Tattinger einen anderen Namen zugelegt. Was seine Suche um einiges erschwerte, trotzdem hatte er nie aufgegeben. Er war

ziemlich sicher, dass sie und ihr Komplize nicht versucht hatten, die falschen Diamanten zu Geld zu machen. Wer eine so große Menge Diamanten – ob Imitate oder nicht – an den Mann bringen wollte, erregte unweigerlich Aufmerksamkeit, und das Netz der Organisation war so weit verzweigt, dass

Oscar Fine mit hoher Wahrscheinlichkeit sofort davon erfahren hätte.

Soweit er wusste, waren die falschen Diamanten nie auf dem Markt aufgetaucht.

Vielleicht hatten sie herausgefunden, dass es sich um Imitate handelte. Doch Oscar Fine ging davon aus, dass sie trotzdem versuchen

würden, das wertlose Zeug irgendeinem Schwachkopf anzudrehen.

Ebenso möglich war es, dass irgendetwas die Pläne des Pärchens durchkreuzt hatte. Es konnte alle möglichen Gründe geben. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, dass sie eines Tages doch noch versuchen würden, die Steine zu Geld

zu machen.

Und dann hatte er plötzlich das Gesicht von Jan Harwood gesehen. Im Fernsehen. Er war wie vom Donner gerührt gewesen. Das Bild hatte ihn nicht täuschen können.

Und wenn sie noch so bieder ausgesehen hätte. Er wusste es einfach.

Sie war es.

Constance Tattinger.

Auch das, was er im Internet über die verschwundene Jan Harwood erfahren hatte, konnte ihn nicht in die Irre führen. Das Mädchen war wohlauf. Constance Tattinger war mit allen Wassern gewaschen, und Oscar Fine hätte darauf gewettet, dass sie erst mal ein wenig Bargeld brauchte.

Also hatte er ein paar alte Bekannte kontaktiert.

***

Oscar Fine saß Banura in seinem Keller gegenüber. »Danke, ich weiß das zu schätzen.«

»Kein Problem, mein Freund«, sagte Banura. »Der Bursche hat hier den Großkotz gespielt.«

»Klingt nach Arschloch«, meinte Oscar Fine.

»Du sagst es.«

»Und du bist dir sicher, dass es die Steine sind, nach denen ich suche?«

»Ganz sicher.«

»Was hast du ihm angeboten?«

»Sechs.«

Oscar Fine lächelte. »Hast ihn richtig heiß gemacht.«

Banura nickte. »Aber wie. Nur die Kleine guckte ein bisschen seltsam aus der Wäsche.«

»Skeptisch?«

»Ja. Einen Augenblick lang habe ich gedacht, ich hätte das Blatt überreizt.«

»Keine Sorge.« Oscar Fine warf einen Blick auf seine Uhr. »Kurz vor zwei.«

Banura grinste.

»Showtime.«

43

Das Telefon klingelte, während ich noch auf der Treppe hockte und immer tiefer in meinem Selbstmitleid versank. Ich wusste einfach nicht mehr weiter, nachdem ich das ganze Haus auf den Kopf

gestellt und nichts gefunden hatte.

Ich rappelte mich auf und marschierte in die Küche.

»Hallo?« Ich warf einen Blick auf das Display, doch der Anrufer hatte seine Nummer unterdrückt.

»Fahr zur Hölle, Dreckskerl!«, sagte eine Frauenstimme.

»Wer spricht da?«

»Wir wollen keine Mörder in unserer Nachbarschaft«, zischte die Frau. »Wir wissen, wo wir dich finden, du verdammtes Schwein!«

»Das trifft sich gut. Sie haben Ihre Nummer nämlich nicht richtig unterdrückt. Ich rufe gleich mal bei der Auskunft an, welcher Name dazugehört.«

»Was?« Dann wurde abrupt aufgelegt.

Es sah ganz so aus, als hätte ich jemanden ins Grübeln gebracht.

Ich hatte gerade erst aufgelegt, als es erneut klingelte. Vielleicht hatte die anonyme Anruferin gemerkt, dass ich nur bluffte. Diesmal aber war eine Nummer auf dem Display, auch wenn ich sie

nicht kannte.

»Mr Harwood?«

»Am Apparat«, sagte ich.

»Hier spricht Annette Kitchner von *Good Morning Albany*. Wir würden Sie gern für unsere Sendung interviewen und Ihnen Gelegenheit geben, Ihre aktuelle Lage zu schildern.«

»Was meinen Sie

genau?«, fragte ich.

»Nun ja, das wäre doch Ihre Chance, sich zu den Anschuldigungen gegen Sie zu äußern.«

»Da wissen Sie offenbar mehr als ich«, gab ich zurück. »Ich wüsste jedenfalls nicht, dass offiziell etwas gegen mich vorliegt.«

Plötzlich meinte ich Natalie Bondurants

warnende Stimme zu hören: *Leg auf, du Idiot.*

Und genau das tat ich dann auch.

Ich machte eine weitere Runde durchs Haus, stieg über herausgerissene Dielen und auf dem Boden liegende Kissen, während ich mich fragte, was um alles in der Welt in mich gefahren war. Anderthalb Stunden lang hatte ich

völlig die Kontrolle über mich verloren.

Plötzlich hörte ich jemanden an der Haustür, die ich hinter mir abgeschlossen hatte, als ich nach Hause gekommen war.

»David?«, rief eine Männerstimme.

Es war mein Vater.

Ich entriegelte die Tür und öffnete sie. Dads

Augen weiteten sich, als er hinter mich spähte.

»Was ist denn hier passiert?«, platzte er heraus, während er über die Schwelle trat. »Hast du die Polizei informiert?«

»Schon okay, Dad.«

»Okay? Hast du jetzt völlig den Verstand verloren?«

»Sieht so aus, Dad. Das war ich selbst.«

Mit offenem Mund starrte er mich an. »Was ist bloß los mit dir?«

Ich führte ihn in die Küche. »Kann ich dir irgendwas anbieten?«

Er ließ den Blick durch die verwüstete Küche schweifen. »Das wird eine Menge Geld kosten«, sagte er. »Und deine Versicherung zahlt keinen Cent, wenn du den

Schaden selbst angerichtet hast. Bist du verrückt geworden?«

Ich öffnete den Kühlschrank. »Willst du eine Dose Bier?«

Erst schüttelte Dad den Kopf, dann streckte er die Hand aus. »Vielleicht kann ich ja doch einen Schluck brauchen.« Er nahm das Bier entgegen, riss die Lasche auf und nahm

einen Schluck. »Ich trinke es aber nur halb aus, wenn's dir nichts ausmacht.«

Ich nahm eine zweite Bierdose heraus und öffnete sie. Ich nahm einen langen Schluck und sah meinen Vater an. »Tja, sieht so aus, als wären mal wieder ein paar Schönheitsreparaturen notwendig.«

Er schien nicht in der Laune für Witze zu sein. Aber das lag vielleicht auch daran, dass es kein besonders guter war.

»Warum hast du das getan?«, fragte er.

»Ich dachte, Jan hätte vielleicht irgendwo etwas versteckt. Ich kann dir das jetzt nicht genauer erklären.«

»Du lieber Himmel«,

sagte Dad. »Aber was wolltest du denn finden?«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich. »Ich weiß es nicht.«

Abermals klingelte das Telefon. Ich warf einen Blick auf das Display, erkannte die Nummer aber nicht.

Nach dem dritten Klingeln runzelte Dad die Stirn. »Willst du nicht

endlich drangehen?« Als ich immer noch keine Anstalten machte, den Hörer abzuheben, sagte er: »Und wenn es Jan ist?«

Ich nahm ab, auch wenn ich keineswegs Jan, sondern einen weiteren anonymen Anrufer erwartete. »Hallo?«

Die Stimme am anderen Ende erkannte ich sofort.

»Mr Sebastian würde gern mit Ihnen sprechen.« Anscheinend spielte Welland nun auch noch Sekretär.

Ich seufzte. »Dann verbinden Sie mich.«

»Nicht am Telefon. Wir stehen vor Ihrem Haus.«

Ich legte wieder auf. Dad musterte mich irritiert, als ich zur Haustür ging. Draußen stand Sebastians

Limousine, die ich mittlerweile besser kannte, als mir lieb war. Statt mir nach draußen zu folgen, ging Dad nach oben, ganz zweifellos, um die weiteren Schäden im Haus in Augenschein zu nehmen.

Welland trug eine Sonnenbrille, die ihn noch gangstermäßiger als sonst wirken ließ. Durch die getönten Scheiben der

Limousine war nichts zu erkennen.

Welland wollte die hintere Wagentür öffnen, doch ich winkte ab.

»Ich steige nicht ein«, sagte ich. »Er kann das Fenster herunterfahren, wenn er mit mir reden will.«

Welland schien sich auf keinen Konflikt einlassen zu wollen. Er klopfte

dezent ans Fenster, und eine Sekunde später wurde die Scheibe heruntergelassen.

Sebastian beugte sich leicht vor und sah zu mir heraus.

»Wie geht's Ihnen, David?«

»Was wollen Sie von mir?«

»Dasselbe wie letztes Mal. Ich würde nach wie

vor gern wissen, wer Ihre Informantin ist.«

»Verdammt noch mal, ich weiß es nicht.«

»Dann sollten Sie es schleunigst herausfinden«, meinte Sebastian. »Diese Frau bedroht mein Unternehmen und meine Geschäfte. Ich werde nicht akzeptieren, dass jemand Interna aus meiner Firma an die Presse verkauft.«

»Ich habe selbst genug am Hals«, sagte ich. »Aber ich gebe Ihnen einen guten Rat.«

Sebastian hob die Augenbrauen.

»Ficken Sie sich ins Knie.«

Sebastian nickte bedächtig und fuhr die Scheibe wieder hoch, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

Welland sah mich an.

»Mr Sebastian wird Sie nicht noch einmal bitten«, sagte er.

»Fein.«

»Von wegen«, sagte Welland. »Das wird Mr Sebastian nicht auf sich sitzen lassen.«

Er setzte sich hinters Steuer und fuhr los. Ich sah dem Wagen hinterher, bis er hinter der

Straßenecke verschwunden war, und ging zum Haus zurück.

Als ich hereinkam, hörte ich meinen Vater in der oberen Etage rumoren.

»Dad!«, rief ich.

»Ja?«

»Was machst du da?«

»Ich sehe mir bloß die Schäden an. Du meine Güte, wie viele Gäule sind denn mit dir

durchgegangen?«

Als ich die Treppe hinaufging, sah ich, wie er breitbeinig im Flur hockte und in eins der Löcher spähte, die ich in den Dielenboden gerissen hatte.

»Ethan kannst du das jedenfalls nicht zumuten«, sagte Dad. »Es sei denn, du willst ihm vorsätzlich die Beine brechen. Und diese

Nägel riechen geradezu nach Blutvergiftung. Verdammt, David, ich weiß, dass du momentan eine Menge durchmachst, aber deshalb musst du doch nicht gleich das halbe Haus einreißen.«

Der Schaden war mir egal, aber ich bekam ein schlechtes Gewissen wegen Ethan.

»Ja, das war blöd von

mir«, lenkte ich ein.

Dad sammelte ein paar Dielenbretter auf. »Das kriegen wir schon wieder hin, aber einige müssen wir ersetzen. Tja, das wird ein paar Tage dauern. Am besten, ich hole erst mal Werkzeug von zu Hause.«

»Du musst das nicht jetzt sofort erledigen«, sagte ich.

Dad wandte sich zu mir

um. »Ach ja?«, brüllte er. »Was soll ich denn sonst machen, verdammt noch mal?«

Erschöpft lehnte ich mich an die Wand.

»Du hast sie doch nicht mehr alle!«, schnaubte er, während er zum Wäscheschrank trat.

»Mit dem Schrank hat alles angefangen«, sagte ich. »Dort habe ich den

Briefumschlag mit der Geburtsurkunde gefunden.«

»Na toll«, erwiderte Dad. »Und deshalb legst du den Rest deines Hauses in Schutt und Asche?«

Er hob ein Stück weißer Bodenleiste auf, das ich von der Wand gerissen hatte, und runzelte die Stirn. »Was?«

»Was ist los?«, fragte

ich.

»Was ist denn das hier?«

Ich trat zu ihm. An der Rückseite der Leiste klebte ein Umschlag, der dort mit Tesafilm befestigt worden war. Ich hatte die Bodenleisten so achtlos hinter mich geworfen, dass er mir nicht aufgefallen war.

Dad entfernte das

brüchige, gelb gewordene Klebeband und reichte mir den Umschlag. Er sah fast genauso aus wie der andere, den ich gefunden hatte.

Er war zugeklebt. Vorsichtig riss ich ihn auf und zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier heraus.

Und nun verstand ich gar nichts mehr.

Es war eine weitere Geburtsurkunde, ausgestellt auf den Namen Constance Tattinger.

»Und?«, fragte Dad.

»Das ist eine Geburtsurkunde«, sagte ich.

»Wem gehört sie denn?«

»Ich blicke nicht mehr durch«, erwiderte ich langsam. Ich wusste, dass

ich den Namen erst kürzlich gehört hatte. Zumindest den Vornamen.

»Da steht doch wohl irgendein Name, oder?«

»Dad.« Ich hob die Hand. »Moment.«

Ich begann fieberhaft zu überlegen.

Und plötzlich wusste ich es wieder. Der Name war während meines Besuchs bei den Richlers gefallen.

Constance war der Name von Jans Spielgefährtin gewesen – dem kleinen Mädchen, das dabei gewesen war, als Horace Richler zu schnell aus der Einfahrt zurückgesetzt hatte.

Dem kleinen Mädchen, das Jan Richler vor den Wagen geschubst hatte.

Ich nahm das Dokument erneut in Augenschein,

suchte nach dem Geburtsdatum des Mädchens.

Constance Tattinger, geboren am 15. April 1975 in Rochester. Als Eltern waren Martin und Thelma Tattinger angegeben.

»Ich fasse es nicht«, stieß ich hervor.

»Was?«, fragte Dad.

»Es passt alles zusammen.«

»Wovon redest du?«

»Jetzt verstehe ich«, sagte ich. »Die erwachsene Constance Tattinger brauchte irgendwann eine neue Identität. Und dabei musste sie sich nicht erst auf irgendwelchen Friedhöfen nach einem Mädchen umsehen, das als Kind gestorben war. Weil sie so ein Mädchen

nämlich bereits kannte.«

»Constance …?«

»Ein Mädchen, bei dessen Tod sie selbst die Hand im Spiel gehabt hatte.«

Dad sah mich entgeistert an. »Bist du jetzt völlig verrückt geworden?«, sagte er.

Mir blieb nur eine Möglichkeit, um herauszufinden, ob ich

tatsächlich der Wahrheit auf der Spur war. Ich kramte mein Handy hervor und wählte die Nummer der Richlers.

»Hallo?« Es war Gretchen Richler.

»Mrs Richler«, sagte ich. »Hier spricht David Harwood.«

»Oh. Wie geht es Ihnen, Mr Harwood?«

»Entschuldigen Sie die

Störung, aber ich habe eine Frage an Sie.«

»Okay.« Sie klang müde.

»Es geht um das Mädchen, das damals mit Ihrer Tochter gespielt hat, bevor … bevor der Unfall passierte. Wissen Sie noch, wie sie hieß?«

»Constance«, sagte sie. Ich konnte mich nicht erinnern, je zuvor eine so

eisige Stimme gehört zu haben.

»Und mit Nachnamen?«

»Tattinger«, stieß sie hervor.

»Wissen Sie, was aus ihrer Familie geworden ist? Haben Sie nicht gesagt, sie wären weggezogen?«

»Ja, das stimmt. Bald nach dem Unfall.«

»Wissen Sie, wohin die Tattingers gezogen sind?«

»Keine Ahnung.«

»Kennen Sie jemanden, der es wissen könnte?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete sie. »Wirklich nicht. Warum fragen Sie?«

Ich wollte Gretchen Richler lieber nicht einweihen, solange ich nichts Genaueres in Erfahrung gebracht hatte. »Ich gehe einfach jeder Spur nach, die mir einfällt,

Mrs Richler.«

»Verstehe.« Sie schwieg einen Moment. »Haben Sie Ihre Frau gefunden, Mr Harwood?«

»Bis jetzt noch nicht«, antwortete ich.

»Aber Sie klingen, als hätten Sie neuen Mut gefasst.«

Nun schwieg ich einen Augenblick. »Ja«, erwiderte ich dann.

»Sie glauben, dass sie noch lebt.«

»Ja. Aber ich bin mir immer noch nicht sicher, warum sie verschwunden ist.«

»Verstehe«, sagte sie.

»Vielen Dank, Mrs Richler«, sagte ich. »Entschuldigen Sie bitte nochmals die Störung. Und grüßen Sie Ihren Mann von mir.«

»Sobald ich ihn im Krankenhaus besuchen darf, Mr Harwood«, sagte sie tonlos.

»Was? Ist ihm etwas zugestoßen?«

»Er hat heute Morgen einen Selbstmordversuch unternommen,
Mr Harwood. Ich glaube, Ihr Besuch war nicht gut für ihn.«

44

»Ich gehe da nicht noch mal rein«, sagte Jan. »Dieser Keller ist das reinste Horrorkabinett.«

Sie standen in Banuras Einfahrt. Dwayne zog die Handbremse an. Ein paar Häuser weiter parkte ein

schwarzer Audi am Straßenrand.

»Was soll das denn?«, sagte Dwayne. »Führst du dich so auf, bloß weil ich vorhin ein bisschen die Nerven verloren habe?«

Ein bisschen die Nerven verloren? Du hättest mich beinahe erwürgt, du Arschloch, dachte Jan.

»Ehrlich, Süße, es tut mir echt leid«, sagte er,

aber es war ein bisschen zu dick aufgetragen. »Komm schon, wir haben die Millionen so gut wie in der Hand. Den Augenblick willst du dir doch wohl nicht entgehen lassen, oder?«

»Ich behalte lieber solange die Straße im Auge«, erwiderte sie. »Falls etwas Unvorhergesehenes passiert, drücke ich auf die

Hupe.« Als Dwayne ihr einen misstrauischen Blick zuwarf, fuhr sie fort: »Wo liegt das Problem? Du hast die Steine, du nimmst die Kohle entgegen. Glaubst du etwa, ich würde abhauen, oder was?«

Das schien ihn zu beruhigen. »Wohl kaum.« Aber sie sah genau, dass er nach wie vor angestrengt überlegte.

Das hatte sie auch. Und obwohl sie einen Dreck darauf gab, was mit Dwayne passierte, musste sie wissen, was bei der Übergabe herauskam. Vielleicht bestand ja doch die minimale Chance, dass sich jemand geirrt hatte und es Geld regnen würde.

»Was, wenn Banura die Steine ein zweites Mal unter die Lupe nehmen

will?«, sagte Dwayne. »Und sie nicht mehr kaufen will?«

»Ach, jetzt glaubst du mir plötzlich?«, gab sie zurück. »Hast du nicht gesagt, die Alte in dem Laden hätte bloß versucht, mich abzuzocken?«

Dwayne runzelte die Stirn; auf einmal schien er sich seiner Sache nicht mehr sicher zu sein. »Ich

weiß nicht«, sagte er. Dann aber schüttelte er den Kopf, als wolle er seine Zweifel verscheuchen. »Ach was, alles läuft nach Plan. Banura hat selbst gesagt, dass wir Spitzenware an der Hand haben. Wenn du zu feige bist, mitzukommen, ist das dein Problem.«

»Das bin ich«, gab sie

zurück. »Und genau deshalb bleibe ich auch hier.«

Dwayne warf einen Blick auf seine Uhr. Es war fünf vor zwei. »Dauert bestimmt nicht lange, es sei denn, er besteht darauf, dass ich das Geld zähle. Wie lange dauert es wohl, sechs Millionen zu zählen?«

»Auf jeden Fall ziemlich

lange.«

»Ich will nicht, dass der Typ mich bescheißt.«

»Nimm einfach das Geld und hau ab. Wir suchen uns ein ruhiges Plätzchen und zählen dort nach, und wenn irgendwas nicht stimmt, wissen wir ja, wo er wohnt.« Sie glaubte kein Wort von dem, was sie da erzählte. Wenn sie diesem Haus den Rücken gekehrt

hatten, würde sie bestimmt nicht noch einmal zurückkommen. Die Fotos an der Kellerwand hatten ihr ein für alle Mal gereicht. Ein Schauder lief ihr über den Rücken, als sie sich an das Bild mit dem Jungen erinnerte, der grinsend einen abgetrennten Arm in die Höhe reckte.

»Also dann.« Dwayne

nahm den Beutel mit den Diamanten und öffnete die Tür.

»Warte«, sagte Jan. »Nimm die Waffe mit.«

Dwayne warf ihr einen genervten Blick zu. »Du hast doch gehört, was er gesagt hat. Er will nicht noch mal eine Knarre sehen.«

Jan griff unter den Fahrersitz und zog die

Waffe hervor. »Trotzdem, sicher ist sicher.« Obwohl ihr völlig egal war, ob Dwayne unter die Räder kam. Aber falls die Dinge dort unten aus dem Ruder liefen, war es besser, wenn Dwayne sofort reagieren konnte, bevor sie womöglich selbst in die Schusslinie geriet. Ganz abgesehen davon, dass sie sich mit Waffen nicht

besonders gut auskannte. Dwayne wusste wenigstens, wie man ordentlich zielte.

»Jetzt bleib mal locker, Süße.« Dwayne stieg aus dem Pick-up, warf die Tür zu und sah sie durch das offene Fenster an. »Nachher lassen wir's richtig krachen. Du kannst schon mal den Champagner bestellen.«

***

»Mal eine Frage«, sagte Banura zu Oscar Fine. »Die Steine sind dir doch scheißegal, weil sie ja sowieso nichts wert sind. Na ja, ich hoffe, es macht dir nichts aus, aber hat das Ganze etwas mit dem da zu tun?«

Banura deutete auf Oscar Fines versehrten

Arm.

»Ja«, erwiderte Oscar Fine. »Ganz genau.«

»Die beiden haben dir das also angetan.«

»Das Mädchen«, sagte Oscar Fine. »Du hast sie perfekt beschrieben.«

Banura nickte. »Das waren bestimmt fürchterliche Schmerzen, oder?«

Oscar Fine nickte. Er

redete nicht gern darüber.

»Da, wo ich herkomme, sieht man so was öfter.«

»Kann ich mir vorstellen. Deine Fotos sprechen Bände.«

Banura nickte. »Da war ich elf.«

»Das vergisst man bestimmt nie wieder, wenn man so was mit elf erlebt«, sagte Oscar Fine.

Banura wirkte

nachdenklich. »Kann man wohl sagen.« Es war nicht leicht, mit jemandem ohne Hand über derartige Dinge zu sprechen.

Ein lautes Klopfen ertönte. Während Banura nach oben ging, bezog Oscar Fine rechts neben der Treppe Position und zog seine Pistole.

Er hörte, wie Banura die Tür entriegelte und

aufmachte.

»Hey«, sagte Banura.

»Alles im grünen Bereich?«, sagte Dwayne.

»Heb doch mal kurz die Arme.«

»Du kannst mir vertrauen«, sagte Dwayne, während er sich von Banura abtasten ließ. »Abmachung ist Abmachung, so seh ich's jedenfalls.«

»Wo steckt deine Freundin?«, fragte Banura.

»Sie wartet im Wagen«, sagte Dwayne. »Du hast das Geld, oder?«

»Alles geregelt.« Banura schloss die Tür und schob den Riegel wieder vor. »Ich hoffe, die Diamanten sind nicht weniger geworden.«

»Quatsch.« Dwayne lachte. »Das wäre ja wohl die blödeste Nummer, die

ich abziehen könnte.«

Banura lachte mit, während er ihn die Treppe hinunterführte. Als Dwayne den Keller betrat, blieb er wie angewurzelt stehen, als er sich unvermittelt Oscar Fine gegenübersah, der eine Pistole in der ausgestreckten Rechten hielt und damit direkt auf Dwaynes Kopf zielte.

»Was ist denn jetzt

los?«, platzte Dwayne heraus. Er sah Banura an. »Okay, du hast gesagt, dass einer deiner Teilhaber bei unserer, ähm, Transaktion dabei wäre, aber …«

»Erinnerst du dich an mich?«, fragte Oscar Fine.

»Hä? Sind Sie sein Bodyguard, oder was? Mann, ich will keinen Ärger, bloß mein Geld,

okay?«

Banura stand am Fuß der Treppe, bereit, einen Fluchtversuch Dwaynes sofort zu unterbinden.

»Ich habe dich was gefragt«, sagte Oscar Fine.

»Ich kapiere das nicht. Ich habe Sie noch nie im Leben gesehen.«

Oscar Fine zog seine Linke aus der

Jackentasche. Im ersten Moment dachte Dwayne, er würde eine weitere Waffe zücken, doch dann sah er, dass dem Mann eine Hand fehlte.

Er wurde leichenblass. Sekunden später verfärbte sich der Stoff in seinem Schritt.

»Jetzt piss hier bloß nicht auf den Boden«, sagte Banura, auch wenn

er genau wusste, dass eine Urinpfütze in ein paar Minuten wohl sein kleinstes Problem sein würde.

»Sieht so aus, als würdest du dich doch erinnern«, bemerkte Oscar Fine, während er die Waffe auf Dwaynes Unterleib richtete.

»Ja«, krächzte Dwayne.

»Wie heißt du?«

»Dwayne. Dwayne

Osterhaus.«

»Tja, Dwayne, freut mich, dich endlich kennenlernen zu dürfen. Obwohl wir uns ja schon einmal begegnet sind. Du warst der Fahrer, richtig?«

»Wenn Sie die Kombination für das Schloss dabeigehabt hätten, wäre das alles nicht passiert«, stammelte Dwayne.

Oscar Fine sog die Wangen zwischen die Zähne. »Wie hätte ich euch denn die Kombination sagen sollen, nachdem ihr mich betäubt hattet?«

»Hören Sie, Mann, es tut mir echt leid, wirklich leid«, sagte Dwayne. »Außerdem war ich es gar nicht. Verstehen Sie, ich habe das nicht getan.«

»Das weiß ich«, gab

Oscar Fine zurück. »Wo ist sie?«

Dwayne zögerte.

Oscar Fine schüttelte den Kopf. »Es wäre besser, du würdest dich ein wenig kooperativer zeigen, Dwayne. Hier, sieh dir das mal an.« Er streckte den linken Arm aus. Mit dem Zeigefinger, den er durch den Abzug gesteckt hatte, schob er

den Hemdsärmel nach oben.

Er hielt Dwayne den vernarbten Stumpf unter die Nase.

»Heiliger Jesus!«, stotterte Dwayne.

»Der kann dir auch nicht helfen«, sagte Oscar Fine und streifte den Ärmel wieder über den Stumpf. »Bist du Links- oder Rechtshänder?«, fragte er.

Dwayne schluckte. »Rechtshänder.«

»Dann werde ich dir die Linke nehmen. Wir müssen nicht mal so rumpfuschen wie ihr. Banura hat bestimmt Werkzeug hier, mit dem wir einen sauberen Schnitt hinkriegen.«

Schweißperlen bildeten sich auf Dwaynes Stirn. »Das ist doch Wahnsinn.

Wenn Sie mich gehen lassen, sage ich Ihnen alles, was Sie wissen wollen.«

»Wo ist sie?«

»Draußen im Wagen.«

»Warum ist sie nicht mitgekommen?«

»Sie ist nervös.«

»Ach ja? Wieso denn?«

»Sie glaubt, Mr Banura hätte uns zu viel Geld geboten. Sie hat die Steine

zu einem Juwelier getragen, und der hat ihr gesagt, sie wären wertlos. Jedenfalls ist sie misstrauisch geworden.«

Oscar Fine nickte. »Aber du bist trotzdem hier.«

Dwayne sah aus, als würde er jede Sekunde in Tränen ausbrechen. »Ich habe Mr Banura vertraut.«

»Oho, jetzt heißt es plötzlich *Mr* Banura«,

höhnte Banura.

»Sie glaubt also, irgendwas wäre faul«, sagte Oscar Fine. »Glaubt sie, dass ich hier bin?«

»Nein. Ihr geht bloß die Muffe, das ist alles.« Plötzlich hellte sich Dwaynes Miene wieder auf. »Ich habe eine Idee. Ich könnte rausgehen und ihr sagen, dass es ein Problem gibt, dass Sie das

Geld in irgendeiner ausländischen Währung besorgt hätten, in Euros oder kanadischen Dollars, und sie mir beim Zählen helfen muss.« Er hielt kurz inne. »Hören Sie, ich schwöre bei Gott, ich habe das nie gewollt. Ich habe ihr noch gesagt, lass den Scheiß, lass uns besseres Werkzeug besorgen, irgendwie können wir die

Kette schon knacken. Ich war total dagegen, Gewalt anzuwenden, aber sie wollte das Ding unbedingt durchziehen.«

Oscar Fine nickte, als würde er sich den Vorschlag in aller Ruhe durch den Kopf gehen lassen. »Also, du bringst mir die Kleine, und ich lasse dich laufen.«

Dwayne brachte ein

nervöses Lächeln zustande. »Ja, genau. Das ist der Deal. Ich will Ihnen doch nur helfen.«

»Vorher hätte ich noch ein paar Fragen«, sagte Oscar Fine.

»Kein Problem. Schießen Sie los.«

Oscar Fine hielt sich nicht lange mit Vorreden auf. Er wollte wissen, wieso die beiden sechs

Jahre lang gewartet hatten. Was Connie Tattinger in der Zwischenzeit gemacht, wo sie gewohnt, mit wem sie zusammengelebt hatte.

Dwayne war so zuvorkommend, wie er nur konnte. Er verriet Oscar Fine alles, was er wusste.

»Danke«, sagte Oscar Fine schließlich. »Ich weiß das zu schätzen.«

»Ach, man tut eben, was man kann.« Wieder setzte Dwayne ein nervöses Grinsen auf. »Eine Hand wäscht die andere, stimmt's? Also, unser Deal steht, oder? Ich hole sie, und ihr lasst mich laufen.«

»Das hast du dir so gedacht«, sagte Oscar Fine und schoss ihm mitten durch die Stirn.

45

Oscar Fine zuckte entschuldigend mit den Achseln. »Entschuldige die Sauerei. Ich schicke jemanden vorbei, der sich darum kümmert.«

Banura warf einen Blick auf die gegenüberliegende

Wand, an der Blut und Gehirnmasse klebten.

»Ich habe schon Schlimmeres gesehen«, sagte er.

Oscar Fine trat an Banuras Werkbank und schrieb eine Nummer auf einen Notizblock. »Ruf einfach dort an und sag, Mr Fine hätte dir die Nummer gegeben. Die Jungs übernehmen den

Rest. Entsorgen, Reinemachen, alles.«

»Danke«, meinte Banura.

»Aber warte noch ein paar Minuten, bis ich mir das Mädchen vorgeknöpft habe.«

Banura nickte.

»Gibt's hier noch einen anderen Ausgang?«, fragte Oscar Fine. »Nur für den Fall, dass sie die Tür

beobachtet?«

»Nein«, erwiderte Banura. »Hier geht's nur durch die Hintertür rein. Aber keine Sorge. Mein Überwachungssystem sieht alles.«

»Lass mal sehen.«

Banura wies auf einen Flachbildschirm, ging zur Werkbank und gab ein paar Befehle in ein Keyboard ein. Auf dem

Bildschirm erschienen vier gleich große Vierecke, die Banuras Anwesen aus verschiedenen Perspektiven zeigten.

»Alles Weitwinkelobjektive«, erklärte Banura.

Oscar Fine beugte sich vor und nahm das obere Viereck rechts ins Visier, das die Einfahrt und einen Teil der Straße zeigte. Er

sah den Pick-up, doch da die Windschutzscheibe die Sonne reflektierte, konnte er nicht erkennen, ob jemand darin saß.

»Hmm«, sagte er.

Auf der Kamera, die den rückwärtigen Teil des Hauses überwachte, war nur der leere Hof zu erkennen. Banura hatte offenbar alles entfernen lassen, was den Blick

versperrte. Es gab keinen Schuppen, nicht mal Bäume; nichts außer einer Fläche verdorrten Grases und einem zwei Meter hohen Lattenzaun.

»He!« Banura deutete auf das Viereck rechts oben. »Das darf doch nicht wahr sein!«

Einen Sekundenbruchteil später sah Oscar Fine es auch.

Der Pick-up setzte aus der Einfahrt auf die Straße zurück.

***

Kaum war Dwayne hinter dem Haus verschwunden, dachte Jan: *Ich mach nicht mehr mit. Ich bin raus aus der Nummer.*

Fieberhaft versuchte sie sich zusammenzureimen,

was nicht stimmte.

Banura war ein Amateur und hatte keine Ahnung von Diamanten. Äußerst unwahrscheinlich.

Die Alte in dem Juweliergeschäft war meschugge und verstand nichts von Diamanten. Ebenso unwahrscheinlich.

Banura hatte sofort kapiert, dass es sich um Imitate handelte, sich

verarscht gefühlt und beschlossen, ihnen eine Lektion zu erteilen. Möglich, aber warum hatte er sie dann auf 14:00 Uhr vertröstet?

Banura brauchte Zeit, um etwas einzufädeln. Absolut wahrscheinlich, auch wenn sie nicht glaubte, dass es ihm darum gegangen war, das Geld zu beschaffen.

Was, wenn er sich mit Oscar Fine in Verbindung gesetzt hatte? War es möglich, dass der Kurier ihnen nach all den Jahren immer noch auf den Fersen war und nur darauf wartete, dass jemand irgendwo eine Ladung falscher Diamanten zum Verkauf anbot? Immer noch auf der Suche nach der Frau, die ihn seine

linke Hand gekostet hatte?

Hau ab, sagte ihre innere Stimme. *Mach dich vom Acker, aber schnell.*

Sie streckte die Hand nach dem Schlüssel aus, der im Zündschloss steckte. Sie musste nur den Motor starten, den Rückwärtsgang einlegen, auf die Interstate fahren und Boston so weit wie möglich hinter sich lassen.

Nichts wie weg.

Aber wohin?

All die Jahre hatte sie nur ein Ziel vor Augen gehabt. Promise Falls den Rücken zu kehren und ihr Paradies zu finden. Wenn sie erst die Steine zu Geld gemacht hatte.

Imitate. Wertloser Plunder.

Die ganze Zeit über hatte sie darauf gewartet,

sich endlich ihren Traum erfüllen zu können. Nie hatte sie auch nur einen Gedanken daran verschwendet, was sie bereits hatte.

Ein Leben.

Ein Haus.

Einen Mann.

Einen Sohn.

Alles hatte sie für ihren Traum aufgegeben, für die Chance, ans große Geld

zu kommen, nur noch sie selbst sein zu können. Alles hatte sie weggeworfen, um sich an irgendeinem Strand zu aalen und Cocktails zu schlürfen. Aber wo lag dieser verdammte Strand eigentlich? Auf Tahiti? Jamaica? Phuket?

Sie hatte nie darüber nachgedacht. Und spielte es überhaupt eine Rolle?

Immer wieder hatte sie sich vorgestellt, wie sie ihren Eltern eine Postkarte schrieb: *Scheiß auf euch. Ich habe alles und ihr nichts.*

Und jetzt?

Der Strand schien weiter entfernt als je zuvor.

Sie saß in einem Pick-up in einem Vorort von Boston und wartete darauf, dass ein verblödeter Ex-Knacki

mit sechs Millionen zu ihr ins Auto stieg. Obwohl sie genau wusste, dass all ihre Träume längst den Bach heruntergegangen waren.

Sie ließ den Zündschlüssel wieder los und griff in ihre Handtasche. In der Seitentasche befand sich ein kleines zerknittertes Foto. Als sie es in den Fingern hielt, fühlte es sich

so brüchig an wie ein Blatt, das lange in der Herbstsonne gelegen hatte.

Sie blickte in das Gesicht ihres kleinen Sohns.

Ethan.

»Es tut mir so leid«, flüsterte sie, ehe sie das Bild auf den Beifahrersitz legte.

Sie war kurz davor, den

Motor zu starten, doch plötzlich fragte sie sich erneut: *Was, wenn …*

Was, wenn Dwayne am Ende doch richtig lag?

Alles deutete darauf hin, dass er sich irrte. Was aber, wenn doch sechs Millionen auf ihn warteten? Und er das Geld am Ende für sich allein hatte?

Sie musste wissen, was hier lief.

Sie ließ den Schlüssel stecken, griff nach der Waffe und stieg aus dem Pick-up. Sie lief den Seitenweg am Haus entlang, bog um die Ecke und blieb vor der Tür stehen.

Reglos verharrte sie und lauschte angestrengt.

Von drinnen drangen gedämpfte Stimmen durch die massive Tür. Sie

konnte so gut wie nichts verstehen. Doch. Eine Stimme, die höher klang als die anderen, irgendwie ängstlich. Dwaynes.

Ein paar Satzfetzen drangen an ihre Ohren.

»Ich schwöre bei Gott, ich habe das nie … Ich habe ihr noch gesagt … lass uns besseres Werkzeug besorgen … Ich war total dagegen … aber

sie …«

Mehr brauchte sie nicht zu hören. Er hatte sie hingehängt. Verraten und verkauft. Sie war als Nächste an der Reihe. Jede Sekunde würde die Tür aufgehen, und dann …

Was, wenn sie einfach wartete und schoss, sobald jemand in der Tür erschien? Keine gute Idee; sehr viel wahrscheinlicher

war, dass sie sich dabei selbst eine Kugel einfing. Sie trat den Rückzug an, drückte sich an die Hauswand, und als sie aufsah, erblickte sie die kleine Kamera, die unter der Regenrinne befestigt war.

Verdammt. Im Five Mountains hatte sie noch wie ein Schießhund auf jede Kamera geachtet.

Und wenn sich hier eine Kamera befand, war wahrscheinlich das ganze Haus überwacht.

Vielleicht wussten sie längst, dass sie sich hier draußen herumtrieb.

Nichts wie weg.

Sie lief los, war Sekunden später am Pick-up, riss die Tür auf, warf die Waffe auf den Beifahrersitz und startete

den Motor.

Er stotterte bloß, sprang aber nicht an.

Als sie den Zündschlüssel erneut drehte, erblickte sie durch die Windschutzscheibe einen Mann in einer langen Jacke, der eine Pistole in der Rechten hielt und im Laufen auf sie zielte.

Endlich sprang der Motor an. Sie legte den

Rückwärtsgang ein und trat aufs Gas, ohne sich zu vergewissern, ob jemand hinter ihr war. Mit quietschenden Reifen setzte sie aus der Einfahrt auf die Straße und riss das Steuer herum.

Im selben Augenblick schlug eine Kugel in die Windschutzscheibe ein.

Eine Millisekunde später richtete sie den Blick auf

den Mann, der auf sie geschossen hatte.

Und sah, dass ihm die linke Hand fehlte.

Der Fahrer eines blauen Chevy drückte wild auf die Hupe, als der Pick-up seinen Wagen um ein Haar rammte. Ein lautes »Arschloch« drang an Jans Ohren, als der Chevy vorbeifuhr.

Als sie auf die Bremse

trat und den ersten Gang einlegte, gab Oscar Fine den nächsten Schuss ab, verfehlte sie aber.

Er lief auf die Straße, sein Gesicht eine Maske finsterer Entschlossenheit, und legte erneut an. Jan lenkte nach rechts und trat aufs Gaspedal, und um ein Haar hätte sie ihn mit dem linken Kotflügel erwischt. Immerhin brachte sie ihn

aus dem Gleichgewicht; er stolperte und ging zu Boden, obwohl sie ihn nicht einmal gestreift hatte.

Der Revolver lag nach wie vor auf dem Beifahrersitz, aber sie hatte keine Zeit, ihn zu benutzen, ganz abgesehen davon, dass er sich nun hinter ihr befand und sie ihn ganz bestimmt nicht getroffen hätte.

Sie raste an einem schwarzen Audi vorbei – wahrscheinlich sein Wagen. Aber er war gut fünfzig Meter hinter ihr. Bis er eingestiegen war, hatte sie mit Sicherheit schon zwei Blocks Vorsprung.

Das war ihre Chance.

Ein scharfes *Ping!* ertönte hinter ihr. Anscheinend hatte eine Kugel die Rückscheibe

durchschlagen.

Sie fuhr noch schneller. Im Rückspiegel sah sie, wie der Mann zu dem schwarzen Audi rannte. Es war das Letzte, was sie von ihm sah, bevor sie rechts abbog und abermals beschleunigte.

In ihrer Panik bemerkte sie nicht, dass der Wind das Foto von Ethan erfasst und mit sich gerissen

hatte.

***

Oscar Fine wollte gerade die Verfolgung aufnehmen, als er ein Stück Papier durch die Luft flattern sah.

Ein willkommener Anlass, ihr nicht folgen zu müssen. Autojagden waren gefährlich. Ehe man sich versah, war man in einen

Unfall verwickelt. Oder die Cops wurden auf einen aufmerksam. Außerdem war es schwierig, mit einem Arm schnelle Lenkmanöver auszuführen.

Er hatte sie einmal ausfindig gemacht, also würde es ihm auch ein zweites Mal gelingen. Insbesondere anhand der Informationen, die er von

Dwayne erhalten hatte. Er schlug die Autotür wieder zu und ging die Straße entlang, um das Stück Papier aufzuheben. Es schien nichts weiter als ein kleines weißes Viereck zu sein, doch als er es umdrehte, sah er, dass es ein Foto war.

Das Bild eines kleinen lächelnden Jungen. Oscar Fine steckte es in seine

Jackentasche.

Im selben Moment fiel ihm ein, dass sich jemand um seine Katze kümmern musste, wenn er für ein paar Tage verreiste.

46

Kurz nach meinem Telefonat mit Gretchen Richler erhielt ich einen Anruf, mit dem ich nie im Leben gerechnet hätte.

Ich nahm direkt nach dem ersten Klingeln ab. »Hallo?«

»Mr Harwood?« Eine Frauenstimme. Irgendwie kam sie mir bekannt vor.

»Ja?«

»Ich will nicht länger, dass Sie diese Story schreiben.«

»Was? Wer ist da?«

»Ich habe Ihnen die Informationen über Mr Reeves' Hotelrechnung zukommen lassen. Warum haben Sie nichts darüber

geschrieben?«

Zwei, drei Sekunden, dann war der Groschen gefallen. »Weil Reeves das Geld an Elmont Sebastian zurückgezahlt hat«, sagte ich. »Danach hat der Chefredakteur meine Geschichte gekippt.«

»Dann leiten Sie die Liste an jemand anderen weiter. Beim *Standard* hat man mir gesagt, Sie wären

beurlaubt, weil Ihre Frau spurlos verschwunden ist. Ganz ehrlich, ich möchte nicht, dass sich jemand mit dieser Sache befasst, der vielleicht seine Frau umgebracht hat.«

»Was für eine Liste? Wovon reden Sie?«

Sie gab einen leisen Seufzer von sich. »Die Liste, die ich Ihnen mit der Post geschickt habe.«

Ich griff nach meiner Jacke und kramte die Umschläge hervor, die ich beim Verlassen der Redaktion aus meinem Postfach gefischt hatte. Meine Gehaltsabrechnung, eine Pressemitteilung von einer Seifenfirma und ein weißer, in Blockbuchstaben an mich adressierter Umschlag ohne Absender. Ich riss

ihn auf und entfaltete das einzelne Blatt Papier, das darin steckte.

»Mr Harwood?«

»Einen Moment«, sagte ich, während ich das Blatt Papier überflog. Es war eine handschriftliche Liste der Stadträte, die offenbar von Star Spangled Inc. geschmiert worden waren, daneben die Summen, die sie erhalten hatten. Es

waren bis zu 25 000 Dollar.

»Heiliger Strohsack«, platzte ich heraus. »Ist das wahr? Elmont Sebastian zahlt so viel Geld, um hier seinen Knast bauen zu können?«

»Wie? Sie sehen sich die Liste gerade zum ersten Mal an?«, sagte die Frau. »Genau das meinte ich. Warum kann das nicht einer Ihrer Kollegen

übernehmen? Ich will, dass Sebastian endlich die Quittung bekommt. Der Dreckskerl! Und als zweite Story können Sie gleich noch bringen, wie Frauen bei Star Spangled belästigt und diskriminiert werden. Jeden Tag dieses Getatsche! Und in der Chefetage zucken sie bloß mit den Schultern!«

Sie arbeitete also

tatsächlich für Sebastian. Außerdem hatte sie recht. Es war tatsächlich besser, wenn ich die Story an einen anderen Reporter abgab.

»Warum haben Sie mich am Lake George versetzt?«, fragte ich.

»Was?«, fragte sie verblüfft. »Wovon reden Sie?«

»Von der E-Mail, die Sie

mir geschickt haben. Sie wollten sich dort oben mit mir treffen.«

»Von wegen«, gab sie zurück. »Ich treffe mich ganz bestimmt nicht mit Reportern, weder mit Ihnen noch sonst jemandem. Halten Sie mich für blöd, oder was?«

Sie legte auf.

Ich blieb noch einen Moment sitzen, faltete das

Papier wieder zusammen und steckte es zurück in den Umschlag. An jedem anderen Tag hätte ich laut gejubelt über die Enthüllungsstory, die mir gerade auf dem Silbertablett serviert worden war, doch im Augenblick hatte ich wahrlich andere Sorgen.

Eins aber gab mir schwer zu denken. Dass

die anonyme Anruferin mir offensichtlich gar keine E-Mail geschrieben hatte. Es war also jemand anders gewesen. Jemand, der mich absichtlich an den See gelockt hatte. Und Natalie Bondurant zufolge konnte es sich dabei nur um eine Person handeln.

Jan.

***

Den Rest des Tages verbrachte ich damit, so viel wie möglich über Constance Tattinger herauszufinden. Viel hatte ich nicht in der Hand. Ich wusste lediglich, dass eine Familie Tattinger in den Siebzigern und Achtzigern in Pittsford gewohnt hatte, dann aber fortgezogen war.

Ich erklärte Dad, ich

hätte dringend etwas zu erledigen, worauf er erwiderte, er hätte ebenfalls reichlich zu tun – schließlich müsse er mein Haus wieder auf Vordermann bringen.

Er rief meine Mutter an, erzählte ihr, was passiert war, und sagte, er wolle erst mal die größten Schäden in Angriff nehmen. Ob sie allein auf

Ethan aufpassen könne?

Kein Problem, sagte Mom. Dann wollte sie mich sprechen.

»Was ist denn bloß los?«, fragte sie.

»Ich drehe langsam durch«, erwiderte ich. »Sonst ist alles okay.«

»Dein Vater sagt, du hättest das ganze Haus in Trümmer gelegt.«

»Ja, leider. Aber

immerhin hat Dad etwas Brauchbares gefunden. Ich glaube, ich habe jetzt eine Spur von Jan.«

»Du weißt, wo sie steckt?«

»Nein, aber ich weiß jetzt, *wer* sie ist. Ziemlich sicher jedenfalls. Mom, ich brauche einen Computer. Ich muss ein paar Dinge recherchieren.«

»Dein Vater kommt

sowieso noch mal her, um Werkzeug zu holen. Dann kann er dir ja meinen Laptop mitbringen.«

»Danke, Mom«, sagte ich. »Hör zu, es ist etwas Schlimmes passiert. Und wie es aussieht, habe ich dazu beigetragen.«

Mom wartete.

»Horace Richler hat einen Selbstmordversuch unternommen.

Anscheinend hat er nicht verkraftet, dass meine Frau die Identität seiner verstorbenen Tochter angenommen hat.«

»Moment mal«, sagte Mom. »Das Schicksal seiner Tochter ist doch nicht deine Schuld. Und was immer Jan auch getan haben mag, geht ebenfalls nicht auf dein Konto.« Ein beschwörender Tonfall

schlich sich in ihre Stimme. »Du musst die Wahrheit herausfinden, David. Und dabei wirst du vielleicht noch andere Menschen verletzen.«

»Ich weiß. Trotzdem tun mir die Richlers leid.«

»Das verstehe ich. Lass dich trotzdem nicht beirren.«

Ich schärfte Dad ein, Moms Laptop nicht zu

vergessen. Er notierte es auf dem Zettel mit den Werkzeugen, die er mitnehmen wollte.

»Dauert nicht lange«, sagte er.

Als die Haustür hinter ihm ins Schloss gefallen war, rief ich Samantha Henry beim *Standard* an. »Kannst du mir einen Gefallen tun?«

»Schieß los«, sagte sie.

»Lass bitte mal deine Kontakte bei den Cops spielen. Ich muss wissen, ob sie etwas über eine gewisse Constance Tattinger haben.«

»Kannst du das buchstabieren?«

Ich gab ihr den Namen durch.

»Und wer ist das?«

»Das spielt jetzt keine Rolle.«

»Oh, okay«, erwiderte sie. »Du wirst des Mordes an deiner Frau verdächtigt und verlangst von mir, dass ich dir Informationen besorge, ohne mir zu sagen, worum es geht?«

»Du hast's erfasst«, sagte ich.

»Na schön«, sagte Sam. »Hast du noch mehr? Ein Geburtsdatum zum Beispiel?«

»15. April 1975.«

»Schon notiert. Noch was?«

»Nicht viel. Sie ist in Rochester geboren und hat mit ihren Eltern in einem Ortsteil namens Pittsford gewohnt. Soweit ich weiß, ist die Familie aber dort weggezogen, als sie noch ein kleines Mädchen war.«

»Ich ruf dich an, wenn

ich was rauskriege.«

»Danke, Sam. Ich revanchiere mich so bald wie möglich.«

»Hmm«, sagte sie. »Gäbe es hier so was wie Journalistenehre, würde ich vielleicht ins Grübeln kommen.«

»Noch eine Kleinigkeit, Sam«, sagte ich. »Du erinnerst dich an die Story über Sebastian und

Reeves, an der ich gerade war?«

»Klar.«

»Ab jetzt ist es deine. Ich habe Material, mit dem wir die Story endgültig durchkriegen. Eine Liste aller Stadträte, die von Sebastian geschmiert worden sind, inklusive der Summen, die er gezahlt hat.«

»*Was?*«

»Wir müssen handeln, Sam. Ich habe keine Ahnung, wann ich wieder an meinen Schreibtisch zurückkehre. Die Story muss so schnell wie möglich ins Blatt. Ich gebe dir die Liste, sobald wir uns das nächste Mal sehen, okay?«

»Woher hast du die Liste?«

»Erkläre ich dir ein

andermal. Ich muss jetzt Schluss machen.«

»Okay«, sagte Sam. »Lass uns das durchziehen.«

»Bis bald, Sam.« Ich legte auf.

Eine halbe Stunde später war Dad zurück. Er schleppte seinen Werkzeugkasten, eine Tischsäge und ein paar antike Holzleisten, die er

offenbar schon seit Ewigkeiten in seiner Garage aufbewahrte, herein.

Während er oben zu werkeln begann, setzte ich mich mit Moms Laptop an den Küchentisch und begann, die Online-Telefonbücher zu checken. Tattinger war kein sehr häufiger Name. In den gesamten Vereinigten

Staaten gab es nur knapp drei Dutzend Einträge – und nur fünf für »M. Tattinger«. Selbige fünf lebten in Buffalo, Boise, Catalina, Pittsburgh und Tampa.

Ich rief eine Nummer nach der anderen an.

In Buffalo und Boise bekam ich sofort jemanden an die Strippe – einen Mark Tattinger und einen

Miles Tattinger.

Aber ich war auf der Suche nach einem Martin Tattinger. Ich fragte beide, ob sie mit einem Mann dieses Namens verwandt waren.

Beide antworteten mit Nein. Und von einer Thelma oder Constance Tattinger hatten sie ebenfalls noch nie gehört.

In Catalina und

Pittsburgh ging niemand ans Telefon, und der Anschluss in Tampa existierte nicht mehr.

Ich nahm mir vor, es später noch einmal zu versuchen. Anschließend versuchte ich herauszufinden, welche Schule Jan Richler und Constance Tattinger besucht hatten – ich ging davon aus, dass sie

bereits in der ersten Klasse zusammen gewesen waren. Ich rief mir eine Google-Map der Gegend auf, wo die Richlers lebten, und notierte mir die Namen der umliegenden Grundschulen sowie die dazugehörigen Telefonnummern.

Als ich die erste Nummer wählte, fiel mir

siedend heiß ein, dass wir August hatten. Aber da zu meinen Freunden auch zwei Lehrer zählten, wusste ich allerdings, dass vor Ferienende häufig schon Pädagogen anwesend waren, um das neue Schuljahr vorzubereiten.

Bei der ersten Schule erreichte ich eine stellvertretende Rektorin,

die mir allerdings sagte, dass es ihre Schule in den Achtzigern noch gar nicht gegeben hatte. Sie war erst in den Neunzigern gebaut worden.

Während ich die Nummer der nächsten Schule wählte und darauf wartete, dass jemand abhob, versuchte ich mich an das Gespräch mit den Richlers zu erinnern.

Gretchen hatte erwähnt, dass die ehemalige Lehrerin ihrer Tochter am Boden zerstört gewesen war, als sie von dem tödlichen Unfall erfahren hatte.

Sie hatte auch ihren Namen erwähnt, doch ich wusste ihn nicht mehr genau. Stevenson oder so ähnlich?

Eine Frau meldete sich;

der Stimme nach war sie schon ein bisschen älter. »Diane Johnson, Sekretariat.«

Ich sagte, wie froh ich sei, jemanden anzutreffen, und erklärte ihr, dass ich auf der Suche nach Informationen über eine gewisse Constance Tattinger sei, die 1981 für kurze Zeit an dieser Schule gewesen sei.

»Wer sind Sie denn?«, fragte sie.

Ich zögerte einen Moment, da inzwischen so gut wie jeder meinen Namen aus dem Fernsehen kannte und sogar auf CNN über Jans Verschwinden berichtet worden war. Aber wahrscheinlich konnte sie auf ihrem Display sowieso sehen, mit wem sie

sprach.

»Mein Name ist David Harwood«, sagte ich. »Ich bin nicht in Rochester zur Schule gegangen, aber ich bin auf der Suche nach Constance oder ihren Eltern. Es geht um einen Trauerfall in der Familie.« Ich betonte das Wörtchen ›Trauerfall‹ und hoffte, dass Diane Johnson nicht nachhaken würde.

»An den Namen kann ich mich nicht erinnern«, sagte sie. »Aber ich habe auch erst 1981 hier angefangen.«

»Ich glaube, sie hat nur die erste Klasse besucht«, sagte ich. »Ihre Eltern sind anschließend weggezogen. Sie war mit einem Mädchen namens Jan Richler befreundet.«

»Oh, *den* Namen kenne

ich«, sagte Diane Johnson. »In der Halle hängt eine Gedenktafel, die an sie erinnert. Sie ist bei einem Unfall ums Leben gekommen.«

»Ja, genau.«

»Sie wurde vor das Auto ihres Vaters gestoßen, richtig? Von einer Spielgefährtin, wenn ich mich recht erinnere.«

»Ja«, sagte ich. »Von

Constance Tattinger. Der Frau, nach der ich suche.«

»1981«, sagte sie. »Das ist lange her.«

»Allerdings«, sagte ich. »Und das macht es umso schwieriger, eine Spur von den Tattingers zu finden.«

»Aber wie soll ich Ihnen weiterhelfen,
Mr Harwood?«

»Gibt es zufällig noch alte Unterlagen, denen

man entnehmen könnte, wohin die Tattingers gezogen sind?«

Im Hintergrund begann es zu schrillen. Als der Ton ein paar Sekunden später verhallte, sagte Diane Johnson: »Nur ein Test der neuen Pausenglocke.« Sie hielt kurz inne, ehe sie fortfuhr: »Die alten Akten befinden sich im Zentralarchiv, aber ich

glaube nicht, dass man Ihnen so ohne weiteres Einsicht gewährt.«

»Oh«, sagte ich.

»Wissen Sie vielleicht, wie ihre Lehrerin hieß?«

»Stevenson, glaube ich. Oder zumindest so ähnlich.«

»Stephens vielleicht? Mit ›ph‹?«

»Ja, das wäre gut möglich.«

»Tina Stephens war früher hier Lehrerin, ist dann aber an eine andere Schule versetzt worden.«

»Wissen Sie noch, welche Schule das war?«

»Beim besten Willen nicht. Außerdem hat sie bestimmt noch an weiteren Schulen unterrichtet. Lehrer wechseln ja ziemlich häufig.«

»Und wenn ich beim

Schulamt anrufe?«

»Moment, vielleicht kann ich Ihnen doch weiterhelfen … Sie hat einen echten Traummann geheiratet. Er war Vertreter für Kodak, glaube ich.«

»Erinnern Sie sich, wie er hieß?«

»Bleiben Sie dran. Ich frage mal eben meine Kollegin nebenan.« Ich

hörte, wie sie den Hörer neben das Telefon legte. Oben hämmerte und sägte Dad, was das Zeug hielt.

Dann war Diane Johnson zurück. »Frank Pirelli«, sagte sie. »Wie die Reifenfirma. Klingt irgendwie italienisch, oder?«

Ich notierte mir den Namen. »Danke«, sagte ich. »Sie haben mir sehr

geholfen.«

Im Nu hatte ich einen »F. Pirelli« im Telefonbuch von Rochester gefunden und wählte die Nummer. Dreimal ertönte das Rufzeichen, dann schaltete sich ein Anrufbeantworter an: »Hi. Hier ist der Anschluss von Tina und Frank Pirelli. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht.«

Ich legte auf. Mir schwirrte der Kopf.

Der Tag schien sich endlos hinzuziehen.

Zwischendurch fuhr Dad los und besorgte uns Sandwiches mit Fleischbällchen und Provolone. Wir machten Pause und setzten uns an den Küchentisch.

»Danke«, sagte ich.

»Für zwei Brötchen?«,

gab Dad zurück. »Glaubst du, ich lasse meinen Sohn verhungern?«

»Das meinte ich nicht.«

Meine Antwort schien ihn verlegen zu machen. Er trat zum Kühlschrank und sah nach, ob noch mehr Bier da war.

Am späten Nachmittag versuchte ich es noch einmal in Catalina, doch es ging immer noch niemand

ans Telefon. Kurz darauf meldete sich Mom.

»Ethan will mit dir sprechen«, sagte sie. Ich hörte, wie sie den Hörer weiterreichte.

»Dad?«

»Na, Kleiner? Alles okay?«

»Ich will nach Hause.«

»Bald, Ethan.«

»Oma sagt, ich muss heute hierbleiben.«

»Das stimmt.«

»*Immer* muss ich hierbleiben.«

»Das waren gerade mal zwei Tage, Ethan.«

»Wann kommt Mommy zurück?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich. »Bist du auch nett zu Oma?«

Er zögerte einen Moment. »Ja.«

»Was hast du

angestellt?«

»Sie war böse, weil ich wieder von der Treppe gesprungen bin.«

»Aha. Und was machst du jetzt?«

»Ich spiele mit dem Schläger.«

»Was für einem Schläger?«

»Dem mit den kleinen Toren.«

Ich lächelte. »Wie? Oma

spielt mit dir Krocket?«

»Nein. Davon kriegt sie Rückenschmerzen.«

»Also spielst du allein?«

»Ich schlag den Ball, so fest ich kann.«

»Gutes Training«, sagte ich. »Macht Oma etwas zum Abendessen?«

»Ich glaube ja. Oma! Was gibt's zum Abendessen?« Ich hörte gedämpft, wie meine

Mutter etwas antwortete. Dann sagte Ethan: »Schmorbraten.« Er machte ein verächtliches Geräusch. »Mit Karotten.«

»Iss einfach mal eine, Ethan. Das ist gut für dich. Tu es für Oma.«

»Na gut.«

»Und wann esst ihr?«

Ethan rief noch mal nach meiner Mutter. »Um sieben«, sagte er dann.

»Dann bis später, okay?«

»Okay.«

»Ich habe dich lieb«, sagte ich.

»Ich dich auch.«

»Okay. Bis nachher, Ethan.«

»Bis nachher, Dad.«

Dann legte er auf.

***

Ich versuchte es nochmals bei den Pirellis in Rochester.

»Hallo?«, meldete sich eine Frau.

»Hallo«, sagte ich. »Ich würde gern mit Tina Pirelli sprechen.«

»Am Apparat.«

Ich versuchte, so ruhig wie möglich zu bleiben. »Waren Sie früher Lehrerin an einer Grundschule in

Rochester?«

»Ja, das stimmt.« Plötzlich klang sie misstrauisch. »Wer spricht denn da?«

»Mein Name ist David Harwood. Ich versuche eine Frau zu finden, die 1981 in Ihrer Klasse war.«

»David wie?«

»Harwood. Ich rufe aus Promise Falls an.«

»Woher haben Sie

meine Nummer?«

Ich erklärte ihr kurz, wie ich sie ausfindig gemacht hatte.

»Um wen geht es?«, fragte sie.

»Constance Tattinger.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen am anderen Ende der Leitung. »Ich erinnere mich an sie«, sagte Tina Pirelli leise. »Und warum suchen Sie

nach ihr?«

Kurz spielte ich mit dem Gedanken, ihr irgendeine Story aufzutischen, beschloss dann aber, die Wahrheit zu sagen. »Sie ist meine Frau«, sagte ich. »Ich bin auf der Suche nach ihr, weil sie spurlos verschwunden ist.«

Ich hörte, wie Tina Pirelli scharf einatmete. »Und da wenden Sie sich an mich?

Ich habe sie seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen.«

»Das verstehe ich«, sagte ich. »Aber erinnern Sie sich vielleicht, wohin die Tattingers damals gezogen sind? Sind sie möglicherweise sogar ins Ausland gegangen?« Nachdem es mir nicht gelungen war, in den USA einen Martin Tattinger

ausfindig zu machen, fragte ich mich, ob er am Ende mit seiner Familie nach Kanada oder nach Übersee übergesiedelt war.

»Sie haben niemandem etwas gesagt«, erwiderte Tina Pirelli. »Nach dem, was passiert war, wollten sie einfach nur noch weg.«

»Sie meinen den … Unfall?«

»Ihre Frau hat Ihnen also davon erzählt?«, sagte sie.

»Ja«, log ich.

»Die arme Constance. Alle haben sie dafür verantwortlich gemacht. Dabei war sie doch noch ein Kind. Nun ja, ihre Eltern haben sie schließlich von der Schule genommen, und eines Tages waren sie einfach

verschwunden. Es tut mir leid, Mr Harwood, aber ich habe nicht die geringste Ahnung, was mit den Tattingers passiert ist.« Sie schwieg einen Moment. »Sie sagten, Ihre Frau sei verschwunden?«

»Es fehlt jede Spur von ihr«, erwiderte ich.

»Das muss ja schrecklich für Sie sein«, sagte sie.

»Mehr als das.«

»Ich habe Constance nur ein paar Wochen unterrichtet. Der Unfall passierte im September, kurz nach Schulanfang. Aber sie war ein liebes Mädchen. Eine von den ganz Stillen. Nachdem ihre Eltern sie von der Schule genommen hatten, bin ich ihr nur noch einmal begegnet.«

»Und?«, fragte ich. »Was hatten Sie für einen Eindruck von ihr?«

Tina Pirelli schwieg so lange, dass ich glaubte, die Verbindung sei unterbrochen worden. »Es war, als würde sie nichts mehr fühlen«, sagte sie dann.

***

Anschließend rief ich den unter »M. Tattinger« eingetragenen Anschluss in Pittsburgh an.

»Hallo?« Ein Mann. Er klang, als wäre er nicht mehr ganz jung, vielleicht Mitte sechzig oder so.

»Spreche ich mit Martin Tattinger?«, fragte ich.

Der Mann antwortete nicht. Stirnrunzelnd wiederholte ich meine

Frage.

»Nein«, gab er zurück. »Hier ist Mick Tattinger. Anscheinend haben Sie sich verwählt.«

»Entschuldigen Sie die Störung«, sagte ich. »Aber vielleicht können Sie mir trotzdem weiterhelfen. Mein Name ist David Harwood. Ich suche nach einem Martin Tattinger und seiner Familie. Früher

haben sie hier oben in Rochester gewohnt, aber das ist schon dreißig Jahre her. Sie sind nicht zufällig mit Martin Tattinger verwandt, oder?«

»Der Mann, nach dem Sie suchen, ist mein Bruder«, sagte er tonlos.

»Oh.« Plötzlich schöpfte ich wieder Hoffnung.

»Thelma und er sind von einem Ort zum nächsten

gezogen. Am Ende sind sie in El Paso gelandet.«

El Paso? Wenn es dort einen Telefonanschluss gab, war er offensichtlich nicht eingetragen. »Könnten Sie mir die Nummer geben?«, fragte ich.

»Was wollen Sie denn von ihm?«, fragte Mick Tattinger.

»Es geht um seine

Tochter«, erwiderte ich bewusst vage. »Ich weiß nicht genau, was passiert ist, aber sie steckt anscheinend in Schwierigkeiten. Und deshalb versuche ich, Kontakt mit ihren Eltern aufzunehmen.«

»Da werden Sie kein Glück haben«, sagte Mick Tattinger.

»Warum?«

»Sie sind tot.«

»Was?« Ich stutzte. »Oh, das tut mir leid. Ich wusste nicht, dass sie gestorben sind.«

»Gestorben?« Mick Tattinger gab ein leises Schnauben von sich. »So kann man's auch ausdrücken.«

»Was meinen Sie?«

»Sie wurden ermordet.«

»Was?«

»Jemand hat sie gefesselt und ihnen die Kehlen durchgeschnitten. In ihrer Küche. Und dabei wurde nicht mal etwas gestohlen.«

»Wann war das?«

»Vier, fünf Jahre ist es jetzt her. Ich habe mir das Datum nicht genau notiert, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Wurde der Täter

gefasst?«, fragte ich.

»Nein«, erwiderte Mick Tattinger. »Was ist denn los mit Connie?«

»Sie ist verschwunden«, sagte ich.

»Das ist ja mal was ganz Neues«, gab er zurück. »Bei Martin und Thelma hatte sich Connie jedenfalls schon seit tausend Jahren nicht mehr gemeldet. Sie war

sechzehn oder siebzehn, als sie von zu Hause abgehauen ist. Kein Wunder eigentlich. Und Sie kennen Connie?«

»Ziemlich gut sogar«, sagte ich.

»Teufel auch«, erwiderte er. »Wo hat sie all die Jahre über gesteckt? Wahrscheinlich weiß sie nicht mal, dass ihre Eltern tot sind.«

»Da könnten Sie recht haben«, sagte ich.

»Tja, sie würde ihnen wohl keine Träne hinterherweinen«, sagte er. »Klar, Martin war mein Bruder, aber wer kann sich schon seinen Bruder aussuchen? Wir hatten schon seit einer Ewigkeit keinen Kontakt mehr. Und glauben Sie mir, Eltern des Jahres waren Martin und

Thelma bestimmt nicht. Du meine Güte, was für ein Paar! Er hat immer nur auf der Kleinen rumgehackt. Und sie? Suff und Nörgelei, nicht zu fassen. Trotzdem, so ein Ende wünscht man seinem ärgsten Feind nicht. Martin hatte eine Autowerkstatt in El Paso, und soweit ich weiß, hat er sich nie etwas zuschulden kommen

lassen. Weiß der Henker, warum die beiden umgebracht wurden. Wie gesagt, gestohlen wurde gar nichts. Mir ist das alles ein Rätsel.«

»Du lieber Himmel«, sagte ich.

»Aber Connie ist noch am Leben? Na, das nenne ich mal eine Überraschung. Ich habe immer geglaubt, sie wäre

ebenfalls unter die Räder gekommen.«

»Warum?«

»Keine Ahnung. Aber die Kleine war komplett verkorkst. Und ehrlich, mich hat es nicht überrascht, nach dem, was damals passiert ist. Tja, und Martin und Thelma haben ihr Übriges getan.«

»Sie meinen den Unfall.«

»Ach, davon wissen Sie

auch? Glauben Sie mir, Martin war schon vorher nicht gerade der nette Kerl von nebenan, aber nach dem Unfall hat er sich in einen Werwolf verwandelt. Alles ging den Bach runter. Er arbeitete in einem Autohaus, das dem Onkel des toten Mädchens gehörte, und als er gefeuert wurde, hat er seinen ganzen Frust an

Connie ausgelassen – klar, bis zu einem gewissen Grad verständlich, aber sie war doch bloß ein Kind. Tja, jedenfalls hat er ihr nie verziehen, immer auf ihr herumgehackt. Schließlich hat er einen neuen Job in einem Autohaus in einer anderen Stadt gefunden, doch als es dort zu Diebstählen kam, wurde er entlassen, obwohl er gar

nichts damit zu tun hatte. Damit war er bereits zweimal gefeuert worden, und er tat sich entsprechend schwer, wieder Arbeit zu finden. Und immer war Connie an allem schuld. Er meinte, sie würde ihm Unglück bringen.« Mick Tattinger schwieg einen Moment; offenbar versuchte er sich an etwas zu erinnern.

»Wissen Sie, wie er sie immer genannt hat?«

»Hindy«, sagte ich.

»Ja, genau. Kurz für ›Hindenburg‹.«

»Wie ist Connie damit fertig geworden?«

»Die wenigen Male, die ich sie gesehen habe … Also, es war irgendwie seltsam.«

»Was meinen Sie?«

»Es war, als wäre sie an

einem anderen Ort. So, als wäre sie gar nicht richtig da, als würde sie im Kopf in einer anderen Welt leben. Ich glaube, es war so was wie ihre Überlebensstrategie.«

Ich hörte zu.

»Wie war Ihr Name noch mal?«, fragte er, und ich wiederholte ihn. »Wenn Sie Connie finden, sagen Sie ihr doch bitte, sie soll sich

mal melden. Würden Sie das für mich tun?«

»Selbstverständlich«, erwiderte ich.

»Was sind Sie eigentlich? So eine Art Privatdetektiv, oder was?«

»Journalist«, sagte ich. »Ich bin Reporter.«

***

Dad kam in die Küche.

»Zeit fürs Abendessen«, sagte er und warf einen Blick auf die Uhr an der Wand. Es war 18:40 Uhr. »Deine Mutter wartet bestimmt schon auf uns.«

Ich schreckte auf. »Hmm?«

»Was ist denn mit dir los? Du siehst ja aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

In gewisser Weise hatte

ich das ja auch.

Das Telefon klingelte. Ich warf einen Blick aufs Display. Es war Mom. Oder vielleicht Ethan, der schon länger wusste, wie man die Kurzwahltasten bediente.

Ich nahm ab. »Ja?«

»Ich kann Ethan nicht finden«, sagte Mom mit zitternder Stimme. »Ich kann ihn einfach nicht

finden.«

TEIL 5

47

Eine gute halbe Stunde fuhr Jan ziellos durch die Gegend. Sie fuhr ein paar Meilen und bog links ab, noch etwas weiter, dann nach rechts und auf die Interstate bis zur übernächsten Ausfahrt. Je

willkürlicher sie herumfuhr, desto schwieriger wäre es, ihr zu folgen, hoffte sie.

Und bis jetzt war kein schwarzer Audi im Rückspiegel aufgetaucht. Schon auf der Interstate war sie ziemlich sicher gewesen, Oscar Fine abgehängt zu haben.

Beruhigt war sie deshalb noch lange nicht.

Wenn er sie einmal

gefunden hatte, konnte er sie auch ein zweites Mal finden.

Die Blicke, die sie sich aus den vorbeifahrenden Autos einfing, sprachen Bände. Sie musste wie eine Verrückte aussehen. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre Haare völlig zerzaust vom Fahrtwind, der durch die offenen Seitenfenster und

das Loch in der Windschutzscheibe pfiff. Mit beiden Händen umklammerte sie das Steuer, um nicht am ganzen Leib zu zittern.

Sie brachte anderen Menschen Unglück.

Dwayne war höchstwahrscheinlich tot. Kaum anzunehmen, dass Oscar Fine ihn am Leben gelassen hatte.

Blieb nur die Frage, was Dwayne ihm erzählt hatte.

Wusste Oscar Fine, wer sie war?

Wusste Oscar Fine, wer sie bis vor kurzem gewesen war?

Hatte er schon Bescheid gewusst, ehe Dwayne mit den gefälschten Steinen aufgekreuzt war?

Denk nach, ermahnte sie sich, während sie auf

dem Massachusetts Turnpike Richtung Westen fuhr. *Denk nach!*

Eines lag auf der Hand: Banura hatte sie verraten. Er musste sich direkt mit Oscar Fine in Verbindung gesetzt haben, nachdem sie ihm die Steine angeboten hatten. Aber was hatte Oscar Fine nach all der Zeit auf den Plan gerufen? Hatte er sechs

Jahre lang regelmäßig nachgesehen, ob die Steine wieder auf dem Markt auftauchten? Hatte er seine Kontakte angewiesen, ihn sofort zu informieren, sobald jemand falsche Diamanten verkaufen wollte?

Vielleicht. Aber ebenso gut war es möglich, dass Oscar Fine erst kürzlich auf sie aufmerksam

geworden war.

Hatte er sie in den Nachrichten gesehen? Aber selbst wenn, hatte sie als Jan Harwood doch völlig anders ausgesehen als die Rothaarige, die damals in der Limousine auf ihn gewartet hatte. Aber vielleicht erinnerte man sich ja an mehr als nur die Haarfarbe einer Frau, wenn einem die

Hand von ihr abgesägt worden war.

In ihrer Wut schlug sie mit der rechten Faust auf das Lenkrad ein. Gab es eigentlich irgendetwas, das sie nicht vermasselt hatte?

Wie hatte sie nur so blöd sein können, sich mit einem Vollidioten wie Dwayne Osterhaus einzulassen? Sich nicht schon vorher zu

informieren, was die Steine tatsächlich wert waren? Und auch noch zu Banura mitzufahren, nachdem sie bereits gewusst hatte, dass kein Mensch sechs Millionen für Imitate zahlen würde?

Sechs wundervolle Jahre hatte sie gehabt.

Und alles aufgegeben.

Sie bemerkte, dass der Tank fast leer war, nahm

die nächste Ausfahrt, fuhr an die nächste Tankstelle, tankte für dreißig Dollar und parkte vor einem McDonald's.

Sie ging direkt zur Toilette, schloss sich in einer Kabine ein und musste sich fast augenblicklich übergeben. Mit beiden Händen stützte sie sich an der Kabinenwand ab und

versuchte tief durchzuatmen. Ihr war schwindelig, und auf ihrer Stirn stand kalter Schweiß.

Keine zehn Sekunden später revoltierte ihr Magen schon wieder. Abermals erbrach sie sich in die Kloschüssel.

Sie drückte die Spülung, lehnte sich an die Wand und tupfte sich das Gesicht mit Toilettenpapier

ab. Als sie sich wieder einigermaßen im Griff hatte, öffnete sie die Tür, trat an eins der Waschbecken und spritzte sich eiskaltes Wasser ins Gesicht, um einen klaren Kopf zu bekommen. Eine Frau, die ihrer kleinen Tochter half, sich die Hände zu waschen, beäugte Jan misstrauisch.

Jan wusste genau, was

sie dachte. *Was ist das denn für eine Verrückte?*

Es gab keine Papiertücher, nur einen dieser blöden Händetrockner; warme Luft im Gesicht, das fehlte ihr gerade noch. Wassertropfen liefen ihr übers Gesicht, als sie den McDonald's verließ.

Neben dem Eingang lehnte sie sich an die

Hausmauer und ließ den Blick über den Parkplatz und die Straße schweifen. Nirgendwo war ein schwarzer Audi zu sehen. Fast eine halbe Stunde stand sie ratlos da und fragte sich, was sie unternehmen sollte.

Ein Angestellter des Restaurants, der zwei Müllsäcke herausbrachte, fragte sie, ob er ihr helfen

könne. Natürlich wollte er nur, dass sie endlich verschwand.

Sie ging zum Pick-up und setzte sich wieder hinters Steuer. Während sie versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, klingelte plötzlich ein Handy.

Sie schrak zusammen. Sie besaß kein Mobiltelefon. Im selben

Augenblick erinnerte sie sich, wie sie der Frau in der Tankstelle das Handy gestohlen hatte. Sie griff in ihre Handtasche, kramte das Handy heraus und warf einen Blick aufs Display.

Sie kannte die Nummer nicht. Und wer sollte sie anrufen? Dann fiel ihr siedend heiß ein, wen Dwayne mit dem Handy

kontaktiert hatte.

Banura.

Sie klappte es auf. »Hallo?«

»Wer ist denn da?«, fragte eine Frauenstimme. »Sie haben mein Handy? Ich suche es schon den ganzen Tag, und …«

Jan packte das Telefon mit beiden Händen, zerbrach es in zwei Teile und warf es aus dem

Fenster.

Sie zitterte am ganzen Leib.

Ihre Gedanken kehrten in die Vergangenheit zurück. Zurück zu dem Tag, als sie die Tochter der Richlers vor das Auto gestoßen hatte.

Damit hatte alles angefangen. Wäre der Unfall nicht passiert – und, bei Gott, sie hatte es

wahrhaftig nicht absichtlich getan –, hätten ihre Eltern nie wegziehen müssen. Ihr Vater hätte nicht eine Niederlage nach der anderen einstecken müssen und sie vielleicht nicht so unendlich gehasst, und sie wäre nicht auf die Idee gekommen, ihrem Elternhaus mit siebzehn den Rücken zu kehren, weil sie es einfach nicht

mehr aushielt.

Nein, sie hatte Jan Richler nichts antun wollen. Sie war einfach nur wütend gewesen. Wütend wegen dem, was Jan zu ihr gesagt hatte.

Constance Tattinger war neidisch auf Jan. Neidisch auf all die tollen Sachen, die sie geschenkt bekam, neidisch, weil ihre Eltern sie so sehr liebten.

Gretchen und Horace Richler kauften ihr alles, was sie sich wünschte, Barbiepuppen und hübsche Schuhe, und an ihrem Geburtstag gingen sie mit ihr zu Kentucky Fried Chicken. Sogar eine Kette mit einem Anhänger, der wie ein Muffin aussah, hatte sie bekommen. Es war die schönste Halskette, die Constance

je gesehen hatte, und sie hatte vom ersten Moment an gewusst, dass sie sie besitzen musste.

Und eines Tages, als Jan Richler die Kette in der Schule getragen und sie kurz abgenommen hatte, weil ihr Nacken juckte, hatte Constance ihr die Kette aus der Jackentasche gestohlen. Jan hatte geweint und

geweint, als sie ihre geliebte Kette nicht wiederfinden konnte, und schließlich geglaubt, dass Constance sie genommen hatte. Zwei Tage später hatte sie Constance beim Spielen im Garten der Richlers zur Rede gestellt, ihr auf den Kopf hin zugesagt, dass sie sie für eine Diebin hielt – worauf Constance,

eingeschüchtert und wütend, sie aus dem Weg geschubst hatte.

Direkt vor das Auto von Mr Richler, der gerade aus der Einfahrt setzte.

All die Jahre hatte Constance Tattinger die Kette mit dem kleinen Muffin getragen. Manchmal hatte sie überlegt, ob sie sie wegwerfen sollte, brachte

es aber nicht über sich. Nicht, weil ihr die Kette so viel bedeutete. Ganz im Gegenteil. Sie erinnerte sie jeden Tag an die Tat, die sie begangen hatte. Sie symbolisierte nicht nur den Augenblick, in dem Jan Richlers Leben vorbei gewesen war, sondern auch den Moment, als sich Constance Tattingers Leben für immer verändert

hatte.

Ihre Eltern hatten sie von der Schule genommen. Waren mit ihr weggezogen. Und Tag für Tag hatte sie den Hass ihres Vaters erdulden müssen.

Bis sie ihren Eltern für immer den Rücken gekehrt hatte. Ja, gelegentlich hatte sie sich gefragt, was aus ihnen geworden war,

doch kam sie immer zu dem gleichen Schluss. Es war ihr egal.

Die Halskette stand für den Moment, nach dem nichts mehr wie vorher gewesen war.

Eines Tages hatte Ethan die Kette in ihrem Schmuckkästchen gesehen und sie gefragt, ob er sie haben dürfe – Muffins waren für ihn

schlicht das Größte auf der ganzen Welt. Natürlich hatte sie nein gesagt und ihm erklärt, dass solche Halsketten nur Mädchen trugen. Worauf er sie angebettelt hatte, ob sie die Kette nicht tragen könne.

Das war an dem Tag gewesen, als sie nach Chicago gefahren waren. Und sie hatte sie getragen.

Einen Tag lang. Für ihren Sohn. Und dann nie wieder.

Während sie durch die Windschutzscheibe nach draußen starrte, schien ihr ganzes Leben an ihr vorüberzuziehen. Sie dachte an Ethan, an David, an all die schönen Tage …

Reiß dich zusammen.

Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf. Für

Selbstmitleid war später immer noch Zeit. Jetzt standen wichtigere Dinge auf der Tagesordnung.

Sie zweifelte keine Sekunde daran, dass Oscar Fine wusste, unter welcher Identität sie die letzten sechs Jahre verbracht hatte. Entweder hatte Dwayne ausgepackt, oder ihm war ihr Gesicht in den Nachrichten

aufgefallen.

Und wenn er über Jan Harwood Bescheid wusste …

Keine Frage. Er würde erst mal nach Promise Falls fahren, um mehr herauszufinden.

Sie warf einen Blick neben sich, suchte nach dem Foto von Ethan, das sie vor zwei Stunden auf den Beifahrersitz gelegt

hatte.

Es war nicht mehr da.

Jan steckte den Schlüssel ins Zündschloss und startete den Motor. Als sie die Schilder am Highway sah, stellte sie verblüfft fest, dass sie unwillkürlich in Richtung des Ortes gefahren war, in dem sie die letzten sechs Jahre verbracht hatte.

Sie hatte ein richtiges

Zuhause gehabt.

Ihr blieb keine Wahl. Sie musste zurückfahren.

Sie konnte nur hoffen, dass Oscar Fine nicht vor ihr da war.

***

Sie fuhr durch, ohne noch einmal anzuhalten, auch als sie in der Nähe von Albany feststellte, dass der

Tank nur noch zu einem Viertel voll war. Aber das würde reichen.

Sie fragte sich, wo Ethan gerade sein mochte. Nach dem miesen Spiel, das sie mit David getrieben hatte, konnte sie davon ausgehen, dass Ethan sich nicht bei seinem Daddy aufhielt. Wenn David nicht bereits verhaftet worden war, hatte er garantiert alle

Hände voll damit zu tun, seine Lage mit einem Anwalt zu besprechen und sich die Presse vom Leib zu halten. Wenn er nicht sogar quer durch den Staat fuhr und verzweifelt versuchte, sie ausfindig zu machen.

Ich wünschte, ich könnte ihm alles erklären.

Was für ein schwachsinniger Gedanke.

Um ein Haar hätte sie laut gelacht.

Natürlich war das nicht möglich. Er würde ihr nie vergeben, selbst wenn sie die nächste Polizeiwache betrat, ihn entlastete und alles gestand. Was sie getan hatte, war unverzeihlich – danach konnte man nicht mehr von vorn anfangen. Er musste selbst sehen, wie

er aus der Sache herauskam, so leid es ihr tat.

Und bis er alles aufgeklärt hatte, würden Ethan und sie weit fort sein.

Ethan war ihr Sohn. Er gehörte ihr, auch wenn sie sonst alles verloren hatte.

Bestimmt war er bei ihren Schwiegereltern, jede Wette.

Zuerst würde sie bei ihnen vorbeisehen.

48

Am späten Nachmittag war Barry Duckworth auf dem Rückweg von Albany. Kurz vor Promise Falls läutete sein Handy.

Zuletzt war er bei der Exxon-Tankstelle vorbeigefahren, wo der

Fahrer von Lyall Kowalskis Ford Explorer – ob nun seine Frau Leanne oder wer auch immer – getankt hatte. Anhand der Quittung, die seine Kollegen im Wagen gefunden hatten, ließ sich immerhin feststellen, dass in bar bezahlt worden war; was sich logisch ins Bild fügte, da Lyall ihm erzählt hatte, dass ihre

Kreditkarten gesperrt worden waren.

In der Tankstelle hatte er ein Foto von Leanne herumgezeigt, doch keiner der Mitarbeiter konnte sich an sie erinnern. Was Barry Duckworth nicht sonderlich überraschte. An der Tankstelle herrschte Hochbetrieb; hier gingen täglich Hunderte von Kunden ein und aus;

Gesichter, die von einer Sekunde auf die andere wieder vergessen waren. Auch die Uhrzeit auf der Quittung brachte ihn nicht weiter. Wie ihm mitgeteilt wurde, war das für die Überwachungskameras zuständige Computersystem defekt gewesen und erst ein paar Stunden zuvor wieder in Ordnung gebracht worden.

Der Sicherheit halber legte er den Mitarbeitern der Tankstelle auch Fotos von Jan und David Harwood vor. Ebenso Fehlanzeige.

Anschließend stieg er in seinen Wagen und fuhr zurück. Und dabei ließ er sich noch einmal alles in Ruhe durch den Kopf gehen.

Von Anfang an hatte er

David Harwood in Verdacht gehabt. Den Ehemann knöpfte man sich sowieso immer gleich als Erstes vor. Und seine Story stimmte hinten und vorn nicht; ein Widerspruch jagte den nächsten. Die Geschichte mit der Depression seiner Frau. Die Sache mit der Eintrittskarte, die nie gekauft worden war. Die

Aussage von Ted Brehl, dem Besitzer des Ladens am Lake George. Und nach einem Motiv musste man auch nicht lange suchen: Schließlich hatte seine Frau erst kürzlich eine Lebensversicherung über 300 000 Dollar abgeschlossen; ein hübscher Batzen für jemanden, der bei einer Zeitung arbeitete, die, wie

man hörte, einen Mitarbeiter nach dem anderen entließ.

Es sah ganz danach aus, als hätte David Harwood seine Frau irgendwo oben am Lake George umgebracht. Fest stand jedenfalls, dass sie nach dem Ausflug von niemandem mehr gesehen worden war, mit Ausnahme des kleinen

Ethan; nun ja, einem Vierjährigen konnte man alles Mögliche einreden. Dennoch zweifelte Barry Duckworth mittlerweile an seiner Ausgangstheorie. Und zwar, seit er David Harwood zu Leanne Kowalskis Leiche geführt hatte. Er erinnerte sich ganz genau, wie der Reporter reagiert hatte. Schließlich hatte er

unmittelbar neben ihm gestanden.

Und diese Reaktion hätte Duckworth in tausend Jahren nicht erwartet.

Der Anblick der Leiche hatte Harwood kalt erwischt.

Er war völlig perplex gewesen.

Schock, Entsetzen, Grauen – all das ließ sich

ohne weiteres vortäuschen. Kein großes Problem, so zu tun, als sei man am Boden zerstört. Eine Menge Leute konnten gut schauspielern. Barry Duckworth war lange genug bei der Polizei, um gewisse Tricks zu durchschauen.

Aber warum war Harwood so verstört gewesen?

Eine gute Sekunde lang hatte sich blanke Überraschung auf seiner Miene gespiegelt. Er hatte die Augen aufgerissen, in derselben Sekunde den Blick abgewandt und ein zweites Mal hingesehen. Der Mann hatte alles Mögliche erwartet – aber ganz bestimmt nicht, vor der Leiche von Leanne Kowalski zu stehen.

Woraus sich zwei Schlussfolgerungen ergaben: Harwood hatte Leanne Kowalski nicht umgebracht. Und ebenso wenig seine Frau, wenn er nicht völlig danebenlag.

Wenn Harwood seine Frau umgebracht und irgendwo verscharrt hatte, wäre er niemals derart fassungslos gewesen. Er hätte von vornherein

gewusst, dass nicht seine Frau in dem Grab lag. Nein. Duckworth war felsenfest davon überzeugt, dass Harwood ihm nichts vorgespielt hatte. Was auf den Zügen des Reporters aufgeflackert war, konnte man nicht vortäuschen.

Und dann war da noch die Sache mit dem Explorer.

Zeitlich hätte es Harwood vielleicht bewerkstelligen können, Leanne Kowalski zwischen seinem Abstecher zum Lake George und dem Ausflug ins Five Mountains zu töten – aber wie war es ihm gelungen, anschließend noch den Geländewagen nach Albany zu fahren und in den Abgrund stürzen zu

lassen? Unmöglich, dachte Duckworth. Mal ganz abgesehen davon, dass er für ein derartiges Vorhaben einen Komplizen mit einem zweiten Wagen benötigt hätte – oder wie war er sonst nach Promise Falls zurückgekommen?

Auch wenn er sich auf ihn eingeschossen hatte: Harwood war nicht der Täter. Vielleicht war

tatsächlich etwas dran an seiner Theorie, dass seine Frau eine neue Identität angenommen hatte. Ja, er musste mit diesen Leuten in Rochester sprechen. Vielleicht brachte das ja neue Erkenntnisse.

Manchmal täuschte einen das eigene Bauchgefühl. Nun ja, Natalie Bondurant hatte ihm recht deutlich gesagt,

was sie von seinem Bauch hielt.

Im selben Moment klingelte sein Handy.

»Duckworth.«

»Hallo, Barry. Glen hier.«

Glen Dougherty. Der Polizeichef von Promise Falls und Barrys Boss.

»Chief«, sagte er.

»Ist zwar nicht meine Aufgabe, aber ich habe

gerade ein paar Laborergebnisse reinbekommen und mich gefragt, ob Sie schon Bescheid wissen.«

»Ich bin gerade unterwegs, Chief.«

»Es geht um diese verschwundene Frau. Jan Harwood. Das ist doch Ihr Fall, oder?«

»Wir arbeiten auf Hochtouren, Chief.«

»Die Haare und das Blut sind so weit analysiert. Sie wissen schon, die Spuren, die Sie im Kofferraum des Ehemanns gefunden haben.«

»Ja.«

»Die DNA stimmt mit den Haaren überein, die Sie im Haus der Verschwundenen sichergestellt haben.«

»Verstehe.«

»Machen Sie den

Burschen dingfest«, sagte der Chief. »Wir benötigen keine weiteren Beweise.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Duckworth.

»Was meinen Sie, Barry?«

»Ich stoße dauernd auf neue Unstimmigkeiten«, meinte der Detective.

»Jetzt knöpfen wir uns den Kerl erst mal in aller Ruhe vor. Bringen ihn so

richtig ins Schwitzen. Jede Wette, dass er auspackt, sobald wir ihm die Fakten präsentieren.«

»Kann sein, Chief. Aber ich …«

»Hören Sie, Barry, ich will Ihnen nicht sagen, wie Sie Ihren Job zu erledigen haben. Aber wir kriegen hier von allen Seiten enormen Druck zu spüren. Von den Betreibern des

Parks, vom Fremdenverkehrsbüro, und inzwischen hat sich sogar der Bürgermeister nach unseren Fortschritten erkundigt. Und obendrein sitzt mir noch dieser Reeves im Nacken. Machen wir’s kurz. Das Five Mountains bringt Geld, ist ein Wirtschaftsfaktor für die gesamte Region. Und jetzt

glauben die Leute auf einmal, dort wäre irgendein Verrückter unterwegs, der es auf kleine Kinder abgesehen hat, und bleiben weg – womöglich bloß, weil dieser Harwood uns irgendwelche Märchen erzählt hat. Verstehen Sie, wovon ich rede?«

»Und ob, Chief«, erwiderte Barry Duckworth.

»Also, schaffen Sie den

Burschen hierher.«

»Das wird vielleicht nicht so einfach, Chief. Natalie Bondurant hat seinen Fall übernommen.«

»Na und? Sobald sie sieht, was wir in der Hand haben, gibt sie klein bei. Oder sie bietet uns einen Deal an.«

»Verstanden«, sagte der Detective. »Ich …«

Doch der Chief hatte

bereits aufgelegt.

Barry Duckworths Bauch meldete sich wieder. Und diesmal war es nicht bloß ein Gefühl.

Sondern Magendrücken.

49

Als wir in die Auffahrt einbogen, lief Mom die Verandastufen hinunter und eilte uns entgegen.

Mit aufgerissenen Augen starrte sie mich an, als ich ausstieg.

»Er ist weg«, stieß sie

hervor. »Ich kann ihn nirgends …«

»Beruhige dich, Mom«, sagte ich, während Dad ebenfalls ausstieg und zu uns trat. »Was ist passiert?«

Mom rang nach Luft. »Er hat hinten im Garten gespielt, Bälle gegen den Zaun gedroschen. Ich habe meine Hausarbeit erledigt und alle paar

Minuten aus dem Fenster gesehen, aber ich konnte ihn ja sowieso hören. Aber plötzlich fiel mir auf, dass es so still war. Ich hatte ihn nicht hereinkommen hören und habe erst mal in der Garage nachgesehen, weil ich dachte, er wäre vielleicht an die Werkzeuge deines Vaters gegangen. Aber da war er nicht, und sonst konnte ich ihn auch

nirgends finden.«

»Dad«, sagte ich. »Ruf die Polizei.«

Er nickte und lief ins Haus.

Mom ergriff mich an den Schultern. »Es tut mir so leid, David, so furchtbar leid. Ich …«

»Schon okay, Mom. Komm, wir …«

»Ich habe bloß zwei Minuten nicht aufgepasst,

ich schwöre. Er war …«

»Mom, wir müssen ihn erst mal finden. Hast du schon bei den Nachbarn gefragt?«

»Nein. Ich dachte, er hätte sich vielleicht irgendwo versteckt. Ich habe überall nachgesehen, im Keller, unter den Betten …«

Ich deutete auf die umliegenden Häuser.

»Fang nebenan an. Ich sehe mich noch mal im Haus um. Los, mach schon, Mom.«

Mom lief zum Nachbarn auf der linken Seite, während ich die Verandastufen hinauf und ins Haus hetzte.

»Der Junge heißt Ethan Harwood«, sagte Dad gerade ins Telefon. »Er ist vier Jahre alt.«

»Ethan?«, rief ich. »Ethan, wo bist du?«

Ich lief zuerst die Treppe hinunter, sah in den Heizungskeller und dann in den Stauraum unter der Treppe. Ein Vierjähriger konnte sich an allen möglichen Orten verstecken. Ich erinnerte mich daran, wie ich in seinem Alter einen der Koffer meiner Eltern

hervorgezerrt und mich darin verkrochen hatte. Das Problem war nur, dass die Verschlüsse eingerastet waren und ich aus Leibeskräften geschrien hatte, bis meine Mutter mich befreien konnte.

Ich kramte die Koffer aus dem Stauraum und öffnete sie. Nichts.

Nein, hier unten war

Ethan garantiert nicht. Ich lief wieder nach oben und betrat die Küche. Dad hatte aufgelegt.

»Sie haben gesagt, sie schicken jemanden vorbei«, sagte er. »Es würde aber eine Weile dauern.«

»Eine *Weile?*«, sagte ich. »Was, zum Teufel, soll das heißen?«

Dad sah betroffen drein.

»Als ich gesagt habe, er wäre erst seit einer Stunde verschwunden, meinte der Cop, wir sollen erst mal warten.«

Ich griff nach dem noch warmen Hörer und wählte den Notruf.

»Hören Sie mir gut zu«, sagte ich, nachdem ich mit dem Cop verbunden worden war, mit dem Dad gesprochen hatte. »Mein

vierjähriger Sohn ist verschwunden, und Sie schicken jetzt *sofort* einen Streifenwagen vorbei! Haben Sie mich verstanden, verdammt noch mal?«

Ich wandte mich zu Dad. »Mom fragt bei den Nachbarn herum. Kannst du ihr helfen?«

Dad wandte sich auf der Stelle um und hastete

davon.

Ich lief nach oben, riss die Schränke auf und spähte unter die Betten, dann warf ich einen kurzen Blick zum Dachboden, doch an die Luke wäre er auch mit einem Stuhl nicht herangekommen.

»Ethan!«, rief ich. »Komm sofort heraus, wenn du dich hier irgendwo versteckt hast, sonst

erlebst du dein blaues Wunder!«

Nichts.

Als ich aus der Haustür trat, hatte sich ein gutes Dutzend Nachbarn auf der Straße versammelt, die aufgeregt mit meinen Eltern diskutierten.

»Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit!«, rief ich. »Würden Sie mir bitte kurz zuhören?«

Die Gespräche verstummten. Alle wandten sich mir zu.

»Mein Sohn Ethan ist verschwunden. Sie haben ihn wahrscheinlich schon öfter gesehen. Wir können ihn nicht finden. Vor einer Stunde hat er noch im Garten meiner Eltern gespielt, und jetzt ist er spurlos verschwunden. Könnten Sie bitte in Ihren

Gärten und Garagen nachsehen, ob er sich dort versteckt hat? Und als Erstes sehen Sie bitte in Ihren Swimmingpools nach!«

Meine Mutter sah aus, als würde sie jede Sekunde ohnmächtig werden.

Ein paar Nachbarn nickten, als fänden sie meine Aufforderung

durchaus vernünftig, machten aber keinen besonders besorgten Eindruck. Niemand schien es sonderlich eilig zu haben.

»Worauf warten Sie noch?«, rief ich. »Verdammt, mein Junge ist verschwunden!«

Nun schien doch ein Ruck durch sie zu gehen. Alle eilten zu ihren

Anwesen, nur ein hochgewachsener, teigig wirkender Typ mit einer Baseballkappe rührte sich nicht. »He, Harwood!«, rief er. »Hast du deinen Bengel jetzt auch noch kaltgemacht?«

Es war, als würde eine Sicherung in meinem Kopf durchbrennen.

Ich rannte los, stürzte mich auf den Drecksack

und riss ihn zu Boden. Dann war ich auch schon rittlings über ihm, holte mit der geballten Faust aus und erwischte ihn am Mundwinkel. Blut lief über seine aufgeplatzte Unterlippe.

»Sag das noch mal, du Dreckskerl!«, zischte ich. »Du verdammtes Schwein!«

Doch ehe ich zum

nächsten Schlag ausholen konnte, schlang Dad von hinten die Arme um mich. »David!«, brüllte er. »Hör auf damit!«

»Mörder!«, knurrte der Typ, rollte sich auf die Seite und betastete vorsichtig seinen Mundwinkel.

Dad ließ den Blick über die anderen Nachbarn schweifen, die stehen

geblieben waren und uns beobachteten. »Bitte suchen Sie nach Ethan!«, rief er. Er half mir auf die Beine und beugte sich über den Mann. »Hauen Sie bloß ab, bevor ich Ihnen auch noch eine verpasse.«

Der Kerl stand auf, klopfte seine Klamotten ab und stapfte davon. Nach ein paar Metern blieb er

noch einmal stehen und wandte sich um. »Sie kriegen dich, Harwood, verlass dich drauf!«

Ich wandte mich ab. Mein Gesicht brannte. Dad berührte mich an der Schulter. »Alles okay?«

Ich nickte. »Wir müssen ihn finden.«

Obwohl Mom schon in der Garage und im Garten nach Ethan gesucht hatte,

sahen wir noch einmal nach. Dad stolperte über ein paar Krocket-Tore; überall lagen gestreifte Holzbälle herum. Dann erspähte ich auch den Schläger. Ich hob ihn auf, als verrate er mir etwas über Ethans Verbleib, und ließ ihn wieder fallen.

»Ethan!«, rief ich so laut ich konnte. »Ethan!«

Der Abend senkte sich

über die Häuser.

Plötzlich fiel mir ein, dass sich einen Häuserblock weiter ein kleiner Laden befand. War Ethan vielleicht dort hingegangen, um sich seine Lieblingsmuffins zu kaufen? War das möglich? Obwohl er gar kein Geld dabeihatte?

Ich lief los. »Wo willst du hin?«, rief Dad mir

hinterher.

»Bin gleich wieder da«, rief ich zurück.

Eine Minute später hatte ich den Laden erreicht. Ich riss die Tür so abrupt auf, dass mich der Verkäufer hinter dem Tresen anstarrte, als hätte ich vor, ihn auszurauben.

Völlig außer Atem fragte ich ihn, ob in den vergangenen anderthalb

Stunden ein kleiner Junge hier gewesen sei, der Muffins gekauft hätte. Ich beschrieb ihm Ethan, doch der Mann schüttelte den Kopf. »Ich hab ein paar Muffins verkauft, aber nur an eine Lady. Tut mir leid.«

Ich lief zurück. Meine Eltern warteten auf der Veranda.

»Hat sich jemand gemeldet?«, fragte ich.

Mom schüttelte den Kopf.

»Wo könnte er nur hingegangen sein?«, fragte Dad. »Fällt dir irgendwas ein?«

»Und wenn er nach Hause wollte?«, fragte Mom.

Mir fiel beinahe die Kinnlade herunter. »Verdammt«, sagte ich. »Das ist es. Vorhin am

Telefon hat er genau das gesagt.«

Obwohl er erst vier war, hatte Ethan einen hervorragenden Orientierungssinn, den er unter Beweis stellte, wann immer wir im Auto unterwegs waren und er mich darauf aufmerksam machte, wenn ich einen Umweg fuhr. Auch wenn unser Haus ein paar

Meilen entfernt lag, war er wahrscheinlich in der Lage, es zu finden. Und die Vorstellung, wie er ganz allein …

»Wir müssen zurückfahren«, sagte ich.

»Auf dem Hinweg habe ich ihn nirgends gesehen«, warf Dad ein.

»Du hast ja auch nicht auf ihn geachtet«, gab ich zurück. »Wir waren so in

Eile, dass wir ihn vielleicht nur nicht bemerkt haben.«

Ich eilte in die Küche und griff nach Dads Autoschlüsseln. Als ich aus der Haustür trat, fiel mir ein Zivilstreifenwagen ins Auge, der die Straße entlangfuhr.

»Endlich«, stieß ich hervor. »Cops.«

Der Wagen hielt am Straßenrand, direkt vor der

Einfahrt meiner Eltern. Barry Duckworth stieg aus und richtete den Blick auf mich.

»*Sie?*«, platzte ich heraus. »Ich dachte, Ihre Kollegen schicken ein paar gewöhnliche Streifencops.«

»Was ist jetzt schon wieder?«, fragte er.

»Wieso? Sind Sie nicht wegen Ethan hier?«

Er runzelte die Stirn. »Gibt's ein Problem?«

Ich konnte es nicht glauben. Wozu gab es einen Notruf, verdammt noch mal? »Er ist verschwunden«, sagte ich.

»Seit wann?«

»Seit etwa anderthalb Stunden.«

»Und Sie haben bei unserer Zentrale angerufen?«

»Mein Vater.« Ich deutete auf seinen Wagen. »Hören Sie, wir glauben, dass er auf eigene Faust nach Hause gegangen sein könnte. Wenn Sie so freundlich wären, Ihr Auto …«

Duckworth sah mich nur unverwandt an. »Ich muss mit Ihnen sprechen«, sagte er.

»Was?« Plötzlich

erschien Jan vor meinem inneren Auge. »Worüber? Ist irgendwas passiert?«

»Nein. Aber ich muss Sie bitten, mich aufs Revier zu begleiten. Wir müssten da zwei, drei Dinge klären.« Er hielt kurz inne. »Vielleicht wäre es besser, Sie rufen Ihre Anwältin hinzu.«

Mit offenem Mund starrte ich ihn an. »Haben

Sie mir nicht zugehört? Mein Sohn ist verschwunden! Ich werde jetzt losfahren und ihn suchen.«

»Das glaube ich kaum«, sagte Duckworth.

50

Im ersten Moment wollte ich ihn anbrüllen, er solle mich in Ruhe lassen, doch ich ahnte, dass ich ihm damit nur einen Grund geben würde, mich in Handschellen abzuführen. Also versuchte ich, so

ruhig wie möglich zu bleiben.

»Ich glaube, Sie haben mich nicht richtig verstanden, Detective«, sagte ich. »Ethan ist anscheinend ausgerissen und allein unterwegs nach Hause. Um Himmels willen, er ist erst vier! Wollen Sie, dass er vor ein Auto läuft?«

Einen Moment lang

schöpfte ich Hoffnung, als Duckworth verständnisvoll nickte. »Sind Sie sicher, dass er sich nicht irgendwo versteckt hat?«

»Wir haben alles abgesucht. Auch die Nachbarn haben ihre Grundstücke durchkämmt. Wir glauben, dass er …«

»Darum können sich die Kollegen kümmern«, unterbrach Duckworth.

»Bestimmt sind sie jede Sekunde hier.«

»Das glaube ich Ihnen ja«, sagte ich. »Aber ich werde hier nicht untätig herumstehen, Detective, solange mein Sohn um diese Uhrzeit allein durch die Straßen läuft. Und jetzt fahren Sie bitte Ihren Wagen weg, okay?«

Duckworths Kiefermuskulatur spannte

sich an. »Ich muss Sie leider mitnehmen, Mr Harwood.«

Die Luft zwischen uns knisterte förmlich vor Spannung. »Muss das ausgerechnet jetzt sein?«, fragte ich.

»Ich verstehe Sie ja«, sagte der Detective. »Aber ich folge nur meinen Anweisungen.«

»Heißt das, ich bin

verhaftet?«, fragte ich.

»Wir wollen Ihnen lediglich ein paar Fragen stellen«, erwiderte er. »Es steht Ihnen frei, Miss Bondurant hinzuzuziehen. Ich würde es Ihnen sogar empfehlen.«

»Ich komme nicht mit«, sagte ich.

»Das steht nicht zur Diskussion«, gab Duckworth zurück.

»Jetzt drücken Sie doch mal ein Auge zu«, mischte sich Dad ein, der zusammen mit Mom hinter mir stand. »Was soll das, Detective? Er will doch bloß seinen Sohn suchen.«

»Tut mir leid, Sir«, erwiderte Duckworth, »aber das geht Sie nichts an.«

»Wie bitte?« Dad war stocksauer. »Wir reden

hier von meinem Enkel, und Sie haben die Stirn, mir zu sagen, das ginge mich nichts an?«

Duckworth blinzelte. Offenbar hatte er sich das Ganze einfacher vorgestellt.

»Muss ich es wiederholen, Sir? Meine Kollegen von der Streife werden den Fall aufnehmen und

gegebenenfalls die Fahndung nach Ihrem Enkel in die Wege leiten.«

Frustriert hob Dad die Arme. »Wo sind sie denn, Ihre Kollegen? Wie lange sollen wir noch auf sie warten? Was, wenn Ethan in der Zwischenzeit etwas zugestoßen ist? Und Sie setzen hier meinen Sohn unter Druck, nur weil Sie ihm ein paar blöde Fragen

stellen wollen? Worum geht es überhaupt?«

Duckworth schluckte. Statt Dad anzusehen, richtete er den Blick wieder auf mich. »Es gibt neue Entwicklungen,
Mr Harwood, über die wir gern mit Ihnen sprechen würden.«

»Was für Entwicklungen?«

»Darüber können wir auf

dem Revier reden.«

Mir schwante Böses. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass ich das Revier so schnell nicht wieder verlassen würde, wenn ich erst mal dort war.

»He!«, ertönte eine Stimme von der anderen Straßenseite.

Es war der Kerl mit der Baseballkappe, dem ich die Lippe blutig geschlagen

hatte.

»He!«, rief er abermals, während er auf Duckworth deutete. »Sind Sie von der Polizei?«

»Ja«, antwortete der Detective.

Er zeigte mit dem Finger auf mich. »Das Arschloch da hat mich tätlich angegriffen!«

Duckworth warf mir einen müden Blick zu.

»Das stimmt«, sagte ich. »Der Kerl hat mich provoziert. Er hat gesagt, ich hätte jetzt auch noch meinen Sohn auf dem Gewissen.«

»Hat er ja auch!« Mit noch immer ausgestrecktem Arm kam der Mann zu uns herüber. »Sie müssen ihn verhaften. Das Schwein ist eine Bedrohung für jeden

anständigen Bürger!«

Es sah ganz so aus, als wolle er sich für die blutige Lippe revanchieren, doch als er geradewegs auf mich zukam, vertrat ihm Duckworth den Weg. Trotzdem war er nah genug, dass ich seine Fahne riechen konnte.

Duckworth baute sich vor dem Kerl auf und drückte seinen Arm

herunter. »Jetzt mal schön mit der Ruhe, Sir.«

»Ich habe ihn in den Nachrichten gesehen«, knurrte der Kerl. »Er hat seine Frau umgebracht. Warum sitzt er nicht schon längst im Knast? Hättet ihr Bullen eure Arbeit erledigt, würde er hier nicht rumlaufen und unbescholtene Bürger angreifen!«

Duckworth sog die Wangen zwischen die Zähne. »Wie heißen Sie, Sir?«

»Smight. Axel Smight.«

»Wie viel haben Sie heute Abend schon getrunken, Mr Smight?«

Dem Kerl fiel die Kinnlade herunter. »Was?«

»Sie haben doch Alkohol getrunken, stimmt's?«

»Das bisschen? Was soll

die Frage überhaupt? Nur weil ich ein paar Bierchen geschluckt habe, lasst ihr Cops mich im Regen stehen?«

»Gehen Sie bitte wieder auf die andere Straßenseite, Mr Smight. Wenn Sie Beschwerden haben, werden sich meine Kollegen darum kümmern.«

»Wie bitte? Sie wollen

ihn nicht verhaften? Verdammt noch mal, ich hab Ihnen doch gesagt, dass er mich angegriffen hat!« Er zeigte auf seine dicke Lippe. »Was, zum Teufel, ist das Ihrer Meinung nach?«, brüllte er Duckworth an. »Erdbeermilchshake? Der Dreckskerl hat mir eine aufs Maul gehauen!«

Duckworth schlug seine

Jacke zurück, so dass die Handschellen sichtbar wurden, die an seinem Gürtel hingen.

»Na also!« Axel Smight grinste breit. »Geht doch. Worauf warten Sie noch?«

Mit einer Behändigkeit, die seine schwerfällige Gestalt Lügen strafte, packte der Detective Smight am Arm, wirbelte ihn herum und drückte ihn

auf die Motorhaube seines Wagens.

Ich hielt mich nicht lange mit Zuschauen auf. Während Duckworth noch damit beschäftigt war, Smight die Handschellen anzulegen, rannte ich zu Dads Wagen, steckte den Schlüssel ins Zündschloss und startete den Motor. Vielleicht würde ich doch gerade noch an

Duckworths Wagen vorbeikommen, wenn ich Dads Rosenbeete niederwalzte.

»Mr Harwood!«, rief Duckworth, der immer noch damit beschäftigt war, den widerspenstigen Smight zu bändigen. »Halt! Halten Sie sofort an!«

Ich legte den Rückwärtsgang ein und trat aufs Gas. Als ich aus

der Einfahrt setzte, streifte ich den vorderen Kotflügel von Duckworths Wagen, der die gesamte rechte Seite von Dads Auto zerschrammte.

»Verdammter Vollidiot!«, brüllte Duckworth.

Ich hatte keine Ahnung, was er damit meinte, war aber nicht in der Laune, kurz anzuhalten und nachzufragen. Stattdessen

schoss ich aus der Einfahrt, trat voll auf die Bremse, legte den ersten Gang ein und fuhr mit quietschenden Reifen davon.

***

Kaum war ich um die nächste Straßenecke gebogen, drosselte ich das Tempo. Ich musste Ethan

unbedingt finden. Es war gar nicht so leicht, gleichzeitig beide Straßenseiten und den Verkehr vor mir im Auge zu behalten, und zwei oder drei Mal wäre ich um ein Haar auf den Wagen vor mir aufgefahren.

»O Gott«, murmelte ich. »Wo steckst du nur?«

Den ganzen Weg über hielt ich Ausschau nach

ihm, doch weit und breit war kein kleiner Junge zu entdecken. Gerade als ich in meine Straße bog, klingelte plötzlich mein Handy. Ich lenkte den Wagen in die Auffahrt und ging dran.

»Ja?«

»David? Sam hier.«

Ich stieg aus und warf die Autotür hinter mir zu. »Hi«, sagte ich.

»Wo bist du? Du klingst irgendwie außer Atem.«

»Tut mir leid, Sam, aber ich habe im Moment wirklich keine Zeit«, sagte ich.

»Ich brauche dich«, erwiderte sie. »Du musst sofort in der Redaktion vorbeikommen.«

»Ich kann nicht«, sagte ich und ging den Seitenweg entlang um das

Haus herum. Ethan hatte keinen Haustürschlüssel, weshalb ich zuerst im Garten nachsehen wollte.

»Es ist wirklich wichtig«, sagte Samantha. Ihre Stimme klang beschwörend.

Ich ließ den Blick durch den im Dämmerlicht liegenden Garten schweifen. »Ethan! Wo bist du?«

»Du lieber Himmel«, meinte Samantha. »Ich glaube, mir ist gerade das Trommelfell geplatzt.«

Ich eilte zurück, erklomm die Stufen zur Haustür und schloss auf. Abermals rief ich nach Ethan, auch wenn ich nicht mehr glaubte, dass er mir antworten würde.

Und so war es auch. Es blieb totenstill.

»David?« Samantha klang unsicher. »David, bist du noch dran?«

»Ja«, sagte ich.

»Hast du mich verstanden? Ich bin in der Redaktion. Du musst vorbeikommen.«

»Es geht nicht, Sam«, erwiderte ich. »Worum geht es überhaupt?«

»Du wirst erwartet«, sagte sie. »Elmont

Sebastian ist hier. Er will mit dir sprechen.«

Ich spürte, wie mich ein kalter Schauder überlief. Urplötzlich erinnerte ich mich an die Geschichte von Buddy. Von dem Häftling, den Sebastian erst mit einer Elektroschockpistole beschossen und anschließend zum Weinen gebracht hatte – mit ein

paar Worten darüber, was mit seinem kleinen Sohn passieren würde, wenn er sich nicht an die Regeln hielt.

51

Es wurde dunkel, als ich auf den Parkplatz des *Standard* einbog. Am anderen Ende entdeckte ich Elmont Sebastians Limousine; sie stand unweit der Türen, hinter denen sich der

Produktionsbereich mit den Druckerpressen und Rotationsmaschinen befand. Weit und breit war niemand zu sehen.

Ich parkte ein Stück von der Limousine entfernt und stieg aus. Im selben Moment öffnete sich die Fahrertür der dunklen Karosse. Welland kam um den Wagen herum und deutete auf die hintere Tür.

»Vergessen Sie's«, sagte ich, doch er öffnete die Hintertür trotzdem. Elmont Sebastian hatte ich sowieso erwartet, nicht aber Samantha Henry, die neben ihm saß und aussah, als hätte sie geweint.

Sie stieg aus dem Wagen und blickte mich an. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Es tut mir so leid.«

»Was ist los, Sam?«

»Ich habe es doch bloß für meinen Jungen getan.«

»Wovon redest du?«

»Ich brauche dir wohl nicht zu erzählen, in was für Zeiten wir leben. Und als alleinerziehende Mutter muss ich jeden Dollar zweimal umdrehen. Ich weiß, dass ich dich hintergangen habe, aber was hätte ich denn

machen sollen? Riskieren, dass ich auf der Straße lande? Zeitungen haben keine Zukunft. Es ist bloß eine Frage der Zeit, bis wir unseren Job verlieren. Ich muss für mich und mein Kind sorgen. Und Mr Sebastian hat mir einen Job bei Star Spangled Corrections angeboten.«

»Als Wärterin?«, fragte ich.

»Medienreferentin«, erwiderte sie trotzig.

»Du warst das also«, sagte ich. »Du hast die anonyme E-Mail gelesen.« Genug Zeit hatte sie ja gehabt, als ich mir kurz einen Kaffee geholt hatte. »Du bist an meinen Computer gegangen und hast Sebastian informiert.«

»Ich hatte keine andere Wahl«, gab sie zurück.

»Außerdem habe ich ihm gesagt, dass du auf der Suche nach einer gewissen Constance Tattinger bist – dass sie wahrscheinlich die Frau ist, die dir die Liste geschickt hat. Deshalb will Mr Sebastian mit dir reden.« Sie senkte den Blick, wandte sich ab und ging zu ihrem Wagen.

Stumm sah ich ihrem

Wagen hinterher, als sie vom Parkplatz fuhr.

»Kommen Sie schon«, sagte Sebastian und klopfte auf die Lederrückbank. »Helfen Sie mir, dann habe ich vielleicht auch für Sie noch einen Job. Tja, die Stelle, die ich Ihnen angeboten hatte, ist jetzt leider an Miss Henry gegangen, aber wir finden schon

etwas für Sie. Einen guten Schreiberling kann man immer gebrauchen.«

»Haben Sie meinen Sohn entführt?«, fragte ich.

Sebastian blinzelte verwirrt. »Was?«

»Sagen Sie es mir einfach, wenn Sie meinen Sohn in Ihrer Gewalt haben. Sie können von mir haben, was Sie wollen.«

Ich setzte mich neben ihn, einen Fuß immer noch auf dem Asphalt.

»Okay«, sagte er. »Was wissen Sie über diese Constance Tattinger? Sie haben Miss Henry gebeten, den Namen für Sie zu überprüfen. Ehrlich gesagt bin ich ein bisschen verwundert, dass diese Dame Ihre Informantin sein soll – ich habe

nämlich noch nie von ihr gehört.«

»Sie ist nicht meine Informantin«, gab ich zurück. »Wenn ich mich nicht völlig irre, ist Constance Tattinger meine Frau.«

Sebastian runzelte die Stirn. »Ich kann Ihnen nicht ganz folgen. Woher hat Ihre Frau eine Liste der Stadträte, die …«

»Sie hat überhaupt nichts damit zu tun. Ich habe Sam wegen zwei völlig verschiedenen Dingen angerufen. Offenbar hat sie geglaubt, es bestünde ein Zusammenhang.«

Sebastian lehnte sich zurück und gab einen leisen Seufzer von sich. »Allmählich verstehe ich gar nichts mehr. Ich

dachte, Ihre Frau heißt Jan.«

»Ich habe sie als Jan Richler kennengelernt, aber ihr Geburtsname ist anscheinend Constance Tattinger. Ich weiß so gut wie nichts über ihre Vergangenheit, aber sie ist offenbar nicht grundlos verschwunden. Und soweit ich weiß, hatte die Informantin nie vor, sich

mit mir zu treffen. Die Sache mit dem Lake George hat offenbar meine eigene Frau eingefädelt.«

Elmont Sebastian zog eine Miene, als würden ihn plötzlich bohrende Kopfschmerzen quälen. »Sie glauben also, dass die E-Mail gar nicht von der Informantin, sondern von Ihrer Frau war?«

»Ja.«

»Warum sollte sie so etwas tun?«

»Das spielt keine Rolle«, sagte ich. »Jedenfalls nicht für Sie. Jan weiß weder etwas über Ihre Firma noch über Ihre Klüngeleien mit Reeves und den anderen Stadträten. Also, was ist mit meinem Sohn?«

»Ich weiß nichts über Ihren Sohn, verdammt

noch mal«, gab Sebastian zurück.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. So froh ich sein konnte, dass Ethan sich nicht in der Gewalt von Sebastian befand, hatte ich nun keinerlei Anhaltspunkt mehr, wo sich mein Sohn befinden könnte.

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff,

dass Sebastian tatsächlich nichts mit Ethans Verschwinden zu tun hatte.

»Tja, das wär's dann wohl«, sagte ich. »Machen Sie's gut.«

»Von wegen«, sagte Sebastian. »In Ihrem Besitz befindet sich etwas, das Ihnen kürzlich per Post zugestellt worden ist. Eine Liste, die den Ruf meines Unternehmens bedroht.«

Verdammt. Wie hatte ich Sam davon erzählen können? Und noch blöder war, dass sich die Liste nach wie vor in meiner Jackentasche befand.

»Vergessen Sie's«, sagte ich und stieg aus.

Keine Frage, ich hätte ihm den Umschlag einfach in die Hand drücken können. Ich hatte im Moment weiß Gott andere

Sorgen. Trotzdem bestand die winzige Chance, dass ich vielleicht wieder als Reporter arbeiten würde, wenn ich mit heiler Haut aus diesem ganzen Wahnsinn herauskam. Wenn nicht beim *Standard*, dann bei einem anderen Blatt. Wenn sich mir noch einmal die Gelegenheit bot, würde ich Sebastian zu Fall bringen.

Was aber ganz bestimmt nicht passieren würde, wenn ich ihm die Liste überließ.

»Das sollten Sie sich noch einmal gut überlegen, David«, sagte Sebastian.

Welland kam um den Wagen herum. Als er vor der offenen Tür stehen blieb, wechselten er und Sebastian einen kurzen Blick. »Wenn Sie mir die

Liste nicht geben, werde ich Welland bitten müssen, sie Ihnen abzunehmen«, sagte Sebastian.

Ich rannte los.

Wellands rechter Arm schoss nach vorn, und tatsächlich bekam er mich am Handgelenk zu fassen, aber nicht richtig, so dass ich mich im selben Moment schon wieder losgerissen hatte. Instinktiv

griff ich nach meinem Autoschlüssel, aber es war sinnlos, zu meinem Wagen zu laufen. Stattdessen rannte ich quer über den Parkplatz zum Verlagsgebäude.

Hinter mir schnaubte Welland wie ein wütender Pitbull-Terrier. Obwohl er deutlich mehr Muskeln hatte als ich, war ich ein gutes Stück schneller und

hatte bestimmt zehn Schritte Vorsprung vor ihm.

Ich rannte die fünf Stufen zur Hintertür hinauf und riss sie auf, ehe Welland mich erneut zu fassen bekam, allerdings blieb mir keine Zeit, sie hinter mir zuzuziehen. Ein ohrenbetäubender Lärm empfing mich, ein dumpfes, lautes Rattern,

das sich augenblicklich einen Weg unter meine Hirnschale bahnte. Um diese Zeit lief nur eine der drei gigantischen Druckerpressen; ein Teil der Wochenendbeilage wurde vorproduziert. Die anderen beiden Pressen würden erst in gut zwei Stunden anlaufen, wenn die Ausgabe für den kommenden Tag in Druck

ging.

Ziellos hetzte ich durch die Halle, getrieben von dem Drang, Welland irgendwie zu entkommen. Vor mir erblickte ich eine steile Metalltreppe, über die man auf den Laufsteg gelangte, der an den riesigen Maschinen vorbei und zwischen ihnen hindurch führte.

Ich packte das Geländer

und flitzte die Stufen hinauf. Über den Lärm hörte ich jemanden rufen, ich solle sofort den Laufsteg verlassen. Die Drucker reagierten seit jeher allergisch auf Störenfriede; lediglich wenn Madeline vorbeisah, um Reparaturen in Augenschein zu nehmen, tolerierten sie ihre Gegenwart, wohingegen

ich nichts als ein dahergelaufener Reporter war.

Vor mir lagen gut dreißig Meter Laufsteg. Ich warf einen Blick über die Schulter, doch niemand war mir die Treppe hinauf gefolgt, weder Welland noch irgendein Druckereiarbeiter.

Erneut drangen laute Stimmen an meine Ohren,

die aber im Maschinenlärm untergingen.

Ich blieb einen Moment stehen und atmete tief durch, während ich mich fragte, ob ich Welland abgehängt hatte. Ich überlegte, ob ich zurücklaufen sollte, beschloss dann aber, die Treppe am anderen Ende des Metallrosts zu nehmen.

Die Maschinen liefen auf vollen Touren; zu meiner Linken fegten endlose Bänder von bedruckten Bögen vorbei, die mit Lichtgeschwindigkeit durch den monströsen Apparat gejagt wurden. Alle paar Meter befanden sich Durchgänge, über die man auf die andere Seite gelangte.

Ich wollte gerade

weiterlaufen, als Welland am anderen Ende des Laufstegs auftauchte.

»Verdammte Scheiße!«, entfuhr es mir.

Ich wirbelte herum, bereit, in die andere Richtung zu fliehen, doch im selben Moment hetzte Elmont Sebastian die Metallstufen hinauf. Er war zwar nicht mehr der Jüngste, aber anscheinend

ziemlich durchtrainiert für sein Alter; er wirkte jedenfalls kein bisschen außer Atem. Als er die linke Hand vom Geländer nahm, sah er, dass sie mit Druckerschwärze beschmiert war. Stirnrunzelnd warf er einen Blick an sich herunter, offenbar um sicherzugehen, dass er sich nicht auch seinen

schnieken Anzug versaut hatte.

Ich musste nicht lange überlegen: An Sebastian würde ich mit Sicherheit leichter vorbeikommen als an Welland.

Ich rannte los. Sebastian duckte sich leicht und erwartete mich mit gestrafften Schultern, aber ich ließ mich nicht beirren. Mit voller Wucht krachte

ich in ihn hinein, doch er umklammerte meinen Nacken, so dass wir zusammen zu Boden gingen.

»Schluss jetzt!«, brüllte er. »Geben Sie mir die Liste!«

Wir rollten über den Metallrost. Ich stieß mit dem Knie zu, in der Hoffnung, ihn zwischen den Beinen oder in der

Magengegend zu treffen. Und tatsächlich musste ich ihn irgendwo erwischt haben, denn er ließ gerade lange genug los, dass ich mich aufrappeln konnte.

Taumelnd kam ich auf die Beine, doch Sebastian war fast genauso schnell wie ich wieder oben und warf sich seitlich auf mich, so dass ich in einen der Gänge zwischen den

Maschinen stolperte. Zu beiden Seiten donnerte Rotationspapier an uns vorbei, so schnell, dass Schlagzeilen, Bilder und Lettern nicht zu erkennen waren.

Wir rangen miteinander, bis es mir gelang, ihn von mir zu stoßen. Sebastian prallte mit dem Bauch so hart gegen das Geländer, dass sein Oberkörper über

die stählernen Querstreben gedrückt wurde. Er riss die Hände hoch, um sich irgendwo abzustützen, doch war da nichts, wo er sich hätte festhalten können.

Alles passierte so blitzschnell, dass wahrscheinlich selbst eine Zeitlupenaufnahme zu rasant für das menschliche Auge gewesen wäre.

Sebastians rechte Hand landete auf dem Band, wurde in Sekundenbruchteilen wieder in die Höhe geschleudert und geriet zwischen die Rotationszylinder der Druckmaschine, die sich in einem so aberwitzigen Tempo drehten, dass Sebastian auch nicht den Hauch einer Chance hatte,

zu reagieren.

Sein Arm wurde ihm an der Schulter abgerissen und zwischen den Rollen zermalmt.

Elmont Sebastian schrie wie am Spieß, als er rücklings zu Boden ging. Instinktiv griff er mit seiner Linken an die Stelle, wo einmal sein rechter Arm gewesen war.

Welland tauchte hinter

mir auf.

»O Gott«, stieß er hervor, als er seinen Boss erblickte.

Sebastian krümmte sich vor Schmerzen, ehe sein Kopf abrupt nach hinten sackte. Mit blicklosen Augen starrte er zu uns auf, doch glaubte ich nicht, dass er tot war.

»Wir müssen einen Krankenwagen rufen«,

sagte ich zu Welland.

Ich kramte mein Handy hervor, doch im selben Augenblick wurde mir klar, dass mich bei dem Höllenlärm kein Mensch verstehen würde.

Ich wandte mich ab, um nach draußen zu laufen, aber Welland ergriff mich am Arm. Seltsamerweise lag nichts Bedrohliches in seiner Geste.

»Nein«, sagte er.

»Er verblutet, wenn wir nichts tun!«, brüllte ich gegen den Maschinenlärm an.

»Nur mit der Ruhe«, sagte er.

»Verdammt, was soll das?«

Von unten drangen Rufe zu uns herauf. Durch den Metallrost erspähte ich ein paar Drucker, die mit den

Fingern auf uns zeigten. Allerdings konnte ich nicht sagen, ob sie erkennen konnten, was mit Sebastian geschehen war.

»Wir werden ihn sterben lassen«, sagte Welland.

»Was?«

»Der Dreckskerl«, sagte Welland. »Es wäre besser gewesen, er hätte nicht um ein Haar meine Eier pulverisiert und dann auch

noch meinen Kleinen bedroht.«

Sprachlos starrte ich ihn an.

»Was für ein Schwein.« Er schüttelte den Kopf, ehe er fortfuhr: »Er hat Ihren Sohn nicht entführt. Das hätte ich nie zugelassen.«

52

Jemand hatte die Maschinen abgeschaltet. Der Lärm ebbte langsam ab.

Welland – oder Buddy, wie ich ihn nun auch hätte nennen können – schob sich an mir vorbei.

»Ich bin raus aus dem Spiel«, sagte er.

Irgendwo ging ein Alarm los, und aus allen Richtungen strömten Druckereiarbeiter herbei.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte ich Welland, während ich fieberhaft nach einer Erklärung suchte, wieso dem Vorstandsvorsitzenden von Star Spangled Corrections

in unserer Druckerei der Arm abgerissen worden war.

»Ich werde erst mal untertauchen«, sagte er. »Erzählen Sie den Cops, was Sie wollen.« Er sah auf und deutete nach oben. »Das sind doch Kameras. Wahrscheinlich ist der ganze Laden überwacht. Damit dürften Sie ja wohl aus dem

Schneider sein. Und bis die Cops hier sind, bin ich über alle Berge.«

Ohne ein weiteres Wort eilte er zur Treppe. Keiner der Drucker stellte sich seiner massiven, einschüchternden Gestalt in den Weg. Ich sah ihm hinterher, wie er die Treppe hinunterlief und verschwand.

Einer der Drucker

erkannte mich. »Was ist passiert?«, fragte er. Dann warf er einen Blick auf Sebastian. »O Gott.«

»Wir brauchen einen Arzt«, sagte ich. »Ich weiß nicht, ob es noch etwas nützt, aber …«

»Gütiger Gott«, gab er zurück. »Ich hab mal einen gesehen, der seine Finger verloren hat, aber so was ist mir noch nie unter die

Augen gekommen.« Er wandte sich um und brüllte, jemand solle sofort den Notruf verständigen.

Ich konnte es mir nicht leisten, mich mit langen Erklärungen aufzuhalten. Ich lief die Treppe hinunter Richtung Ausgang, als mir Madeline Plimpton entgegenkam. Sie sah an mir vorbei und herrschte den Drucker hinter mir an:

»Was ist denn hier los?«

»Fragen Sie ihn«, erwiderte er.

Madeline richtete ihren Blick auf mich. »Ich dachte, du hättest Urlaub genommen.«

Ich wies hinter mich. »Elmont Sebastian ist mit dem Arm in die Presse geraten«, sagte ich. »Und wie es aussieht, wird er verbluten, wenn der

Notarzt nicht schleunigst eintrifft. Tja, damit dürfte euer Grundstücksdeal Geschichte sein. Hast du schon eine neue Idee, wie du den *Standard* über Wasser halten willst?«

»O Gott«, sagte sie. »Warum …«

»Die Kameras haben wahrscheinlich alles aufgezeichnet«, sagte ich. »Hoffe ich zumindest.« Ich

trat an ihr vorbei, wandte mich aber noch einmal um, da mir noch etwas einfiel. »Übrigens muss ich mich bei dir entschuldigen. Samantha Henry hat meine E-Mails gelesen. Sie hat uns alle verraten und verkauft.«

»Könntest du mir das genauer erklären?«

Ich schüttelte den Kopf. »Später vielleicht. Ethan ist

verschwunden. Ich muss dringend weg.«

»Ethan?« Madeline sah mich verwirrt an. »Um Himmels willen, David, ich verstehe kein Wort. Was …«

Den Rest verstand ich nicht mehr, da die Tür hinter mir zufiel. Sebastians Limousine war nicht mehr auf dem Parkplatz, aber mir war

klar, dass Welland den Wagen so schnell wie möglich verschwinden lassen würde, um nicht den Cops in die Hände zu fallen. Nachdem ich mich hinters Steuer meines eigenen Wagens gesetzt und den Motor angelassen hatte, überlegte ich einen Augenblick, was ich jetzt tun sollte. Ich war immer noch völlig durcheinander;

das blutige Ende meines Zusammenstoßes mit Sebastian wollte mir nicht aus dem Kopf gehen.

Samantha Henrys Anruf auf meinem Handy hatte mich davon abgehalten, weiter nach Ethan zu suchen. Zwar hatte ich die Haustür geöffnet und seinen Namen gerufen, war aber nicht dazu gekommen, in allen

Zimmern nach ihm zu sehen.

Eigentlich hatte ich sowieso nicht erwartet, ihn dort anzutreffen, da Ethan keinen Schlüssel besaß – es sei denn, er hatte den meiner Eltern mitgehen lassen.

Nun aber konnte ich mich nicht mehr erinnern, ob ich die Haustür wieder abgeschlossen hatte,

bevor ich zum *Standard* gefahren war. Ja, ich hatte es vergessen. Und das hieß, dass Ethan auch ohne Schlüssel ins Haus gelangen konnte.

Ich beschloss, zuerst bei meinen Eltern anzurufen und mich zu erkundigen, ob sich seit meiner überstürzten Flucht mit Dads Auto etwas getan hatte. Als ich mein Handy

aus der Tasche kramte, sah ich, dass eine Nachricht auf der Voicemail eingegangen war.

Ich hörte sie ab.

»Mr Harwood, hier spricht Detective Duckworth. Ich bin bereit, ein Auge zuzudrücken, aber ich bestehe darauf, dass Sie aufs Revier kommen. Ich werde jetzt

Ihre Anwältin anrufen und sie bitten, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Sie haben nichts zu befürchten, Mr Harwood. Ich will lediglich ein paar Ungereimtheiten mit Ihnen erörtern, die …«

Ich hatte die Nachricht gerade gelöscht, als das Handy klingelte.

»Ja?«

»Sagen Sie mir bitte,

dass Sie *nicht* vor der Polizei geflohen sind.« Es war Natalie Bondurant.

»Ich habe jetzt absolut keine Zeit«, gab ich zurück. »Es sei denn, Sie wissen, wo mein Sohn steckt.«

»Hören Sie mir zu«, sagte sie. »Sie verschlimmern Ihre Lage doch nur, wenn Sie …«

Ich legte auf und wählte

die Nummer meiner Eltern. Mom war sofort dran.

»Ist Ethan wieder aufgetaucht?«, fragte ich.

»Nein«, flüsterte Mom. Sie klang, als hätte sie geweint und würde mit aller Macht versuchen, nicht wieder in Tränen auszubrechen. »Wo bist du, David? Der Detective war kurz weg, aber jetzt ist er wieder da. Ich glaube,

er war drüben bei dir, hat dich aber nicht gefunden. David, der Mann will dich verhaften.«

»Ich suche erst mal weiter, Mom«, sagte ich. »Wenn du irgendetwas hörst, ruf mich bitte sofort an, okay?«

Ich steckte das Handy wieder ein und fuhr mit quietschenden Reifen vom Parkplatz. Das Herz schlug

mir bis zum Hals, als ich zurück nach Hause fuhr.

***

Da ich befürchtete, dass Duckworth mein Haus überwachen ließ, parkte ich in der angrenzenden Straße und ging den Rest des Wegs zu Fuß. Aber weit und breit war kein verdächtiger Wagen zu

sehen. Ich kannte die Autos meiner Nachbarn, und auch sonst fiel mir nichts ins Auge, was irgendwie anders als sonst gewesen wäre.

Ich ging zur Haustür. Und tatsächlich hatte ich vergessen, sie wieder abzuschließen.

Es war stockdunkel im Haus, trotzdem machte ich kein Licht, nur für den Fall,

dass da draußen jemand war, den ich nicht bemerkt hatte. Es dauerte einen Moment, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten; ich wollte auf keinen Fall blindlings herumtappen, allein schon wegen der unzähligen Löcher, die ich in die Dielen gerissen hatte. Plötzlich machte ich mir Sorgen, dass Ethan nach

Hause gekommen sein und sich schwer verletzt haben könnte.

»Ethan!«, rief ich. »Ich bin's, Dad. Alles okay? Wo bist du?«

Ich hielt den Atem an und lauschte angestrengt ins Dunkel hinein, doch war nicht das kleinste Geräusch zu hören.

»Ethan?«, rief ich noch einmal.

Ich stieß einen entnervten Seufzer aus. Im selben Augenblick glaubte ich, ein leises Knarren gehört zu haben. Oben in Ethans Zimmer, wenn ich mich nicht täuschte.

Vorsichtig ging ich zur Treppe. Zwar hatte Dad die herausgerissenen Dielen zur Seite gelegt und die Nägel entfernt, aber

vergessen, die langen, schmalen Löcher abzudecken.

Langsam ging ich die Stufen hinauf. »Ethan?«

Leiser Argwohn beschlich mich. Ich glaubte nicht, dass Ethan ohne Licht im Haus herumgeistern würde. Er war ein kleiner Junge und hatte Angst im Dunkeln, wie alle anderen Kinder

auch.

»Bist du da oben?«, rief ich.

Die Tür zu Ethans Zimmer stand halb offen. Ich trat über die klaffenden Löcher im Boden und stieß die Tür ganz auf.

Der Schein einer Straßenlaterne fiel durch das Fenster.

Ein dunkler Schatten hob sich gegen den

Lichtschein ab. Jemand stand am Kopfende seines Betts. Jemand, der um einiges größer als Ethan war.

Ich tastete an der Wand entlang und knipste das Licht an.

Es war Jan.

Ihr Anblick traf mich wie ein Schock. Und als wäre das nicht genug, hielt sie auch noch eine Waffe in

der Hand, die direkt auf mich gerichtet war.

»Wo ist Ethan?«, fragte sie. »Ich will meinen Sohn.«

53

Die Schubladen von Ethans Kommode standen offen. Seine Sachen hatte sie aufs Bett geworfen, neben eine Reisetasche aus Nylon, die wir sonst für Ausflüge benutzten.

Jan sah furchtbar aus.

Ihr Haar war stumpf und zerzaust, ihre Augen blutunterlaufen. Es war gerade zwei Tage her, seit ich sie zuletzt gesehen hatte, aber sie wirkte, als sei sie um zehn Jahre gealtert. Die Pistole in ihrer Hand zitterte.

»Nimm die Waffe runter, Jan«, sagte ich. »Wenn du willst, kann ich dich auch Constance nennen, aber

ich habe mich an ›Jan‹ gewöhnt.«

Sie blinzelte, hielt die Waffe aber weiter auf mich gerichtet.

»Oder habe ich falsch recherchiert, und Constance ist auch nicht dein richtiger Name?«

»Doch«, erwiderte sie tonlos.

»Inzwischen verstehe ich, warum du mich deinen

Eltern nicht vorgestellt hast«, sagte ich. »Die einen waren nicht deine richtigen, und die anderen sind tot.«

Ihre Augen weiteten sich. »Was?«

»Deine richtigen Eltern? Martin und Thelma Tattinger?« Ihr Blick schien meinen Schuss ins Blaue zu bestätigen. »Du weißt das etwa nicht? Sie sind

vor ein paar Jahren ermordet worden. Jemand hat ihnen die Kehlen durchgeschnitten.«

Falls sie diese Neuigkeit berührte, ließ sie es sich jedenfalls nicht anmerken. »Wo steckt Ethan?«, sagte sie. »Ist er bei Don und Arlene?«

»Nein«, gab ich zurück. »Und wie du siehst, ist er hier auch nicht.«

»Oh, nein«, sagte sie. »Nein, nein, nein.«

Ich trat einen Schritt auf sie zu. »Nimm die Waffe runter, Jan.«

Sie schüttelte den Kopf. »Aber er muss hier sein«, sagte sie abwesend. »Wir wollen doch zusammen fortgehen.«

»Selbst wenn er hier wäre, würde ich nie zulassen, dass du ihn

mitnimmst«, sagte ich. »Gib mir die Waffe, Jan.«

»Wir müssen ihn finden«, sagte sie.

»Ich weiß«, erwiderte ich. »Aber nicht mit einer Pistole in der Hand.«

»Du hast keine Ahnung«, sagte sie. »Ich muss mich schützen.«

»Aber nicht vor mir.« Ich machte einen weiteren Schritt auf sie zu. »Glaubst

du ernstlich, ich würde dir weh tun können? Ich bin dein Ehemann.«

Jan gab ein unterdrücktes Lachen von sich. »Oh, du würdest es mir bestimmt gern heimzahlen. Aber vor dir habe ich keine Angst.«

»Vor wem dann?«

»Meine Eltern sind also tot«, sagte sie, ohne auf meine Frage einzugehen.

Ein unruhiges Flackern war in ihren Blick getreten. »Wahrscheinlich hat er gedacht, sie wüssten, wo ich stecke. Ja. Er hat sie umgebracht, als sie ihm nicht weiterhelfen konnten.«

»Von wem redest du? Glaubst du, der Mörder deiner Eltern will auch dir etwas antun?«

»Ich habe etwas

Schlimmes getan«, sagte sie. »Ich …«

»Was hast du getan? Worum geht es überhaupt?« Ich war keine zwei Schritte mehr von ihr entfernt.

»Alles war umsonst«, sagte sie leise. »Die Diamanten waren bloß Imitate.«

»Diamanten?«, fragte ich. »Was für Diamanten?«

»Sie waren wertlos. Totaler Ramsch.« Noch ein unterdrücktes Lachen. »Als wäre ich in ein absurdes Theaterstück geraten.«

Im selben Augenblick packte ich ihr Handgelenk.

Tatsächlich hatte ich geglaubt, sie würde sich die Waffe mehr oder weniger widerstandslos entwinden lassen, aber da

hatte ich mich getäuscht. Sie ließ sie keineswegs los, sondern verpasste mir mit der linken Hand obendrein eine schallende Ohrfeige. Ich schlug ihre Linke weg, doch sie holte sofort wieder aus. Schmerzhaft gruben sich ihre Fingernägel in meine Wange, aber statt sie erneut abzuwehren, packte ich ihre Rechte mit beiden

Händen und rammte ihr meine Schulter in die Brust, so dass sie rücklings gegen die Wand prallte.

Im selben Augenblick drückte sie auf den Abzug.

Ein ohrenbetäubender Knall hallte durch Ethans Kinderzimmer. Die Kugel ging in die Zimmerdecke. Um ein Haar blieb mir das Herz stehen, doch ich ließ

sie nicht los, sondern knallte ihr Handgelenk mit aller Kraft gegen die Wand. Einmal, zweimal. Beim dritten Mal fiel ihr die Pistole aus der Hand. Ich fürchtete, sie würde erneut losgehen, aber Gott sei Dank polterte sie nur gegen die Bodenleiste, ohne weiteren Schaden anzurichten.

Ich ließ Jan los und

wollte einen Hechtsprung machen, um an die Waffe zu gelangen, doch im selben Moment stürzte sie sich von hinten auf mich.

»Nein!«, schrie sie.

Ich versuchte sie abzuwehren und stieß sie rücklings gegen den Metallrahmen des Betts. Sie gab einen Schmerzensschrei von sich. Ich riss mich von ihr

los, schnappte die Waffe und richtete die Mündung auf sie.

»Na los, David«, sagte sie, während sie sich mühsam aufrappelte. »Erschieß mich. Jag mir eine Kugel in den Kopf. Dann ist es endlich vorbei!«

»Wer bist du?«, fuhr ich sie an, während ich die Waffe mit beiden Händen

umklammerte. »Wer, zum Teufel, *bist* du?«

Sie hockte sich auf die Bettkante und barg ihr Gesicht in den Händen. Als sie wieder aufsah, liefen ihr Tränen über die Wangen. »Ich bin Connie Tattinger«, sagte sie. »Und … ich bin auch Jan Harwood. Aber vor allem bin ich Ethans Mutter.« Sie hielt einen Augenblick inne, bevor sie

weitersprach. »Und ich war deine Frau. Eine Weile lang.«

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte ich. »Die letzten fünf Jahre – soll das alles nur ein Witz gewesen sein?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, kein Witz. Ich habe gewartet. Und mich versteckt.«

»Worauf hast du

gewartet? Vor wem hast du dich versteckt?«

Jan holte tief Luft und wischte sich mit dem Handrücken über die Nase. »Wir haben einen Diamantenkurier überfallen.«

»Was? Wovon redest du?«

Jan winkte müde ab. »Vor sechs Jahren. Aber kurz darauf ist mein

Komplize wegen einer anderen Sache in den Knast gegangen. Die Diamanten hatten wir in zwei Bankschließfächern deponiert, aber ich musste warten, bis Dwayne aus der Haft entlassen wurde.« Sie schüttelte den Kopf. »Der Mann, dem wir die Steine geraubt haben … Er ist seit sechs Jahren hinter uns her.«

Ihre kurzen, lapidaren Sätze trafen mich mitten ins Herz. Ich konnte es nicht fassen. Jahrelang hatte sie mich belogen und betrogen. »Aber du hast doch gesagt, die Diamanten wären wertlos gewesen«, hakte ich mit rauer Stimme nach. »Warum ist dieser Mann dann hinter dir her?«

Sie räusperte sich.

»Wegen dem, was ich ihm angetan habe.«

Ich wartete.

»Ich habe ihm die Hand abgesägt«, fuhr sie fort. »Weil der Aktenkoffer mit den Diamanten an seinem Handgelenk befestigt war.« Sie sah zu Boden. »Er hat überlebt.«

Ich war so verblüfft, dass ich die Waffe sinken ließ. »Ich weiß überhaupt

nichts von dir«, sagte ich.

Sie nickte. »Nein, nichts. Absolut gar nichts.«

»Wo habt ihr diesen Kurier überfallen?«, fragte ich.

»In Boston«, antwortete sie.

»Und anschließend musstest du also auf Tauchstation gehen«, sagte ich. »Und dazu hast du dir Promise Falls

ausgesucht.«

Sie nickte. Ihre Augen schimmerten.

»Und mich geheiratet. Aber wozu? Warum hast du das getan?«

Sie rang nach Worten, brachte aber keinen Ton heraus. Aber das musste sie auch nicht, da ich mir die Antwort schon zusammengereimt hatte.

»Es war die perfekte

Tarnung, stimmt's? Ich kam dir wie gerufen, stimmt's?! Tja, wer würde schon drauf kommen, dass die brave Hausfrau von nebenan etwas mit einem Diamantenraub zu tun hat?«

Wieder nickte sie.

»Aber brauchtest du ernsthaft ein Kind, um deine Tarnung zu perfektionieren?«, fragte

ich. »War Ethan das für dich? Nichts weiter als ein Mosaiksteinchen für deine Lügengeschichte?«

»Nein«, flüsterte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Noch mal von vorn«, sagte ich. »Als dein Komplize aus dem Knast gekommen ist, wolltet ihr euch die Diamanten holen.«

»Ja«, sagte sie. »Wir

dachten, sie wären einen Haufen Geld wert.«

»Genug, um für immer ausgesorgt zu haben«, folgerte ich.

Sie schloss die Augen.

»Und ich habe geglaubt, du wärst glücklich. O Gott, was war ich nur für ein Vollidiot!«

Jan schluckte und wischte sich eine Träne von der Wange. »Aber sie

waren nichts wert. Und als wir bei dem Hehler waren, dem wir die Steine verkaufen wollten, tauchte plötzlich Oscar Fine auf.«

»Wer?«

»Der Mann, dem ich damals die Hand abgesägt habe. Ich weiß es nicht genau, aber ich glaube, er hat Dwayne umgebracht. Jedenfalls hat er versucht, mich zu töten, bevor ich

fliehen konnte.«

Ich ließ mich an der Wand herabsinken und legte die Waffe neben mich auf den Boden.

»Was ist hier eigentlich passiert?«, fragte Jan. »Wieso sind überall die Böden aufgerissen?«

»Ich habe Jan Richlers Geburtsurkunde gefunden«, sagte ich. »Hinter den Leisten im

Wäscheschrank.«

»Unmöglich«, gab sie zurück. »Die Geburtsurkunde habe ich mitgenommen.«

»Ich habe sie schon vor langer Zeit gefunden, aber wieder zurückgesteckt. Nachdem du verschwunden bist, habe ich mich gefragt, was du wohl sonst noch versteckt hast. Tja, und schließlich

habe ich auch deine echte Geburtsurkunde gefunden. Warum hast du die nicht auch mitgenommen?«

»Eigentlich brauchte ich nur den Schlüssel, der in dem anderen Umschlag war«, sagte sie. »Deshalb habe ich mir um den anderen keine Gedanken gemacht. Du … wusstest also von den Richlers?«

»Ja, aber ich habe sie

erst nach deinem Verschwinden aufgesucht. Und dabei habe ich von ihrer Tochter erfahren.«

Jan senkte den Blick.

»Tja, das kam dir wohl ziemlich gelegen, als du dir deine neue Identität zugelegt hast«, sagte ich. »Du wusstest, dass Jan Richler als Kind ums Leben gekommen war. Also hast du eine Kopie ihrer

Geburtsurkunde beantragt und …«

»Nein«, sagte sie.

»Was? Aber …«

»Es war das Original. Ich habe mich mit dem Tagesablauf der Richlers vertraut gemacht, und als sie irgendwann wieder zum Supermarkt gefahren sind, bin ich bei ihnen eingestiegen. Die Leute bewahren offizielle

Dokumente immer an denselben Orten auf – in einer Küchenschublade, im Schreibtisch oder irgendwo im Schlafzimmer. Egal, nach einer knappen Stunde hatte ich die Geburtsurkunde gefunden. Danach war es ein Klacks, mir einen Führerschein und eine Sozialversicherungskarte auf meinen neuen Namen

zu besorgen.«

In gewisser Weise war es beeindruckend, wie sie ihr Ding durchgezogen hatte, doch sie widerte mich einfach nur an. »War es noch nicht genug, was du den Richlers ohnehin schon angetan hattest?«

Sie musterte mich mit leisem Stirnrunzeln, ehe sie allem Anschein nach begriff, dass ich Bescheid

wusste.

»Wie konntest du das nur tun?«, fuhr ich sie an. »Auch noch den Namen ihrer Tochter zu benutzen, nachdem du …«

»Na schön, dann bin ich eben ein Dreckstück«, zischte sie. »Und Unglück bringe ich obendrein. Jeder, der mit mir in Berührung kommt, steckt am Ende bis zum Hals in

der Scheiße. Jan Richler, ihre Eltern, meine Eltern, Dwayne …«

»Ich«, unterbrach ich. »Und Ethan.«

Jan richtete den Blick auf mich. Es war schmerzhaft, ihr in die Augen zu sehen.

»Deine sogenannte Depression hast du wirklich ganz hervorragend gespielt«, sagte ich.

»Ich kannte das alles von meiner Mutter«, erwiderte Jan tonlos. »Na ja, kein Wunder bei dem Schwein, mit dem sie verheiratet war. Ich habe sie mir einfach als Vorbild genommen, nur ohne den Alkohol.«

»Tja, das hast du bestens hingekriegt. Und ich Vollidiot bin auch noch darauf hereingefallen.« Ich

schüttelte den Kopf. »Du hast alles so hingedreht, dass ich für die Polizei unweigerlich als Lügner dastehen musste. Als potenzieller Mörder. Du hast alles bis ins kleinste Detail geplant.« Fassungslos starrte ich sie an. »Was bist du nur für ein Mensch? Warum hast du das getan?«

Sie wischte sich mit dem

Handrücken über die Wange. »Weil ich nicht wollte, dass die Cops nach mir suchen. Ich wusste, dass sie davon ausgehen würden, du hättest mich umgebracht. Und …«

»Das habe ich nicht gemeint«, sagte ich. »Ich habe gefragt, *warum?*«

Sie schien meine Frage nicht zu verstehen.

»Warum hast du mir das

angetan?«, fragte ich. »Wie konntest du nur? Warum hast du sogar Ethan im Stich gelassen?«

Ihr Blick irrte ein, zwei Sekunden lang durch das Zimmer, als würde sie nach der Antwort auf meine Frage suchen. Dann richteten sich ihre Augen plötzlich abrupt auf mich, als stünde sie auf meiner Stirn geschrieben.

»Ich wollte das Geld«, sagte sie.

54

»Nehmen wir mal an, ich wäre wegen Mordes im Knast gelandet«, sagte ich.
»Was dann?«
»Na ja, vielleicht hätten Sie dich ja wieder aus der U-Haft entlassen«, sagte sie. »Aus Mangel an

Beweisen.«

»Und wenn ich verurteilt worden wäre?«

»Dann hätten sich deine Eltern um Ethan gekümmert«, gab sie zurück. »Sie lieben ihn. Bei ihnen ist er in besten Händen.«

»Aber dir musste doch klar sein, dass ich nach dir suchen würde«, sagte ich. »Und verlass dich drauf,

ich hätte nicht lockergelassen, bis ich dich aufgespürt hätte.«

»Es war ja bereits jemand hinter mir her«, erwiderte Jan. »Und er hatte mich auch nicht gefunden. Ich dachte, ich könnte für immer verschwinden, sobald wir das Geld eingesackt hätten.«

Das Wörtchen »wir« ließ

mich aufhorchen. »Dieser Dwayne«, sagte ich. »Hast du ihn geliebt?«

»Nein«, sagte sie freiheraus. »Aber er war nützlich für meine Zwecke.«

Ich nickte. »Genau wie ich«, sagte ich leise, doch da war noch eine weitere Frage, die mir unter den Nägeln brannte. »Was war mit mir? Hast du mich je

geliebt?«

»Und wenn ich ja sagen würde?«, gab sie zurück. »Würdest du mir das glauben?«

»Nein«, sagte ich. »Was war mit Leanne? Warum habt ihr sie umgebracht?«

Müde schüttelte Jan den Kopf. »Das war nicht geplant. Wir sind ihr zufällig an einer Tankstelle begegnet, in der Nähe von

Albany. Sie hat mich erkannt, kam herüber und fragte, was ich dort machen würde. Also hat Dwayne getan, was getan werden musste. Danach haben wir ihren Wagen beseitigt und anschließend ihre Leiche am Lake George verscharrt.«

»Wieso seid ihr dafür durch den halben Staat gefahren?«

»Das war meine Idee.« Sie senkte den Blick. »Ich dachte, damit würdest du noch mehr belastet.«

Ich streckte die Hand nach der Pistole aus. Meine Finger schlossen sich um den Kolben.

»Und Ethan?«, fragte ich.

»Was?«

»Du bist ja wohl nicht freiwillig schwanger

geworden, oder? Warum hast du nicht abgetrieben?«

Sie biss sich auf die Unterlippe. »Anfangs wollte ich das«, sagte sie. »Ich habe eine ganze Weile darüber nachgedacht. Ein Kind hatte ich nicht eingeplant. Ich konnte es nicht fassen, als ich plötzlich schwanger war. Trotz Pille. Ich war sogar in

einer Klinik in Albany.« Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Aber ich konnte es einfach nicht. Und dann habe ich mich entschieden, das Baby zu bekommen.«

Ich starrte sie an. »Weißt du, was du bist?«

Sie wartete.

»Ein Ungeheuer. Eine Psychopathin. Ich habe dich geliebt, wirklich

geliebt! Und du hast mich belogen und betrogen, mir ein verdammtes Schmierentheater vorgespielt! Und ich Schwachkopf habe dir auch noch alles abgekauft!«

Jan suchte verzweifelt nach den richtigen Worten. »Es war Liebe«, stieß sie hervor. »Deshalb bin ich zurückgekommen.«

»Spar dir deine verdammten Lügen!«

»Wegen Ethan«, sagte sie. »Du kommst auch allein zurecht, aber Oscar Fine wird vor nichts haltmachen. Wenn er irgendwie herauskriegt, dass ich einen Sohn habe, ist Ethan geliefert. Ich muss ihn beschützen. Ethan gehört mir. Ich bin seine Mutter!«

Ich hatte genug. Ein für alle Mal genug.

Ich hob die Pistole und drückte ab. Die Waffe zuckte in meiner Hand.

Jan stieß einen gellenden Schrei aus.

Die Kugel schlug in das Kopfende von Ethans Bett ein, einen knappen halben Meter von ihr entfernt. Entsetzt starrte sie auf das Loch in der Wand.

»Eine Mutter wie dich will er nicht mal geschenkt haben«, sagte ich.

Jan zitterte. »Ich liebe Ethan über alles«, stammelte sie. »Das ist die Wahrheit, und deshalb bin ich hier. Zuerst bin ich bei deinen Eltern vorbeigefahren, aber da war er nicht. Wo ist er?«

»Verdammt noch mal, Jan, was hast du vor?

Wolltest du ihn kidnappen? Das hattest du ernsthaft vor?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht.«

»Es ist vorbei, Jan. Hast du mich verstanden? Es ist vorbei. Wenn du Ethan wirklich liebst, musst du dich der Polizei stellen. Ich werde mich um ihn kümmern, während du deine Strafe absitzt. Eine

andere Möglichkeit gibt es nicht. Ich fürchte, du wirst viele Jahre im Gefängnis verbringen, Jan. Aber wenn du deinen Sohn wirklich liebst, wie du sagst, wirst du das auf dich nehmen.«

Mit einem Mal wirkte sie ganz ruhig und gefasst. »Okay«, sagte sie. »Okay.«

»Aber zuerst müssen wir

ihn finden«, sagte ich.

Es war, als hätte ich ihr einen Eimer eiskaltes Wasser über den Kopf gekippt. Alarmiert starrte sie mich an.

»Wie bitte? Du weißt nicht, wo er ist?«

»Er ist verschwunden. Seit heute Nachmittag. Er hat bei Mom und Dad im Garten Krocket gespielt, und plötzlich hat Mom ihn

nicht mehr …«

»Wann war das?«, unterbrach mich Jan. »Wann hat sie gemerkt, dass er nicht mehr da war?«

»So gegen fünf, glaube ich.«

Jan schien zu rechnen. »Bis dahin hätte er hier sein können«, platzte sie dann heraus.

»Wer?«, hakte ich nach.

»Der Kerl, der hinter dir her ist?«

Sie nickte. »Oscar Fine. Ich denke, er hat herausbekommen, wo ich mich die letzten sechs Jahre versteckt habe.« Ich konnte sehen, dass sie fieberhaft überlegte. »Ja, er hatte Zeit genug. Er fährt einen schwarzen Audi, so ein PS-Geschoss. Gut möglich, dass er vor

mir hier war. Ich habe unterwegs an einer Raststätte gehalten, weil ich total fertig war.«

Ich verstand kein Wort. »Was? Woher soll er wissen, wo er Ethan findet?«

»Denkst du, der Typ ist blöd? Er ist ein Profi. Er muss doch bloß deinen Namen googeln. Glaubst du wirklich, es wäre so

schwer, deine Adresse herauszubekommen? Oder die deiner Eltern?«

Mir schwirrte der Kopf. Erst allmählich wurde mir bewusst, dass Ethan sich womöglich in echter Gefahr befand. »Verdammte Scheiße«, brachte ich schließlich heraus, während ich mich aufrappelte, ohne sie auch nur einen

Sekundenbruchteil aus den Augen zu lassen. »Glaubst du, er würde Ethan etwas antun?«

Jan schauderte. »Er würde vor nichts zurückschrecken«, sagte sie. »Ich habe ihm seine Hand genommen. Er will Rache, verstehst du?«

Auge um Auge, schoss es mir durch den Kopf. Gleichzeitig meinte ich

Ethans kleine Hand in meiner zu fühlen.

»Gibt es irgendeine Möglichkeit, mit dem Mann zu reden?«, stieß ich hervor. »Hast du eine Ahnung, wie wir ihn kontaktieren könnten?«

Jan schüttelte den Kopf. »Nein. Aber wenn Ethan sich tatsächlich in seiner Gewalt befindet, ist er vielleicht bereit, ihn gegen

mich auszutauschen.«

Nach allem, was ich von ihr gehört hatte, wäre ich durchaus dazu bereit gewesen. Aber es war nicht unsere einzige Option.

»Ich rufe Duckworth an«, sagte ich.

»Wen?«

»Den Detective, der mir seit Tagen die Hölle heißmacht. Er kann den

Kerl zur Fahndung ausschreiben. Immerhin kennen wir seinen Namen. Du weißt, wie er aussieht und was für einen Wagen er fährt. Wenn die Cops ihn finden, wissen wir auch, wo Ethan ist. Und ich glaube nicht, dass er ihm etwas antun wird, ehe er dich nicht aufgespürt hat.«

Jan nickte resigniert.

»Du hast recht. Ruf ihn an. Ich werde ihm alles erzählen, und wenn ich erst als alte Frau wieder aus dem Gefängnis komme. O Gott! Ethan darf nichts passieren. Jetzt ruf schon an!«

Ich kramte mein Handy hervor.

Jan streckte die Hand aus und berührte mich vorsichtig am Arm.

»Wie sollst du mir das je verzeihen?«, sagte sie leise.

Schweigend klappte ich das Handy auf und rief die Liste mit den eingegangenen Anrufen auf, um Barry Duckworths Nummer zu finden. Doch sobald ich auf Rückruf drückte, drang eine kehlige Stimme an meine Ohren.

»Das lassen Sie

besser.«

Ich blickte auf. In der Tür zu Ethans Zimmer stand ein Mann, den ich nie zuvor gesehen hatte.

Ein Mann mit nur einer Hand.

55

»Legen Sie die Pistole weg«, sagte Oscar Fine. »Und das Handy auch.« Seine Waffe war direkt auf mich gerichtet. Der Lauf war schmaler und länger als der anderer Handfeuerwaffen –

offenbar handelte es sich um einen Schalldämpfer. Was mich daran erinnerte, dass bereits zwei Schüsse gefallen waren; blieb nur zu hoffen, dass irgendein Nachbar die Polizei alarmiert hatte.

Der Lauf meiner Waffe zeigte zu Boden, und ich war mir ziemlich sicher, dass ich tot sein würde, noch ehe ich den Arm halb

hochgebracht hatte. Ich ließ die Waffe fallen und warf das Handy aufs Bett.

»Schieben Sie die Waffe hierher«, befahl Oscar Fine. »Mit dem Fuß. Vorsicht.«

Ich gehorchte. Um ein Haar wäre die Pistole dabei in eines der Löcher im Boden gefallen. Oscar Fine ließ uns keine Sekunde aus den Augen,

während er in die Hocke ging, den rechten kleinen Finger unter den Abzug hakte und die Waffe in seine Jackentasche gleiten ließ.

Jan war totenbleich. Sie wirkte völlig verängstigt, aber vielleicht wäre in meinem Gesicht dieselbe Hilflosigkeit zu erkennen gewesen, hätte ich einen Blick in einen Spiegel

werfen können. *Das war's*, sagte ihre Miene. *Es ist vorbei.*

»Wo ist mein Sohn?«, fragte ich.

Oscar Fine sah mich nicht an. Sein Blick war auf Jan gerichtet. »Lange nicht gesehen«, sagte er.

»Bitte«, erwiderte Jan. »Ich bin nicht diejenige, nach der Sie suchen.«

Er lächelte maliziös.

»Ach ja? Du bist ja genauso feige wie dein feiner Freund. Was für ein würdeloser Bursche. Das arme Schwein hat sich vor Angst in die Hose gemacht, im wahrsten Sinne des Wortes. Aber du bist aus härterem Holz geschnitzt. Welche Frau würde es schon fertigbringen, jemandem die Hand abzusägen?

Hmm?«

Jan leckte sich über die Lippen. Ich konnte ihr nachfühlen; auch meine Kehle war staubtrocken. »Hätten Sie einen Schlüssel bei sich gehabt, wäre das alles nicht passiert.«

Oscar Fine schien einen Moment über ihre Worte nachzudenken. »Tja, da hast du wohl recht«, sagte

er. »Aber hinterher weiß man es eben immer besser.«

Jan nickte in meine Richtung. »Bitte lassen Sie ihn gehen. Sagen Sie ihm, wo unser Sohn ist. Bitte. Er ist doch nur ein kleiner Junge. Er kann nichts dafür. Ich flehe Sie an. Wo ist Ethan? In Ihrem Wagen?«

Wieder schien Oscar

Fine angestrengt zu überlegen. Dann hob er seine Waffe. Ein kaum w a h r n e h m b a r e s *Pfft* erklang, als er abdrückte.

»Nein!«, stieß ich hervor. »O Gott, nein! *Jan!*«

Jan prallte gegen die Wand. Sie öffnete den Mund, doch kein Ton drang heraus. Ungläubig starrte sie auf den roten

Fleck, der sich über ihrer rechten Brust ausbreitete.

Dann sackte sie langsam zur Seite. Ich lief zu ihr und hielt sie fest. Ihre Augen waren bereits glasig.

»Alles wird gut«, sagte ich.

Ihre Bluse war bereits blutdurchtränkt. Ihr Atem kam stoßweise und rasselnd.

»Ethan«, flüsterte sie.

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich weiß.«

Ich warf Oscar Fine einen Blick zu. Er stand regungslos da. Seine Miene war seelenruhig. Er schien ganz im Reinen mit sich zu sein.

»Ich muss einen Arzt rufen«, sagte ich. »Sonst verblutet sie.«

»Nein«, gab er zurück.

»Sie stirbt«, sagte ich.

»Genau darum geht's«, erwiderte Oscar Fine.

Mühsam hob Jan den Kopf und sah ihn an. »Ethan«, flüsterte sie mit stockender Stimme. »Wo ist Ethan?«

Oscar Fine schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung«, sagte er. »Aber wenn Sie wollen, gehe ich ihn suchen. An wen soll ich

seine Hände schicken, wenn ich ihn gefunden habe?« Er lächelte mich traurig an. »Sie werden allerdings keine Post mehr empfangen können.«

»Er ist also nicht in Ihrer Gewalt«, stellte ich fest.

»Ich wünschte, es wäre so«, gab Oscar Fine zurück.

Jans Augenlider fielen zu. Ich legte einen Arm um

sie und zog sie an mich. Ich war mir nicht sicher, ob sie noch atmete.

Aus der Ferne drang das Geräusch einer Sirene.

»Scheiße«, stieß Oscar Fine hervor. Er warf einen Blick auf das Handy, das nach wie vor aufgeklappt auf dem Bett lag, nahm es an sich und klappte es zu. Er stieß einen leisen Seufzer aus, als die

Sirene – es klang, als wäre es nur eine – näher kam. Wenige Sekunden später hörte ich Schritte auf den Verandastufen.

»Hierher!«, zischte Oscar Fine. Er deutete mit dem Pistolenlauf auf die offene Tür. »Los!«

Ich ließ Jan los und ging zur Tür. Fine blieb direkt hinter mir. Ich spürte den Lauf der Waffe im Rücken.

»Kommen Sie bloß nicht auf dumme Gedanken«, warnte er.

Von unten drang Barry Duckworths Stimme zu uns herauf. »Mr Harwood?«

»Ich bin hier oben«, rief ich, um einen möglichst normalen Tonfall bemüht.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?« Unten ging Licht an.

»Nein. Meine Frau ist schwer verletzt.«

»Ich habe schon den Notarzt verständigt.« Duckworth hatte den Fuß der Treppe erreicht. Oscar Fine und ich standen hinter dem kurzen Geländer im ersten Stock.

Mit der Dienstwaffe in der Hand sah Duckworth zu uns auf. Ein irritiertes Flackern huschte über

seine Miene; offenbar fragte er sich, wer der Mann war, der hinter mir stand.

»Mr Harwood und ich werden jetzt zusammen das Haus verlassen«, sagte Oscar Fine. »Sollten Sie versuchen, uns daran zu hindern, werde ich ihn erschießen.«

Duckworth schien einen Moment lang zu

überlegen. »In zwei Minuten wimmelt es hier nur so von Polizisten«, gab er zurück.

»Dann sollten wir uns beeilen«, erwiderte Oscar Fine, während er mich zur Treppe drängte. »Nehmen Sie Ihre Waffe runter, sonst erschieße ich Mr Harwood an Ort und Stelle.«

Duckworth sah die

Pistole, die auf meinen Rücken gerichtet war, und senkte seine Waffe. »Geben Sie auf«, sagte er. »Hier kommen Sie nicht mehr weg.«

»Von wegen«, entgegnete Fine. Wir befanden uns jetzt auf halber Höhe der Treppe. »Gehen Sie uns aus dem Weg.«

Duckworth trat ein paar

Schritte Richtung Haustür zurück.

Wir erreichten das Erdgeschoss. Ich war Fines lebender Schutzschild. Er deutete zum Wohnzimmer. Offenbar wollte er das Haus über die Terrasse verlassen. Vielleicht hatte er seinen Wagen in der Parallelstraße geparkt und wollte den Weg durch den

Nachbargarten nehmen.

Duckworth konnte nichts tun. Er warf mir einen frustrierten Blick zu.

Wir befanden uns genau unterhalb des Geländers im ersten Stock, als Duckworth nach oben sah.

Oscar Fine und ich drehten die Köpfe, folgten seinem Blick.

Es war Jan. Sie beugte sich über das Geländer,

das ihr bis zur Taille reichte. Ein Blutstropfen fiel auf meine Stirn. Er fühlte sich wie warmer Regen an.

»Du wirst meinem Sohn nichts antun!«, stieß sie hervor.

Sie schwang sich über das Geländer.

In diesem Moment sah ich, was sie mit beiden Händen umklammerte –

ein spitz zulaufendes, etwa fünfzig Zentimeter langes Stück Dielenholz, das ich höchstpersönlich aus dem Boden gerissen hatte.

Oscar Fine blieb keine Zeit zu reagieren. Im selben Augenblick stürzte Jan auch schon herab. Das schartige Ende des Dielenholzes traf ihn genau zwischen Schulter und Halsansatz und wurde

durch die Wucht ihres Aufpralls tief in seinen Rumpf gerammt, ehe ihr Körper ihn unter sich begrub.

Wie gelähmt starrte ich auf die am Boden liegenden Körper. Beide regten sich nicht mehr.

56

Jan und Oscar Fine wurden noch am Tatort für tot erklärt. Doch auch wenn ich mich wieder halbwegs unter Kontrolle hatte, brachte ich es nicht über mich, noch einmal unsere Diele zu betreten.

Ein ums andere Mal überlief es mich eiskalt, wenn ich an die Leichen meiner Frau und ihres Mörders dachte.

Eine gute Stunde lang versuchte ich Barry Duckworth zu erklären, was geschehen war. Natürlich kannte ich die ganze Geschichte nur in groben Zügen und konnte mir nicht vorstellen, dass

ich jemals alle Details erfahren würde.

Es sah so aus, als würde er mir glauben.

Ja, es war vorbei. Fast. Denn da war noch etwas, über das ich dringend mit ihm reden musste.

»Wo steckt Ethan?«, fragte ich. »Jan glaubte, Fine hätte ihn entführt, aber Fine hat gesagt, er hätte keine Ahnung, wo

Ethan sei.«

»Vielleicht hat er ja gelogen«, sagte Duckworth.

»Das glaube ich nicht«, gab ich zurück. »Die Trumpfkarte hätte er garantiert aus dem Ärmel gezogen.«

Kurz darauf fanden wir einen schwarzen Audi, der, wie sich herausstellte, auf Oscar Fine zugelassen

war. Er hatte in der angrenzenden Straße geparkt. Doch auch als die Cops den Kofferraum öffneten, fand sich keine Spur von Ethan.

»Meine Kollegen setzen gerade Himmel und Hölle in Bewegung«, sagte Duckworth, als wir eine Viertelstunde später am Tisch in meiner Küche saßen. »Die gesamte

Polizei von Promise Falls ist auf der Suche nach Ihrem Jungen. Wir kämmen die gesamte Stadt nach ihm durch.«

»Und wenn … na ja, wenn er bloß ausgerissen ist?«, fragte ich. Doch dann kam mir noch ein anderer Gedanke, der mir den blanken Schweiß auf die Stirn trieb. »Sie müssen die

Krankenhäuser anrufen. O Gott – was, wenn Ethan von einem Auto überfahren worden ist?«

»Wir tun alles, was in unserer Macht steht, Mr Harwood«, erwiderte der Detective.

Seine Worte beruhigten mich kein bisschen.

»Sie hat es für Ethan getan«, sagte ich. »Und für mich.«

»Was meinen Sie?«, fragte Duckworth.

»Sie wusste, dass er mich auch töten würde. Deshalb hat sie ihr eigenes Leben gegeben. Damit ich für Ethan da sein kann.«

»Ja, sieht so aus«, sagte Duckworth.

»Ich dachte, ich würde ihr nie verzeihen können«, sagte ich.

»Hinterher ist man

immer schlauer«, sagte Duckworth.

Ich senkte den Blick und schwieg.

Kurze Zeit später trafen Mom und Dad ein. Nachdem sich Mom wieder einigermaßen gefasst hatte, erklärte ich ihnen ebenfalls, was in den letzten drei Tagen geschehen war.

Besser gesagt, in den

letzten sechs Jahren. Und in Wahrheit hatte alles schon viel früher angefangen.

Mom wischte sich die Tränen von den Wangen. »Aber wo ist Ethan?«, fragte sie schließlich. »Wo kann er bloß sein?«

Duckworth verabschiedete sich, um mit seinen Kollegen zu reden, während wir ratlos

am Küchentisch sitzen blieben.

Wir waren müde, ausgelaugt, am Ende mit unseren Nerven.

Und trotz allem trauerte ich um Jan.

Gegen Mitternacht klingelte plötzlich das Telefon. Ich ging dran.

»Hallo?«, sagte ich.

»Mr Harwood?«

»Ja?«

»Ich habe etwas Schreckliches getan.«

***

Um drei Uhr morgens war ich endlich dort.

Zuerst hatte Detective Duckworth versucht, mich zurückzuhalten. Zum einen wollte er nicht, dass ich den Tatort verließ, zum anderen hielt er es für

besser, ein paar Kollegen loszuschicken. Schließlich handelte es sich ja um eine Kindesentführung.

»Na ja, als richtiges Kidnapping würde ich es vielleicht doch nicht bezeichnen«, sagte ich. »Das Ganze ist ziemlich kompliziert. Lassen Sie mich einfach meinen Sohn holen. Ich weiß, wo er ist. Glauben Sie mir, ich kriege

das schon hin.«

Er überlegte kurz und zuckte dann mit den Schultern. »Na schön, fahren Sie. Aber halten Sie sich an die Geschwindigkeitsbegrenzur

Ich hätte nicht gedacht, dass ich so bald wieder in Rochester sein würde.

Im Wohnzimmer der Richlers brannte Licht, als ich vor dem Haus in der

Lincoln Avenue hielt. Ich musste nicht einmal an die Tür klopfen. Kaum war ich ausgestiegen, stand Gretchen Richler auf der Veranda, um mich hereinzulassen.

»Kann ich ihn sehen?«, fragte ich.

Sie nickte, führte mich nach oben und öffnete die Tür zu ihrem Schlafzimmer. Ethan lag

auf dem Doppelbett, den Kopf sanft auf ein Kissen gebettet, und schlief.

»Lassen wir ihn noch ein bisschen schlafen«, sagte ich.

»Möchten Sie einen Kaffee?«, fragte Gretchen.

»Gern«, sagte ich, während ich ihr die Treppe hinunter folgte. »Ist Ihr Mann immer noch im Krankenhaus?«

»Ja«, sagte sie leise. »In der psychiatrischen Abteilung. Er steht vorerst unter Beobachtung.«

»Was sagen die Ärzte?«

»Dass wir erst mal abwarten müssen. Vielleicht entlassen sie ihn bald wieder, obwohl …« Sie schüttelte den Kopf. »Er wird das alles wohl nie verwinden.«

Sie schenkte zwei

Tassen Kaffee ein und stellte sie auf den Küchentisch. »Kann ich Ihnen ein paar Plätzchen anbieten?«, fragte sie.

»Nein, danke«, sagte ich.

Gretchen Richler nahm mir gegenüber Platz. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich hätte das nicht tun dürfen.«

Ich blies über den Kaffee

und nahm einen Schluck. »Was ist passiert?«

»Es war wegen dem Foto, das Sie uns hiergelassen haben. Dem Bild von Ihrer Frau. Ich habe die Halskette sofort wiedererkannt. Die Kette mit dem kleinen Muffin aus Gold.«

»Ja?«

»Sie gehörte unserer Tochter. Kurz bevor sie

starb, hatte sie die Kette verloren. Sie glaubte, Constance hätte sie ihr gestohlen. Und als ich das Bild von Ihrer Frau gesehen habe, wusste ich Bescheid. Plötzlich war mir klar, was damals passiert ist.«

»Soweit ich weiß, hat sie die Kette nur dieses eine Mal getragen«, erwiderte ich. »Wegen Ethan. Er

hatte sie in ihrem Schmuckkästchen entdeckt und wollte sie unbedingt an seiner Mom sehen. Muffins sind für ihn einfach das Größte.«

Sie schwieg einen Moment. »Als sie das letzte Mal angerufen haben … Ich war völlig durcheinander, nachdem Horace gerade versucht hatte, sich das Leben zu

nehmen. Und als Sie sagten, Ihre Frau sei wahrscheinlich noch am Leben, bin ich irgendwie durchgedreht.«

Ich wartete.

»Ich war so wütend«, fuhr Gretchen fort. »Auf diese Frau, die meiner Tochter gleich zweimal das Leben genommen hat. Dauernd musste ich daran denken, was sie uns

angetan hat. Ich wollte ihr einen Denkzettel verpassen.«

Ich nickte und nippte an meinem Kaffee.

»Ich wollte ihr zeigen, wie das ist, ein Kind zu verlieren. Sie hatte uns unsere Tochter genommen und dann auch noch ihren Namen gestohlen – wie kann man nur so gefühllos und grausam sein?

Jedenfalls bin ich nach Promise Falls gefahren, während Horace im Krankenhaus lag. Es war nicht schwer, das Haus Ihrer Eltern zu finden. Ihr Sohn hat im Garten gespielt. Ich habe ihm gesagt, ich sei seine Tante Gretchen. Und dass ich ihn nach Hause bringen wollte.«

»Und er ist mit Ihnen

gegangen?«

»Sofort. Er wollte einfach nur nach Hause.«

»Fand er es nicht seltsam, dass plötzlich eine Tante auftauchte, von der er noch nie gehört hatte?«

Gretchen schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht. Für ihn war es das Normalste auf der Welt.«

»Und dann ist er zu

Ihnen ins Auto gestiegen.«

Sie nickte. »Ich hatte um die Ecke geparkt und ein paar Süßigkeiten mitgebracht, um ihn bei Laune zu halten. Als wir unterwegs waren, hat er gesagt, ich würde falsch fahren. Aber ich habe ihm erklärt, ich würde ihn eine Weile mit zu mir nehmen. Dass es ein bisschen dauern würde, bis er

wieder nach Hause kann.«

»Und wie hat er reagiert?«

Gretchen schluckte. Ihre Augen wurden feucht. »Er hat angefangen zu weinen. Aber ich konnte ihn wieder beruhigen. Ich habe ihm gesagt, er müsse nicht lange bleiben.«

»Was hatten Sie vor?«, fragte ich.

Gretchen sah mir in die

Augen. »Ich weiß es nicht.«

»Aber irgendeine Vorstellung müssen Sie doch gehabt haben.«

»Auf dem Weg nach Promise Falls habe ich wieder und wieder überlegt. Ich wollte … Ich …«

»Sie hatten doch nicht vor, ihm etwas anzutun.«

Sie wich meinem Blick

aus. »Eigentlich nicht. Aber eine Weile war ich wie besessen. Nicht mehr ich selbst. Ich wollte abrechnen mit dieser Frau, die mir mein Liebstes genommen hatte. Aber als er dann neben mir im Auto saß …«

»… hätten Sie es niemals übers Herz gebracht«, vollendete ich ihren Satz.

»So ein süßer kleiner Junge.« Ein Lächeln stahl sich auf ihre Züge, als sie mich wieder ansah. »Ein echter Schatz. Sie müssen ihn über alles lieben.«

»Er ist mein Ein und Alles«, sagte ich.

»Ich schäme mich so«, sagte sie.

»Sie haben ja keine Ahnung, was für Ängste wir ausgestanden haben.«

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Wie kann ich das je wiedergutmachen?«

»Meine Mutter ist immer noch völlig außer sich. Wahrscheinlich wird sie sich nie verzeihen, dass sie Ethan aus den Augen gelassen hat.«

»Bitte sagen Sie ihr, dass es mir leidtut. Aufrichtig leid. Wenn ich vor Gericht stehe, werde

ich mich öffentlich bei Ihrer Familie entschuldigen.«

Mit einem Mal war ich hundemüde.

»Das wird nicht nötig sein«, sagte ich.

Gretchen musterte mich verwirrt. »Ich verstehe Sie nicht. Ich habe Ihren Sohn entführt. Dafür muss ich bestraft werden.«

Ich griff über den Tisch und nahm ihre Hand. »Sie

haben genug gelitten«, sagte ich. »Was meine Frau Ihnen angetan hat, ist unverzeihlich.«

»Trotzdem habe ich Ihren Sohn gekidnappt«, sagte Gretchen. »Sie wird mich bestimmt nicht ungeschoren davonkommen lassen.«

»Doch, das wird sie«, erwiderte ich. »Sie ist tot.«

Gretchen schnappte

nach Luft. »Was?«

»Sie wurde vor ein paar Stunden getötet«, sagte ich. »Ihre Vergangenheit hat sie eingeholt. Und ganz ehrlich, wahrscheinlich haben Sie Ethan sogar das Leben gerettet, indem Sie ihn entführt haben.«

»Das macht meine Tat auch nicht besser«, sagte sie leise.

»Für mich zählt nur,

dass es meinem Sohn gutgeht. Ich werde den zuständigen Detective bitten, Sie nicht zu belangen.«

Doch Gretchen schien mir nicht mehr zuzuhören. »Ich habe ihm Makkaroni mit Käse gemacht«, sagte sie.

»Das mag er sehr«, sagte ich.

»Mein Gewissen hat

einfach nicht mitgespielt«, sagte sie. »Deshalb habe ich Sie angerufen. Ich hätte die ganze Nacht kein Auge zugetan.«

»Danke«, sagte ich. »Ich würde jetzt gern meinen Sohn sehen.«

»Wenn Sie wollen, können Sie wieder hier auf der Couch übernachten.«

»Danke für das Angebot«, sagte ich. »Aber

wir müssen zurückfahren.«

Gretchen führte mich die Treppe hinauf. Als ich mich auf die Bettkante setzte, regte sich Ethan im Schlaf.

»Ethan.« Ich berührte ihn sanft an der Schulter. »Ethan.«

Langsam öffnete er die Augen und blinzelte in das Licht, das vom Flur hereinfiel.

»Hallo, Dad«, sagte er.

»Zeit zu gehen«, sagte ich.

»Nach Hause?«, fragte er.

»Zu Oma und Opa«, erwiderte ich. »Nach Hause können wir erst mal nicht mehr. Aber ich bleibe immer bei dir, okay?«

Ich schlug die Decke zurück. Er hatte in seinen Sachen geschlafen; nur die Schuhe standen vor dem

Bett.

»Ich hatte keinen Schlafanzug für ihn«, sagte Gretchen entschuldigend.

Ich nickte. Als Ethan sich aufgesetzt hatte, reichte Gretchen mir seine Schuhe. Während ich sie ihm anzog und die Klettverschlüsse zumachte, sagte er: »Das ist Tante Gretchen.«

»Stimmt«, sagte ich.

»Sie hat mich bei Oma und Opa abgeholt.«

»Und dir Makkaroni mit Käse gemacht, ja?«

»Ja.«

Ich strich ihm durchs Haar und hob ihn hoch. Er legte den Kopf an meine Schulter, während wir die Treppe hinuntergingen.

»Ich hoffe, Horace kommt wieder auf die

Beine«, sagte ich, als Gretchen die Haustür öffnete. »Bitte grüßen Sie ihn von mir.«

»Danke«, gab sie zurück. »Kommen Sie gut nach Hause.« Sie tätschelte Ethan die Wange. »Auf Wiedersehen, mein Junge.«

»Auf Wiedersehen, Tante Gretchen«, sagte er

schläfrig.

Ich trug ihn zu Dads Wagen, setzte ihn in den Kindersitz und schnallte ihn an. Als ich mich hinters Steuer gesetzt hatte und losfahren wollte, fragte Ethan: »Hast du Mommy gefunden?«

»Ja«, sagte ich.

»Ist sie zu Hause?«, fragte er.

Ich stieg wieder aus,

öffnete die hintere Tür, setzte mich zu ihm auf die Rückbank und nahm seine kleinen Hände in die meinen.

»Nein, Ethan«, sagte ich. »Sie ist fortgegangen. Und sie kommt auch nicht mehr wieder. Aber eins darfst du nie vergessen. Sie liebt dich über alles, mehr als ihr eigenes Leben.«

»Ist Mom böse auf mich?«, fragte er.

»Nein, überhaupt nicht«, sagte ich. »Sie könnte dir nie böse sein.« Ich hielt inne und überlegte, und dann hatte ich die richtigen Worte gefunden. »Sie hat alles nur für dich getan.«

Ethan nickte schläfrig, vergoss ein paar Tränen, gähnte schließlich und schlief wieder ein. Ich

nahm ihn in die Arme. So saßen wir auch noch da, als die Sonne aufging.

DANKSAGUNG

Fangen wir mit den Buchhändlern an. Ohne sie würden Sie dieses Buch nicht in der Hand halten. Menschen, die ihre Liebe zu Büchern zu ihrem Beruf gemacht haben, sind wahre Enthusiasten.

Anzeigen und Rezensionen sind gewiss wichtig, aber nichts ist eine bessere Werbung als die persönliche Empfehlung eines Buchhändlers: »Das müssen Sie lesen.«

Vielen Dank.

Ohne meine gute Freundin und Agentin Helen Heller wäre ich aufgeschmissen. Sie kann eine gute von einer

schlechten Geschichte unterscheiden und hält mit Kritik auch nicht hinterm Berg. Ihr scharfsinniges Urteilsvermögen ist für mich unverzichtbar.

Außerdem möchte ich Gina Centrello, Nita Taublib, Danielle Perez und ihren Kollegen bei Bantam Books für ihren unermüdlichen Einsatz danken.

Keith Williams hat mir in Sachen Diamanten mehr als nur ein bisschen auf die Sprünge geholfen. Sarkis Harmandayan und Terry Vere vom Vaughan Press Centre, wo auch der *Toronto Star* gedruckt wird, für den ich siebenundzwanzig Jahre tätig war, haben mir einen Crashkurs zum Thema Druckerpressen verpasst.

Apropos Presse: Auch die Zeitungen will ich nicht vergessen. Ich verdanke ihnen fast mein gesamtes Wissen. Leider befinden sie sich momentan in einer schweren Krise. Auch wenn sie vielleicht irgendwann nur noch online existieren, brauchen sie die finanzielle Unterstützung ihrer Leser, damit auch künftig kritische

Berichterstattung möglich ist.

Mein größter Dank gilt wie immer Neetha, Spencer und Paige – ohne sie wäre alles ohne Bedeutung.